Federzeichnungen

auf der Reise.

Novellen und Bilder

Bayerische Staatsbibliothek München

von

[Luise]

L. Mühlbach.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöngau

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1846.

82

P. o. germ. 1936 l

Bayerische Staatsbibliothek München

BG

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

	Seite
Frankfurt	3
Dannecker's Ariadne und Rauch's Victorien	10
Thorwaldsen	14
Die Judengasse in Frankfurt	19
Der Jude	24
Auf dem Rhein	64
Mannheim und Carl Ludwig Sand	75
Heidelberg	79
Karlsruhe und das Ständehaus	87
Ein Censor	93
Der Straßburger Münster	105
Die Baukunst in Berlin	113
Basel und das Freischießen	118
Mimili und die vergessenen Autoren	123
Der Münster in Basel und die Schweizer	128
Der Adjunct	135
Genf und Rousseau	202
Ferney und Voltaire	214

Seite
Der Genfer See. Der Lago maggiore. Louis Napoleon 232
Savoyen und die abgebrannte Stadt Cluze 244
Das fluchbeladene Haar 255
Das Chamounythal und das Eismeer 291
Trient, Tête noire und Martigny 297
Chillon und das Berliner Gefängniß für einsame Haft 303
Jacob Eltester 314
Das Gletscherglühen 381

Bayerische Staatsbibliothek München

Federzeichnungen

auf der Reise.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt.

Diese tödtlich langweilige Fahrt von Leipzig nach Frankfurt ist endlich überstanden, todesmatt und müde haben wir jetzt die alte, stolze, freie Reichsstadt erreicht. Fordere nicht, Liebste, daß ich Dir einen Reisebericht liefere, diese kahle, sterile Fahrt giebt keinen Anlaß dazu und ich verstehe es auch überhaupt nicht. Dafür giebt es Reisehandbücher, belehrend und beschreibend; ich sage und beschreibe Dir nur das, was mir gefallen, was sich meiner Seele eingeprägt hat, und bunt durcheinander will ich Dir meine Gedanken und Träume mittheilen, so wie sie in der Seele aufdämmern und darin zu einem Licht werden, mit dem ich mir die Gegend und die Welt anschaue, ganz individuell und vielleicht auch nur mir selber zu Nutz und Frommen.

Durch das grüne Thüringen kamen wir Nachts; es schlummerte und war still im Leben, wie es schlummernd und still daliegt in der Geschichte der Gegenwart. Thüringen hat seinen Moment der Geschichte gehabt und in diesem Moment war es groß und stark, und seine Sieges-

und Kriegeslieder, seine Kirchengesänge und Hymnen schallten weit hin durch Deutschlands Gauen und weckten in jeder Brust verwandte Klänge, in jeder Seele heilige, begeisterte Gedanken. Das dauerte Jahrhunderte lang, dann faßte sich der Geist der thüringischen Geschichte noch einmal zu einem Meisterwerk zusammen und schuf sich selber eine Glorie der Unsterblichkeit und sang sein gottbegeistertes Schwanenlied, um dann sich hinzulegen und zu sterben. Recht mitten im Thüringer Walde, den höchsten Bergzug desselben hinan fahrend, hatten wir ein stolzes, majestätisches Gewitter mit fortwährend zuckenden Blitzen, fortwährend krachendem Donner. Der Wagen stand wie im Feuer, die Pferde scheueten und zitterten und von der Höhe hernieder stürzten Regenbäche mit brausender Gewalt; seit vielen Jahren soll man kein so starkes Gewitter erlebt haben. Mir war es willkommen, ich fühle mich immer glückselig leicht und frei während des Gewitters und ich begreife ganz, wie die Juden des Alterthums den Donner für die Stimme Gottes halten konnten. Mir ist er das auch, und wenn ich in unsern Kirchen und Domen Gott nicht zu begreifen vermag, so verstehe ich ihn desto besser, wenn er im Gewitter zu mir redet, und ich schmiege mich an ihn, vertrauensvoll und demüthig.

Frankfurt überraschte mich, weil es kleiner und weniger schön war, als ich es gedacht. Es ist alt, aber wenig alterthümlich; krumme, enge Gassen, hohe Gie-

belhäuser genügen noch nicht, um einer Stadt das charakteristisch Alterthümliche zu geben, das zum Beispiel Nürnberg und zum Theil auch Leipzig auszeichnet. Aber es hat doch den Römer! wirst Du sagen. Ja, den hat es, allein welch ein kahles, nichtssagendes Gebäude ist dies, da ist Nichts von dieser anmuthigen Zierlichkeit und Gediegenheit mittelalterlicher Prachtbauten, Nichts von diesen zierlich umschnörkelten Erkerthürmen und Gesimsen: eine glatte, weißgekalkte Fronte mit wenigen niedrigen Fenstern, eine rundgeschweifte, thorwegartige Thür, über derselben ein kleiner mit Eisengittern umgebener Balcon, das ist das Aeußere des Römers. Das Innere ist in einem freieren, größeren Styl angelegt, die breiten Treppen, die großen Vorsäle machen einen imposantern Eindruck, und etwas von den Schauern der Ehrfurcht, die man immer empfindet, wenn man solche, durch die Geschichte geheiligten Räume betritt, wehte mich an, als wir jetzt in den großen Römersaal kamen, in dem zur Zeit, als Deutschland noch ein einiges unzerstückeltes Ganze war, die Kaiser Deutschlands ihre Weihe empfingen. Es ist aber eine bittere und trauervolle Ironie, daß Frankfurt für seine verschwundenen Kaiserkrönungen jetzt durch die Sitzungen des deutschen Bundestages entschädigt wird! Welch hohe, gewaltige Erinnerungen knüpfen sich an diesen Saal, der eins der größten Erinnerungsmale deutscher Geschichte ist, aber zugleich auch ein Wundenmal, in

welches das heutige Deutschland seine Hände legen und daran den gestorbenen Heiland erkennen kann. Aber diese Wundmäler sollen übertüncht, diese Erinnerungstafeln verlöscht werden. Der Römersaal in seiner wahrhaft rührenden Einfachheit, dieser alte Heros mit seinem alterthümlichen ungeschmückten Panzer, der ihm ein ehrwürdiges, heiliges Ansehen giebt, wie einem Greise sein langwallender Silberbart, dieser alte Römersaal soll seine alten Gewänder des Mittelalters abstreifen, der lange Silberbart, die weißen Locken sollen dem Greise verschnitten werden und ganz nach der Mode will man ihn aufstutzen und frisiren à la malcontent. Sein dunkles Gewand soll er vertauschen mit einem hellen, modischen Anzug, modern soll er werden, dieser alte, heilige Römersaal; einst war er ein Löwe, der die Gerechtsame und Freiheiten des heiligen Deutschlands beschirmte, jetzt soll er ein lion werden, ein Modeherr, um so widerlicher anzusehen, weil man unter seiner Schminke doch das Alter herausfühlt. Diese alten Nischen mit den braunen Kaiserbildern sollen verschwinden und durch neue ersetzt werden. Es ist wahr, diese Kaiserbilder sind schlecht, oft kaum erkennbar, aber jedes derselben ist ein Denkmal seiner Zeit und dadurch allein hat der Römersaal ja eine historische Bedeutung, daß er ein wahrhaftiges, unverfälschtes Denkmal der Geschichte ist. Einen Fünfthalerschein verfälschen, das nennt man ein Verbrechen, und ist es nicht ein größeres Verbrechen ein Monument

deutscher Geschichte zu verfälschen? Nicht weil er schön ist und von modernem Stoffe, wird der heilige Rock in Trier angebetet. Was würde wohl die ganze katholische Christenheit sagen, wenn man diesen heiligen Rock überzöge mit einem kostbaren, modernen Stoffe. Würde nicht ein Zeterschrei durch alle katholische Lande gehen, würde man das nicht ein Sacrilegium nennen, eine frevelhafte Entweihung? Man wallfahrtet fromm und gläubig, um das heilige Gewand zu sehen, das einst die Glieder des Heilands umschlossen, und nur dadurch allein hat dies Gewand eine heilige Bedeutung, weil man es für ächt hält und unverfälscht. Auch der Römersaal ist ein heiliger Rock, der einst die Glieder Deutschlands, dieses heiligen Märtyrers aller Zeiten, umschloß und zu dem wir wallfahrten sollten, gläubigen, trauernden Herzens. Diesen heiligen Rock überziehen und übertünchen, ist das nicht auch ein Sacrilegium? Und ich versichere Dich, dieses alte, tiefbraune, scharf markirte Portrait des Kaisers Wenzel ist mir lieber als die lebensgroße Gestalt des Kaisers, durch die jenes ersetzt werden soll und das Professor Henselt in Berlin gemalt hat. Jenem alten braunen Bilde verzeiht man seine Geschmacklosigkeit, weil es einer Zeit angehört, in welcher die Malerei in ihrer Kindheit war, aber die Geschmacklosigkeit dieses modernen Kaiser Wenzel ist unverzeihlich. Da steht er, groß und stämmig, wie ein Bauer, und wohl geputzt mit bunten Farben, glänzend und schön, den Jagdhut schief

und keck gesetzt, wie ein Tyroler, kaum auf dem schmalen Rahmen, der in die Nische passen muß, Platz habend, seine Arme in die Seite zu stemmen; zu seinen Füßen links und rechts, in gleicher Höhe, siehst Du ein Paar weit aufgesperrte Hunderachen, der eine ist so groß wie der andere, und ich denke mir, daß dies ein Paar wohl dressirte Hunde sind, denen der Kaiser eben befohlen: „Reißt die Mäuler auf, ich will sehen, ob Eure Zähne noch alle in Ordnung sind!“ Die Zähne sind in Ordnung, das ist wahr, es scheinen überhaupt ein Paar recht kräftige Hunde, und es ist wirklich Schade, daß man von ihnen nur die eine Hälfte sieht, — wie vereinsamt muß sich die andere Hälfte fühlen, die außerhalb des Bildes herumläuft. Aber Henselt ist ein großer Maler und große Maler sind sie Alle!

Doch wo bin ich hingerathen, vom Römersaal zur modernen Malerei! Verzeiht mir, Ihr heiligen Schatten verblichener Jahrhunderte, ich bin nicht Schuld daran! — Im Dom sahen wir den Stuhl, auf welchem der gesalbte Kaiser saß und als solcher zum ersten Male die Huldigung seiner Vasallen entgegennahm. Wie einfach war doch jene Zeit! Jener Stuhl war damals das Kostbarste dieser Art im ganzen deutschen Reiche, jetzt findest Du ähnliche in jedem Salon, nur schöner, zierlicher. Die deutschen Kaiser waren nicht prunksüchtig, sie hatten nicht nöthig, dem armen deutschen Volke die Augen zu verblenden mit goldenem Flitter und glän-

zendem Schein, es war mehr tiefer, innerer Gehalt, der dieses äußeren Prunkes nicht bedurfte. Das deutsche Volk war auch noch gläubig und sein Kaiser war ihm wirklich von Gottes Gnaden, wenn er auch nicht in goldener Majestät einherging, er war der Stellvertreter Gottes, wenn er auch nicht glänzte wie Sonne und Sterne. Damals bedurfte es keines Prunkens, um das Volk in Staunen und Ehrfurcht zu halten, — das war damals! Aber laß uns das Damals vergessen und in der Gegenwart leben! Gehe mit mir die Zeil, diese schönste und berühmteste Straße Frankfurts, hinunter, am Russischen Kaiser biegen wir links ab, und durch winklige, kleine Gassen, durch ein unansehnliches Thor gelangen wir endlich zu Bethmann's Garten, in dessen Mitte das hübsche kleine Museum liegt.

Dannecker's Ariadne und Rauch's Victorien.

Ich sage Dir Nichts von den guten Abgüssen der Antiken, die es enthält, das sind schöne Copien, deren Originale Du zum Theil in München findest, aber dies Museum enthält ein köstliches Original, das Du bewundern, anstaunen mußt! Ich meine Dannecker's Ariadne. Sie steht allein, abgesondert in einem Cabinet, dessen Fenster mit dunkelrothen Vorhängen verhüllt sind; dieser rothe Schein haucht das Bildwerk mit einem schönen, glühenden Fleischton an und giebt ihm die Wahrheit und das Colorit des Lebens. Diese Ariadne hat Nichts von jener reinen, heiligen Schönheit der Antike, Nichts von jenem überirdischen Glanz des Ideals der Griechen, aber es ist die Vollendung irdischer Schönheit, es ist das glühendste, üppigste und herrlichste Weib, das Du hier vor Dir athmen, leben siehst, es ist das Ideal irdischer, sinnlicher Schönheit. Die schönsten Formen, schlank und voll, kräftig und weich, Raphael hätte sie nicht zu einer Madonna, aber Titian zu einer Venus gebrauchen können. Den einen Arm auf den Kopf des Panthers gestützt, blickt sie rückwärts über den schön gewölbten Nacken. Es scheint, sie sieht Jemand entge-

gen, sie hört Jemand kommen, gewiß den Geliebten, und für ihn hat sie diese schöne Stellung angenommen, die alle ihre Reize zeigt und enthüllt. Es ist etwas Bewußtes in dieser Stellung, etwas Absicht. Diese Ariadne will gefallen und sie weiß auch, daß sie schön ist, sie ist sich ihrer Herrlichkeit bewußt und stolz darauf. Das siehst Du in ihrem Antlitz, in dem kühn gewandten Haupt, — sie hört, daß ihr Geliebter naht, aber in diesen Zügen ist Nichts von Erschrecken und jungfräulicher Scham, diese Ariadne ist keine schüchterne, schamhafte Jungfrau, es ist ein üppiges, schönes Weib, das nicht mehr erröthet über ihre Nacktheit, weil sie weiß, daß ihre Nacktheit ihre Schönheit ist und weil sie mit ihrer Schönheit bezaubern will. Ihr stolzes Gesicht, diese üppigen, schwellenden Lippen scheinen zu sagen: „Komm und sieh mich an, und dann sage, ob es etwas Schöneres giebt als mich?“ — Aber Ariadne hat auch Recht, stolz auf ihre Schönheit zu sein, und was sie ist, das ist sie ganz, das Ideal üppiger Schönheit. Es ist ein vollständiges, abgeschlossenes Ganze, ein Naturkunstwerk möchte ich sagen, unbewußt und naiv, wie die Natur, ohne alle Nebengedanken und tiefe Intentionen, ohne alle künstliche Grazie und idealische Schüchternheit. Ein solches Werk zu schaffen, dazu gehört eben so viel Genialität als Kühnheit, und kein anderer deutscher Künstler hat es darin dem Dannecker gleich gethan. Wir sind überhaupt arm, recht arm an deutschen Bildhauern, und

ich wüßte keinen Einzigen, den ich in Wahrheit einen großen Künstler nennen möchte.

Es giebt Bildhauer, die sind gewissermaßen durch die Tradition zu großen Künstlern gestempelt, warum, das weiß eigentlich Keiner zu sagen und noch weniger zu beweisen. Oder nennst Du etwa Rauch, Drake, Wichmann große Künstler? Wo ist ein einziges, wahrhaft schönes Werk, das sie geschaffen, und was eigentlich leisteten sie mehr, als daß sie Portraits lieferten. Rauch's schönstes Portrait ist die Königin Louise und hier begünstigte das herrliche Original die Copie; Bülow und Scharnhorst, diese Beinkleiderstatuen, Blücher auf dem ängstlich kleinen Postament, sind das Kunstwerke? Rauch's Gestalten, selbst seine idealen, sehen aber alle aus wie Portraits, das Ideal, die Verkörperung der reinen, unbewußten, ursprünglichen Schönheit, die findest Du nirgends in seinen Werken, es ist Alles nur genreartig, klein, ohne große, freie Conception, kleine Gedanken in großer Weise ausgeführt. Im freien Griechenland wäre eine solche Künstlerschaft unmöglich gewesen, denn es fehlt ihr zu allererst die Freiheit. Da ist Alles gedrückt, die Kunst in die Uniform der Alltäglichkeit gesteckt, — es ist eine rechte preußische Geheimerathskunst, diese Bildhauerkunst des Geheimerath Rauch, und seine Victorien, mit denen das ganze siegreiche Preußen überschwemmt ist, sind weiter Nichts als verkleidete Unteroffiziere, die die Beine dicht zusammen-

halten, im geschlossenen Schritt, um nicht von der Kugel herunter zu purzeln, und welche die Palme schultern wie ein Gewehr. Ob das eine Anspielung sein soll darauf, daß die Siege nur von Kriegern erfochten werden, von Soldaten, und die Göttin des Sieges also ihren Soldaten wohl dressirt ein gutes Beispiel sein soll? Ich bitte Dich, sage mir ein einziges, wirkliches Kunstwerk, das für sich bestehend, als Kunstwerk, als Ideal zu nennen ist. Rauch hat die Kunst verstanden, sich zu einem Künstler zu machen, den wahren Künstler aber schafft die Natur, der macht sich nicht selber, der empfängt unbewußt die Eingebungen eines Genius, der aus ihm arbeitet und schafft und dessen Diener er ist. Ein solcher unmittelbarer, empfangender Künstler war Thorwaldsen, dieses unschuldige Kind an Geist, dieser Heros an Kunst.

Thorwaldsen.

Du hättest ihn sehen sollen, wie er in seinem Atelier beschäftigt war, wie er arbeitete und schaffte mit diesem herrlichen, staunenden Kinderlächeln in seinem lieben, schönen Angesicht. Er war so bescheiden in sich selber, daß er immer über sich selber staunte und gar nicht wußte, woher es komme, daß er so Herrliches und Großes geschaffen. Als wir in Kopenhagen bei ihm waren, zeigte er uns mit einer wahren Kinderfreude alle die Abgüsse seiner zerstreuten Werke, die in einem von ihm erbauten Museum aufgestellt werden sollten. Bei jedem Anderen möchte man das Eitelkeit nennen, sich für seine Werke ein eigenes Museum aufzurichten, bei Thorwaldsen war es das nicht. Ihm waren seine Werke nur Kunstproducte, bei denen er gar nicht daran dachte, daß seine Hand sie geschaffen, von denen er ganz absah, und die er aufbewahren und ordnen wollte als Diener der Kunst. Seine drei Grazien mit dem Amor zu ihren Füßen nannte er sein Lieblingswerk und gab mir eine Medaille, auf welcher dieselben in sehr gelungenem Basrelief sich befinden. Ich fragte ihn, ob dieser Laute schlagende Engelknabe zu den Füßen der Grazien ein Amor oder ein Apoll sein solle? „Ein Amor,“

sagte er lächelnd und mit jenem eigenen halb verwunderten, halb kindlichen Ausdrucke, der ihm eigen war, „ein Amor, und die Laute gab ich ihm in die Hand, um anzudeuten, daß die Liebe immer mit der Grazie in Harmonie sein müsse.“ Ist das nicht hübsch und sinnig? — Dann waren wir bei Thorwaldsen in seiner Wohnung und fanden ihn in seinem Atelier; ein leichtes, weites und weißes Gewand, bis über die Hüften reichend, umfloß seine schöne, kräftige Greisengestalt, ein schwarzes Barett deckte das Haupt, und unter demselben bis auf die Schultern hernieder fiel, einer Glorie gleich, sein silberweißes, glänzendes Haar. Wir sahen ihm zu bei der Arbeit, er modellirte gerade an der Statue eines dänischen Königs, und wunderbar war es anzuschauen, wie unter seinen Händen sich aus dem plumpen Thonhaufen plötzlich Form und Gestalt, Blick und Auge erhob und Leben gewann. Ein Engländer war auch gekommen und schaute lang dem großen Meister zu, dann rief er: „Aber wie ist es nur möglich, so schnell zu schaffen, wie machen Sie es nur, so Schönes zu leisten?“ — Thorwaldsen sah ihn verwundert an und sagte freundlich: „Nun, das ist ganz einfach! Ich nehme ein Stück Thon und knete und drücke es zusammen, und dann kommt das Andere von selbst.“ — Als wir Abschied nahmen, schenkte uns Thorwaldsen sein Portrait, und auf unsere Bitte schrieb er seinen Namen darunter, das Papier löschte und die Buchsta-

ben liefen ein wenig breit aus. Da hättest Du seinen Schreck sehen sollen! Er ließ die Feder fallen, faltete die Hände über der Brust zusammen und sah ganz schmerzlich auf die dicken Buchstaben hin. — So war Thorwaldsen, ein Kind und ein Heros, er dachte und lächelte wie ein Kind, und schuf und arbeitete wie ein Heros. Er hatte ganz Recht zu sagen: „es kommt von selbst.“ Bei ihm kam wirklich die Schönheit und das Kunstwerk von selbst, es war eine unmittelbare Eingebung, nichts Geklügeltes und Ersonnenes, es lag in seinen Händen, in seinem Hammer, in seinem Marmor und Thon, in seinem Herzen und seinen Augen, weniger in seinem Kopfe. Er war ein Diener und Sklave der Kunst, ein anbetender Priester an ihren Altären, nicht aber hatte er die Kunst zu seiner Dienerin und Sklavin gemacht, sie nicht herabgewürdigt zu einem Capital, von dem er leben, das ihn kleiden und erhalten sollte. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden, die Natur hatte ihm dies Diadem um die schöne, reine Stirn gelegt, die Kunst hatte ihn gesalbt zu einem ihrer Statthalter auf Erden und unbewußt, lange schon ehe er es dachte, war er ein Künstler, denn er war als solcher geboren. Rauch aber ist erst ein Künstler geworden, er hat erst lange gelebt und gedacht, und dann sah er ein, daß er ein Künstler sein könne und er machte sich zu einem Künstler. So viel höher steht Thorwaldsen über Rauch, und dennoch — setze die Venus des

Thorwaldsen neben die Medicäische, oder die sogenannte Stockholmer, vergleiche seinen Apoll mit dem von Belvedere, und diese schönen Gestalten des Thorwaldsen schrumpfen zusammen und es macht Dir Schmerz, daß Du diese schönen Menschenkinder verwechselt hast mit den Göttern und Göttinnen, wie sie das freie, glückliche Griechenland Dir zeigt. Der Apoll des Thorwaldsen erscheint Dir nun wie ein Dandy neben dem von Belvedere, seine Venus ist eine schön gebaute, üppige Italienerin, aber keine Venus mehr. Das ist aber nicht Thorwaldsen's Schuld, er ist der größte Bildhauer seiner Zeit, aber seine Zeit ist klein, es fehlt ihr die innere Heiterkeit, der innere gottselige Friede, welcher das freie, griechische Volk beseelte, es fehlt dies schöne, frische, muskelkräftige, gewaltige, herrschende Volksleben, das auch auf die Entwickelung des Körpers seinen wesentlichen Einfluß übt. In Griechenland war fast jeder Körper ein geeignetes Modell, jetzt sind in Italien selbst die Modelle selten; im freien, unschuldigen Griechenland war die Schönste und Gefeierteste selbst stolz darauf, dem Bildhauer als Modell zu dienen, in unserer Zeit ist das ein verachtetes Gewerbe, zu dem nur Noth oder Entwürdigung sich herabläßt, allenfalls auch noch die Liebe, die Alles überwindet, auch die Scham. Dieser Liebe verdankt Raphael seine Madonnen und auch Thorwaldsen seine Göttinnen! — Wenn aber der hochstehende Thorwaldsen noch klein erscheint neben der An-

tike, ich frage Dich, wie erscheint dann neben dieser — Rauch?

Verzeihe dieses Abschweifen, zu dem mich Dannekker's Ariadne veranlaßt. Jetzt bin ich wieder mit Dir in Frankfurt und wandere mit Dir die Zeil hinauf über den Marktplatz nach unsrem Gasthof. Vor der Hauptwache schlage ich beschämt und trauernd die Augen nieder. Ja, das waren Träume damals, Träume, wie die Jugend sie träumt, und die doch mit jahrelangem Kerkerleiden bestraft wurden! Es giebt wirklich Gebäude, die man nicht ansehen kann, ohne roth zu werden vor Scham; zum ersten Male empfand ich das, als man mir in Venedig den Palast des letzten Dogen zeigte, er hieß Marino und lieferte die Republik an Frankreich aus, auch in Krakau schämte ich mich, als ich in das stolze, wundervolle Königsschloß trat, das jetzt eine Kaserne ist, und dann später in München dem Ständehause gegenüber. Warum sollte man sich nicht schämen der Frankfurter Hauptwache gegenüber! — Herrlich sind die Quais am Main, von denen, wie von der schönen Mainbrücke, man eine hübsche Aussicht auf die Stadt hat.

Die Judengasse in Frankfurt.

Aber recht in das Innere der Stadt mußt Du mir folgen, in jene dunkle, lange Straße, die seit uralten Zeiten her der Wohnsitz der Juden in Frankfurt ist. Einmal, nur einmal verließen sie diese Straße und das waren goldene, köstliche Tage des Triumphes, da leerten sie in wenigen Tagen den vollen Becher berauschender Siege, da feierten sie den großen, köstlichen Tag der Vergeltung, rächten den Hohn mit Hohn, Grausamkeit mit Grausamkeit, zwängten die Christen ein in ihre Straßen und machten sich glückestrunken zu Herrn der Stadt. Die Sonne ihres Glückes durchbrach auf einen Moment wenigstens die dunklen Wolken, die über der Judengasse gehangen, und glänzend hell meinten sie den Horizont ihrer Zukunft zu erschauen, aber es war nur ein Moment; unter Strömen vergossenen Blutes verdunkelte sich ihr kurzer Sonnentag, und gebeugten Hauptes, zerrissenen Herzens wurden sie zurückgestoßen in die Judengasse, deren eisernes Thor sich knarrend drehte, um sie wiederum zu Gefangenen zu machen, sie wiederum abzusondern von der Welt und ihren Genüssen. Jetzt steht dies Thor offen, ein milderes Zeitalter hat mindestens die Pforte dieses Gefängnisses ge-

öffnet und das Entfliehen möglich gemacht, aber freilich, das Hervorgehen aus dieser Gasse, es bleibt immer eine Flucht, ein offener Bruch mit der Vergangenheit, ein Zugeständniß an die Christenheit, zu welcher der flüchtige Jude eilt, um unter ihren Fittichen die Freuden der Welt kennen zu lernen und im Genuß sich zu entschädigen für die Entbehrungen der Judengasse. Und so sind Viele geflohen, fast nur Arme, denen es an Mitteln zur Flucht fehlte, geblieben. Nur Eine ist geblieben, und sie ist das reichste Weib vielleicht Europa's; stolz und hochsinnig, eigensinnig und demüthig zugleich ist sie mit ihren Schätzen und ihren Brillanten, ihren Millionen und Kostbarkeiten geblieben inmitten der armen, finstern, eklen Judengasse, geblieben in diesem kleinen, niedrigen, unansehnlichen Hause, das die Stätte ihres Elends und die Wiege ihres Ruhms gewesen, in dem jeder Winkel, jetzt vielleicht übertüncht mit kostbaren Teppichen und sammetnen Tapeten, ihr doch in der Stille der Nacht erzählt von vergangenem Kummer und trostloser Entbehrung, wo in den Dämmerstunden es ihr scheint, als ob alle die goldene Pracht, die sie umgiebt, dieser Glanz und Luxus abfällt von den Wänden, die nun wieder kahl sind und unheimlich leer wie in ihrer Jugendzeit, wo sie meint, ihren armen, strebenden, ringenden Gatten neben sich zu sehen, wie er ihr goldene Worte der Liebe flüstert, wie sie ihm goldene Worte des Trostes und der Hoffnung sagt.

Vielleicht ist in solchen Stunden der Erinnerung, wo die reiche, alte Frau sich wiederum zum armen, jungen Weibe träumt, die alte Stammmutter glückseliger und befriedigter, als inmitten all ihrer Pracht und Herrlichkeit der Gegenwart. Daß sie aber bleibt in diesem kleinen Hause, das begreife ich vollkommen, und es nicht thun, wäre minder stolz und minder klug gewesen. Gewiß, sie thut wohl daran, in dieser Judenstadt zu bleiben, deren angebetete Königin sie ist, wo sie geliebt, vergöttert wird, eben weil sie bleibt. Wir gingen durch diese enge, trübe Gasse und blickten forschend die niedrigen Häuser an und standen ehrfurchtsvoll, schmerzdurchdrungen still vor dem kleinen, ärmlichen Hause, in dem Börne geboren, dieser arme, schmerzbeladene Träumer, der nicht blos das Unglück seines Volkes, sondern des ganzen Deutschlands sein zerrissenes Herz durchzittern ließ, und dessen Leben wie ein einziger, entsetzensvoller Verzweiflungsschrei noch immerfort durch Deutschlands Gauen kreischt und in jeder Brust ein Echo wachruft, in jedes Auge Thränen lockt, von den Thränen, an denen Börne's Herz erkrankt und gebrochen ist. — Dann gingen wir schweigend und still weiter und hatten fast vergessen, daß es noch ein anderes Haus in dieser Stadt zu suchen gab. Ein Trupp müßiger, schwatzender, schmutziger Judenweiber rief uns an: „Sie wollen gewiß das Rothschild'sche Haus sehen?“ und als wir es bejaht, erbot sich gleich eine, mit uns zu gehen,

um es uns zu zeigen. „Hier," sagte sie mit stolzen Blicken, vor dem unscheinbaren Hause stehen bleibend, „hier wohnt Frau von Rothschild und hier wird sie wohnen, so lange sie lebt, denn sie bleibt bei uns, sie mag nirgends anders wohnen, als bei uns." — „Und dafür liebt Ihr sie wohl Alle?" fragte ich. — „O gewiß, von ganzem Herzen," rief sie glühend, „und sie liebt uns auch, sie ist unser Aller Wohlthäterin, und niemals geht ein Armer ungetröstet von ihrer Thür."

Indem zeigte sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens, das neugierig uns anschaute, dann wandte sie sich rückwärts, vielleicht um ihre Gebieterin zu rufen, denn gleich darauf erschien am Fenster die kleine, gebückte Gestalt einer alten Frau. Ganz der ächte, unverkennbare Judentypus in diesem Gesicht, die Augen noch immer flammend und stechend, obwohl die runzelichte Stirn, das spitze Kinn das tiefe Alter verriethen, das Gesicht eng umschlossen von einer breiten, doppelten, weißen Haube. „Das ist sie, das ist unsere Mutter Rothschild," sagte das Weib ganz freudetrunken. Die alte Madame Rothschild sah uns noch einen Augenblick an mit stolzem, spöttischem Lächeln, dann nickte sie der alten Jüdin, unserer Führerin, freundlich zu und verschwand vom Fenster. Die Jüdin aber sank fast in die Knie vor Stolz und Rührung über die Leutseligkeit der Mutter Rothschild, und selbst unser Trinkgeld schien ihr weniger Freude zu machen, als das gnädige Kopf-

nicken der reichsten Frau ihres Volkes. Mich überschlich ein Grausen, wenn ich an diese diabolische Gewalt des Geldes dachte, die allein genügt, diese Tochter Israels über Alle ihres Stammes zu erheben, die alle Tiefen, alle Abgründe in der Gesellschaft ausgleicht und Geburt, Rang, Bildung und Liebenswürdigkeit zu ersetzen im Stande ist, und in diesem Augenblicke schien mir all dieses Streben nach Geld und Besitz, das die Juden charakterisirt, gerechtfertigt, — das Geld ist ihre reinwaschende Taufe, ihre Ebenbürtigkeit, ihr Adelsdiplom, ihr Ordensband, ihr Rang und ihre Entschuldigung. Und daß es so ist, wer anders trägt die Schuld, als wir? Wer anders, als wir Christen, trägt die Schuld an den Fehlern der Juden? — Als ich das mich selber fragte in der Judengasse zu Frankfurt, fiel mir eine Novelle ein. Da hast Du sie!

Der Jude.

I.

Die Gläser klangen, die Champagnerpfropfen flogen, lustige Lieder, heitere Trinksprüche ertönten im Kreise dieser jungen, lebensmuthigen Jünglinge, denen der junge Alfred Clausthal heute ein Fest gab, ein glänzendes, köstliches Fest, denn er war reich, der junge Alfred, er war eines Senators Pflegesohn und der tonangebende Dandy von Frankfurt.

„Alfred soll leben, unser theurer Wirth!“ rief jetzt ein schöner Jüngling, sein Glas erhebend.

„Ja, Alfred soll leben!“ schrien und jauchzten sie Alle, und reichten ihm nickend und freundlich grüßend die Hände dar.

„Dank, Dank, meine Freunde,“ sagte Alfred, mit innigem Ton, „erhaltet mir nur Eure Liebe und Euer Vertrauen!“

„O, wie kannst Du zweifeln! Nur mit unserm Leben kann unsere Freundschaft enden!“ rief Caspar.

„Setze unsere Freundschaft auf die Probe, und Du sollst sehen, daß sie jede Prüfung besteht!“ sagte Johannes, Alfred umschlingend.

„Ach, bist Du nicht die Seele unseres Kreises, gewissermaßen die Axe, um die sich Alles dreht?“ rief Conrad; „wer wird mehr geliebt, wer wird mehr gefeiert, als Du! Darum vivat unser Alfred!“

„Vivat! Vivat!“

„O, wie schön ist doch das Leben!“ rief Alfred mit glühenden, glückstrahlenden Augen.

„Ja, wer so reich ist, wie Du!“

„So jung und schön!“

„Der Liebling der Damen!“

„Der Geliebte des schönsten Mädchens der Stadt!“

„Ja, wer alle diese Vorzüge besitzt, der kann das Leben wohl schön finden.“

„Du bist ein Günstling des Glückes,“ rief Conrad, „wem anders, als Dir, wäre es gelungen, dem alten, grämlichen, menschenhassenden Senator Clausthal eine solche Liebe einzuflößen, daß er Dich hält wie seinen eigenen Sohn, daß er sein Gold mit vollen Händen Dich weggeben läßt, ohne jemals zu murren, Dich jemals zu tadeln. Haßt, verachtet er nicht die ganze Welt, höhnt er nicht alle Menschen, dieser alte Herr Clausthal, und Dir allein ist er so gütig und mild?“

„Still, sagt mir Nichts gegen meinen Pflegevater,“ rief Alfred, „er ist ein edler, hochherziger Mann, dem ich all mein Glück danke. Ich war ein armer, hungernder Bettelknabe und er hat sich mein erbarmt, er hat mich aufgenommen in sein Haus, er hat mich ru-

hen lassen in seiner Liebe, mich, den Verwaiseten, Verstoßenen, er hat mich zu dem Sohne seines Herzens gemacht, mich, den armen Bettelknaben. Was wäre ich jetzt ohne ihn! Vielleicht ein Verbrecher, durch Hunger und Verzweiflung zur Sünde getrieben, ein armer, elender Lump, den Niemand von Euch, Ihr meine stolzen, glücklichen Freunde, eines Blickes würdigen möchte, den Ihr mit Verachtung von Eurer Schwelle jagen würdet."

"O, die Geburt ist ja ganz gleichgültig," sagte Conrad.

"Wir lieben Dich ja nicht um Deines Geldes willen!" rief Johannes.

"Nein," sagte Caspar, Alfred umarmend, "wir lieben Dich um Deiner selbst willen, um Deines edlen, schönen Herzens, Deiner erhabenen Seele willen."

"Nun, wenn Ihr mich liebt, so scheltet nicht auf meinen edlen Wohlthäter. Kommt, nehmt Alle Eure Gläser und stoßt an mit mir. Hoch lebe Herr Clausthal, mein edler, großmüthiger Wohlthäter!"

"Er lebe! Vivat! Er lebe!"

Wie sie anstießen und tranken, erschallte aus dem Nebengemach ein lautes, höhnisches Lachen. Die Jünglinge sahen erschrocken einander an.

"Herr Clausthal ist drin!"

"Ja, nur er hat diese diabolische Art zu lachen!"

"Er moquirt sich über uns, wie über alle Welt!"

„Still!“ rief Alfred, „was habt Ihr mir versprochen? Kommt, laßt uns reiten, die Sonne scheint so köstlich und hell, hinaus, hinaus! Zu Pferde!“

„Ja, zu Pferde! Wir wollen einen köstlichen Ritt machen!“

„Zu Pferde!“

Sie stürmten hinaus und schwangen sich auf die bereit stehenden Pferde.

„Wohin wollen wir reiten?“

„Wohin Ihr wollt,“ rief Caspar, „nur laßt uns zuerst durch die Judenstraße! Ich habe da eine allerliebste Jessika entdeckt, die möcht' ich erobern, an deren Fenster möcht' ich vorüber reiten.“

„O nein, nicht durch die Judenstadt,“ sagte Alfred mit leichtem Stirnrunzeln, „das würde mir den schönen Tag verderben. Es graut mir vor dieser ekeln, finstern Straße, vor diesen widerlichen, scharfen Judenphysiognomien; sie sehen Alle aus wie eine einzige, große Familie von Betrügern und Dieben.“

„Aber meine Jessika ist ein Engel unter diesen Teufeln!“ rief Caspar.

„Ich würde nie eine Jüdin lieben können,“ sagte Alfred, „und sei sie noch so schön, an irgend einem Zug ihres Angesichtes würde sich mir ihr Judenthum verrathen, und damit wären alle meine Illusionen zerstört!“

„Ja, es ist eigen,“ sagte Johannes, während sie

langsam durch die Straßen ritten, „es ist eigen, aber wahr. Jeder Jude ist zu erkennen.“

„Das ist natürlich,“ sagte Alfred, „denn ihr Charakter prägt sich auf ihrem Antlitz aus. Die Juden, die Alles in klingende Münze verwandeln möchten, haben ihr Angesicht zu einer ausgeprägten Münze ihrer Seele gemacht, auf der Ihr deutlich den wenigen Silberwerth und den großen Zusatz von schlechtem Metall erkennen könnt. Es ist eine schlechte Kupfermünze, diese jüdische Physiognomie, und man besudelt sich, indem man sie berührt.“

„Wie glühend Alfred die Juden haßt!“ rief Johannes lachend.

„O, ich hasse sie nicht,“ sagte Alfred, „zum Hasse sind sie mir zu niedrig, aber ich verabscheue sie. Mir wird physisch unwohl, wenn ein Jude in meine Nähe kommt, und ein argwöhnisches Grausen beschleicht mich, wenn ich in diese stechenden, lauernden, jüdischen Augen sehe.“

„Ja, Alfred hat Recht, es ist eine verdammte Nation,“ lachte Conrad, „die zu Nichts gut ist, als ihr Geld abzupressen oder sie zu verhöhnen. Die Mädchen aber sind glühend und liebeheiß, und es verlohnt sich schon der Mühe, sie einige Tage zu lieben; ist man ihrer überdrüssig, nun, so läßt man sie laufen.“

„Leontine ist am Fenster,“ flüsterte Alfred, als sie jetzt um eine Straßenecke ritten und vor einem statt-

lichen, palastartigen Gebäude vorüberkamen, „o, wie schön sie ist!“

Und das schöne Mädchen öffnete das Fenster und blickte mit süßem Lächeln hernieder zu Alfred und erwiederte freundlich seinen tiefen, innigen Gruß. Sie hatte nur Blick und Gruß für ihn allein, sie achtete gar nicht auf die andern Jünglinge und ihre ehrfurchtsvollen Verbeugungen, ihm allein galt ihr Lächeln, ihr Erröthen, und ganz bezaubert, ganz liebeselig hielt Alfred sein Pferd an, um zu ihr hinauf zu schauen, glükkestrunken. Leontine nickte ihm zu und schloß erröthend das Fenster. Alfred sprengte seinen Freunden nach.

„Alfred, Du bist ein glückseliger Mensch. Deine Braut ist schön wie ein Engel!“ rief Johannes.

„Ja, sie ist ein Engel,“ rief Alfred, „ach, wie wenig verdiene ich das Glück, sie zu besitzen.“

„Bah, wer könnte sie verdienen, wenn nicht Du!“

„Also morgen ist öffentliche Verlobung?“

„Ja morgen!“ rief Alfred seufzend. „Erst morgen! Bis dahin muß ich sie entbehren! O, ihre Mutter ist grausam und will uns kein trauliches Beisammensein gestatten vor der öffentlichen Verlobung.“

„Ja, ihre Mutter ist eine stolze, pretentiöse Frau,“ sagte Conrad. „Sie kann es immer noch nicht vergessen, daß sie einst Hofmarschallin an einem kleinen deutschen Hofe war.“ —

Spät am Abend kehrte Alfred heim von seinem

Spazierritt; der Kammerdiener mit dem silbernen Armleuchter schritt ihm leuchtend die breiten, mit kostbaren Teppichen belegten Stiegen voran.

„Ist kein Brief gekommen?“ fragte Alfred.

Der Diener bejahte.

„Warum giebst Du ihn mir nicht?“

„Herr Clausthal hat ihn an sich genommen und bittet, der junge Herr möchte sich noch zu ihm bemühen.“

Alfred ging leichten, elastischen Schrittes den Corridor entlang zu den Gemächern des Herrn Clausthal. Dieser hatte ihn kommen hören und öffnete seinem Pflegesohn selbst die Thür.

„O, bist Du schon da, mein Sohn!“ rief der Alte, ihm die Hand reichend. „Wahrlich, Du bist fein sittsam und kehrst immer früh zu Deinem alten mürrischen Vater zurück.“

„Mir waren Sie niemals mürrisch,“ sagte Alfred herzlich, „für mich hatten Sie stets nur Worte der Güte und Freundlichkeit!“

„Das macht, Dich liebe ich,“ erwiederte der Senator Clausthal düster, „Du bist das einzige Wesen auf Erden, das ich nicht hasse, dem ich keine Rache geschworen!“

Die großen schwarzen Augen des Greises nahmen einen unheimlichen, finstern Ausdruck an, und seine gebeugte Gestalt richtete sich stolz, gleichsam drohend, empor.

„O, Vater!“ rief Alfred, „wie kann man die Welt nicht lieben, die doch so schön ist, wie kann man das Leben verabscheuen, das doch so köstliche Genüsse und Freuden bietet!“

„Meinst Du?“ fragte der Alte rauh. „Freilich,“ fuhr er milder fort, „als ich in Deinem Alter war, da dachte ich und sprach ich wie Du. Da schien mir das Leben ein unerschöpflicher Born der Freude, und meine Seele trank aus ihm mit vollen Zügen. Und es war doch nichts als ein Gift, an dem ich nun kranken muß mein ganzes Dasein lang. Ha, wer sagt, daß die Welt etwas Anderes ist, als eine große Gauklerbude, wer sagt, daß man die Menschen, diese elenden Gaukler, lieben soll?“

„Ich,“ sagte Alfred sanft, „ich sage, daß man die Menschen lieben soll, weil sie es verdienen.“

„Du bist ein Thor, wenn Du das sagst,“ rief der Alte mit einem rauhen Lachen; „o, ich sehe den Tag kommen, mein Sohn, an welchem Du der Welt fluchen wirst, gleich mir, an welchem Du die Welt hassen wirst, wie ich es thue. Dann, wenn dieser große, schöne Tag gekommen, mein Sohn, dann wirst Du in meine ausgebreiteten Arme sinken, zu meinem Menschenhaß wirst Du flüchten aus Deiner Menschenliebe, und in den langen, einsamen Wüstentagen unseres Lebens wollen wir uns, die wir allein dann einander verstehen, unsere Triumphlieder des Hasses und der Verach-

tung singen und die Menschheit verhöhnen, weil wir sie nicht mehr lieben können. O, das soll ein schöner und köstlicher Tag werden, mein Sohn, und von jenem Tage an wirst Du erst recht mein Sohn sein, mit mir vereint in Haß und Verachtung, und auf Erden nichts liebend, als mich allein!"

"Sie sind krank, mein Vater!" rief Alfred schmerzlich, und schaute mit unruhigen Blicken auf das erregte, glühende Angesicht des Senators. "Ja, wahrlich, Sie sind krank! Ihre Wangen glühen fieberhaft und Ihre Augen blitzen im Feuer des Fiebers."

"Nein, nein," sagte der Alte, "ich habe nur einen Moment die Larve von meinem Angesicht gleiten lassen und Du hast mein Antlitz gesehen, wie es wirklich ist!" — Er strich sich leise mit der Hand über sein Gesicht, und als er die Hand wieder herabgleiten ließ, waren seine Züge wieder ruhig und still.

"Dein morgender Verlobungstag hat alte Erinnerungen in mir geweckt," sagte er dann nach einer Pause, "und es war gut, daß Du kamst, um die Geister zu verscheuchen, die mich heimsuchten mit altem, vergangenem Leid. Da ist ein Brief an Dich von Fräulein Leontine Wangenberg, des Herrn Präsidenten Tochter, die morgen Deine Verlobte wird."

Alfred nahm das dargereichte, zierliche Briefchen und es war unwillkürlich, daß er es an die Lippen drückte. Der Alte lächelte spöttisch, und sagte

dann: „Ich habe heute eine Bitte an Dich, mein Sohn.“

„Und Sie wissen, daß jedes Ihrer Worte mir Befehl ist!“ rief Alfred.

„Laß mich diesen Brief da lesen.“

„Leontinens Brief!“ rief Alfred zurücktretend. „Aber das ist ein Scherz, mein Vater!“

„Es sind mehr denn zwanzig Jahre vergangen, seit ich zuletzt gescherzt habe,“ sagte der Alte, „und ich bitte Dich im vollen Ernst, laß mich den Brief da lesen.“

„Aber das ist ein Sacrilegium!“ rief Alfred. „Kein fremdes Auge, und wäre es selbst das des Vaters, darf den Brief einer Geliebten lesen.“

„Alfred,“ sagte der Alte gebieterisch, „bei meiner Liebe zu Dir, bei Allem, was ich für Dich gethan, fordere ich Dich auf, laß mich diesen Brief lesen. Ich zweifle an der Liebe Deiner Braut, ich zweifle an der Aechtheit ihrer Zärtlichkeit und von ihren eigenen Worten möchte ich meine Zweifel besiegt sehen!“

Alfred küßte den Brief und reichte ihn dann dem Senator dar. „Bedenken Sie,“ sagte er, „daß Sie auf Erden der Einzige sind, dem ich dies Opfer bringen möchte.“

Der Alte nahm den Brief und brach das Siegel, und Alfred lächelte, wenn er bedachte, mit welcher rauhen Schnelle jetzt das Siegel gebrochen ward, das er nur mit ehrfurchtsvoller schonender Hand zu berühren

wagte. Für den Senator war dieses kleine, duftige Papier Nichts als ein Geschäftsbrief, und ein Geschäftsmann öffnet einen Brief ganz anders als ein Liebhaber.

Der Alte setzte die Brille auf, rückte die Lampe näher und vertiefte sich dann ganz in die Lectüre dieses engbeschriebenen Papiers. Es war ein eignes Bild, dieser alte Herr mit der Brille, beschäftigt beim Schein der Lampe die zärtlichen Liebesschwüre, die ein liebendes Herz auf das rosa Papier gehaucht, zu entziffern, und ihm gegenüber der junge, schöne Alfred, neugierig und ängstlich zugleich in den Zügen des Alten forschend, welchen Eindruck der Brief auf ihn mache.

„Dieser Brief da ist sehr zärtlich," sagte der Alte, als er zu Ende gelesen und reichte Alfred das Blatt dar. „Leontine schwört Dir eine ewige, unverbrüchliche Liebe. Sie sagt, Du seiest ihre erste Liebe und würdest ihre letzte sein."

„Glauben Sie nun, daß Leontine mich liebt?" fragte Alfred triumphirend und stolz.

„Glaubst Du es?" fragte der Alte. „Pah, hüte Dich, den Schwüren eines Weibes zu trauen. Sie sind Alle treulos, und wer es versteht, ihnen zu schmeicheln, dem folgen sie. Keine ist im Stande die Prüfungen des Schicksals zu überdauern, und wetterwendisch hassen sie heute, wo sie gestern liebten."

„Leontine ist treu," sagte Alfred zuversichtlich. „O,

haben Sie es nicht gelesen, mein Vater, daß sie Hindernisse und Unglück sogar herbeiwünscht, um mir Beweise ihrer Zärtlichkeit und Treue geben zu können.“

„Und wenn diese Hindernisse und Unglücksfälle kommen, wird sie sich dennoch von Dir abwenden! Du zweifelst?“

„Ja.“

„Du wirst es sehen. Morgen schon!“

„Morgen, wo Leontine meine erklärte Braut wird?“

„Morgen! Ich warne Dich, Alfred, traue weder ihr, noch ihrer Liebe. Sie wird Dich verlassen, sage ich, und ich sage es Dir, um Dich vorzubereiten, damit dieser Schlag Dich nicht niederschmettere. Seit ich ihren Brief gelesen, kenne ich sie. Wer wahrhaft liebt, macht wenig Worte und Leontine schwört in tausend Weisen, daß sie Dich liebt und Dir treu sein will. Darum traue ihr nicht, die Weiber schwören am meisten, wenn sie am wenigsten halten wollen.“

„Aber, mein Gott, was soll denn morgen geschehen?“ fragte der junge Alfred erbleichend und zitternd, wie vor einem unbekannten Schrecknis.

„Morgen soll Deine Verlobung gefeiert werden,“ sagte der alte Senator langsam. „Und nun gute Nacht, mein Sohn, schlafe bis morgen, aber vergiß nicht meine Warnung.“

II.

Dies Morgen war endlich gekommen. O, wie ungeduldig hatte Alfred ihm entgegen geseufzt, und doch überschlich ihn jetzt ein heimliches Bangen, ein ungewisses Grausen, als er durch die festlich decorirten Staatssäle schritt, die der Senator Clausthal heute zum ersten Male nach dreißig Jahren hatte öffnen lassen und die selbst Alfred bis dahin niemals betreten hatte. Diese vergoldeten, altmodischen Meubles, diese alten Wandgemälde, die ganze, kostbare Einrichtung dieser Säle, die dumpfe Luft derselben, Alles das war ihm unheimlich und stimmte ihn trübe. Ein ihm fremder Geist schien diese Räume zu durchwehen und es war ihm, als treibe dieser ihn ruhlos fort von Zimmer zu Zimmer. Jetzt trat er in das letzte dieser prächtigen Gemächer, ein kleines üppig ausgestattetes Boudoir, das in seiner ganzen zierlichen, geschmackvollen Einrichtung den Charakter eines Frauengemaches trug. Hier stand eine Staffelei mit einer angefangenen Rose auf der Leinwand, dort lag eine unvollendete Stickerei, daneben ein aufgeschlagenes Buch, auf dem seidenen Divan sah man ein Paar zierliche Handschuhe und ein goldgesticktes Taschentuch. Man hätte glauben mögen, die Eignerin dieses Zimmers habe eben noch in demselben verweilt und doch war es seit zwanzig Jahren nicht geöffnet worden. Die dunkelrothen, seidenen Vorhänge verbreiteten ein trü-

des Dämmerlicht in dem Gemach und erst als Alfred's geblendete Augen sich daran gewöhnt hatten, sah er, daß er nicht allein sei. Den Rücken ihm zugewandt und ganz versenkt in der Betrachtung eines weiblichen Portraits, das ihm gegenüber an der Wand hing, stand Herr Clausthal, unbeweglich, träumend vielleicht von fernen Zeiten und der Gegenwart entrückt, sich versenkend in die Leiden und Kämpfe seiner Vergangenheit. Zuweilen drangen schwere Seufzer aus seiner Brust hervor, zuweilen flüsterte er leise Worte, die Alfred nicht verstand und die dennoch sein Herz beklemmten. Er trat näher zu seinem Pflegevater hin und, die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er liebevoll: „So allein, mein Vater?"

Der Alte wandte langsam sein Gesicht zu Alfred hin und dann, auf das Bild zeigend, sagte er: „Nein, nicht allein. Rebekka war bei mir. Ach, Du kennst Rebekka nicht, — es ist schon lange her, daß sie dies Zimmer verlassen, und doch meine ich, es sei erst gestern gewesen. Ach, betrachte sie! Nicht wahr, sie ist schön?"

Alfred sah auf das Bild, das im idealen Gewande ein schönes, junges Weib darstellte. Die großen, schwarzen Augen schienen Leben zu athmen und auf die Beschauenden mit dunklem, glühendem Ausdruck zu blicken, der kleine, rothe Mund mit den vollen, schwellenden Lippen schien zu lächeln. Die schöne, edel geformte Nase

gab dem Antlitz etwas Stolzes, Gebieterisches, das wiederum gemildert ward durch die rosigen, jugendlich vollen Wangen, zu deren Seiten lange dunkle Locken bis auf den halb entblößten vollen Busen herabfielen. Es war ein vollkommen schönes Frauenbild und doch war ein unerklärliches Etwas darin, ein Zug, ein Ausdruck, von dem man nicht zu sagen wußte, wo er saß, der aber dennoch vorhanden und dem Ganzen das Charakteristische, Bezeichnende verlieh.

„Ist sie nicht schön?“ fragte Herr Clausthal.

„Schön, gewiß,“ sagte Alfred, „aber sie ist eine Jüdin und Sie wissen, mein Vater, ich kann niemals eine Jüdin schön finden. Ich hasse diese Nation und Sie selber waren es, der mir diesen Haß eingeflößt.“

„Und warum hassest Du sie?“

„Sie fragen noch, mein Vater?“ rief Alfred heftig. „War es nicht ein Judenweib, das, wie Sie mir oft gesagt, mich meinen christlichen Aeltern geraubt, um mit mir umher zu ziehen, bettelnd von Haus zu Haus, um Nutzen zu ziehen von dem armen, bettelnden Knaben. O, mein Vater, ein Judenweib hat mich betrogen um Aeltern und Geschwister, um Heimath und Familie, die ich nicht kenne, deren Name in meinem Herzen schlummert und den, in meinem Herzen wachzurufen, ich vergebens vom Himmel erflehe. Wie sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, wie ich mir all die kleinsten Umstände meiner Kindheit zurückrufe, ich finde

mich nur immer in der Gesellschaft dieses häßlichen, alten Judenweibes, immer bewacht, immer behütet von ihren Blicken, neben ihr herlaufend als Bettelknabe, neben ihr schlummernd auf faulem Stroh. Ja, zuweilen beschleicht eine furchtbare, entsetzensvolle Ahnung mein gemartertes Herz, eine Ahnung, die, wenn sie Wirklichkeit wäre, mich zu dem elendesten aller Menschen machen, mich dem Tode in die Arme liefern würde!"

„Welche Ahnung?" fragte der Alte, Alfred mit forschendem Blicke betrachtend.

Dieser neigte sich dichter an des Senators Ohr und flüsterte: „Ich fürchte zuweilen, daß dies ekle, alte Judenweib wirklich meine Mutter war."

Der Alte brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus und Alfred fuhr erregt fort: „Und es giebt Manches, was mich bestätigt in diesem grausenvollen Verdacht. In der Stille der Nacht, inmitten meiner Träume ist es mir oft, als flüstere eine Stimme mir den Namen „Moses" in mein Ohr, und ich antworte diesem Ruf, als sei mir dieser Name gewohnt und zugehörig. Zuweilen finde ich mich im Tempel, knieend und fromme Gebete murmelnd, in einer Sprache, die ich wachend nicht verstehe, deren Sinn mir aber im Traume nicht fremd ist. Das sind Erinnerungen, die im Traume sich mir offenbaren und die mich minder beunruhigen, weil sie sich beziehen auf die Zeit, die ich unter den Juden wirklich zugebracht. Aber andere Dinge sind es, die

mich mit Zweifeln beängstigen und über die ich endlich von Ihnen die Erklärung haben muß, mein Vater. Sie sind immer meinen Fragen ausgewichen, Sie haben mir niemals gesagt, wie es kam, daß dies Judenweib sich Ihnen entdeckte, daß sie Ihnen ihr Verbrechen enthüllte.“

„Ich bot ihr viel Geld und sie war eine Jüdin!“ sagte der Alte lakonisch.

„Hören Sie mich weiter,“ rief Alfred, des Senators Hand fassend. „Dies Alles mag sein, aber weshalb, da ich ein Christ bin, weshalb entzogen Sie mich der Confirmation? Weshalb, als die Zeit, in welcher ich öffentlich hätte mein Christenthum bekennen müssen, herankam, weshalb gingen wir damals auf Reisen, weil, wie Sie sagten, ein Ihnen befreundeter Prediger in Wien mich confirmiren sollte. Sie wissen, daß dies nicht geschah, und dennoch ließen Sie mich auf die Bibel beschwören, Jedermann zu sagen, ich sei confirmirt. Ich leistete diesen Eid, denn Sie wissen, ich folgte immer als Knabe blind Ihren Befehlen, Sie waren meine Gottheit, mein Orakel, ich betete Sie an, denn Sie hatten mich erlöst aus Armuth und Knechtschaft, Sie hatten mich befreit aus den Händen der Juden. Ich that den Schwur, aber weshalb forderten Sie ihn?“

„Weil die Welt an diesen Vorurtheilen religiöser Ceremonien hängt und weil man diesen nicht entgegentreten darf. Ich ließ Dich aber nicht confirmiren, weil

ich, wie Du weißt, diese Kirchengebräuche verachte. Weshalb aber diese Sorgen und Qualen? Was fürchtest Du?“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich fürchte, Sie treiben ein grausenvolles Spiel mit mir. Diese Furcht ist unnatürlich, ich weiß es, denn Sie sind mein Wohlthäter, Sie haben mich überschüttet mit den Gaben Ihrer Liebe, aber dennoch lebt diese Furcht in mir, an meinem Glücke zehrend Tag und Nacht, mit giftigem Stachel jede köstliche Frucht des Genusses mir vernichtend und mich umherjagend in ruheloser Qual. Vater, wenn es dennoch wäre, wenn ich dennoch dieser verhaßten, entarteten, in den Staub getretenen Nation angehörte, wenn —“

Ein lautes, höhnisches Lachen des alten Senators unterbrach den Jüngling. „Was lachen Sie?“ — fragte er heftig.

„Ich lache, weil Du ein Kind bist, das sich mit unnöthigen Sorgen quält. Sei ruhig, Alfred, und glätte Dein Angesicht, damit Deine Braut nicht auf Deinem Antlitz Deine Zweifel und Sorgen liest. Bedenke, daß heute Dein Verlobungstag ist.“

„Ja, mein Verlobungstag!“ rief Alfred mit plötzlich erhelltem Antlitz, aber schnell wieder umdüstert fuhr er fort: „Der Notar wird kommen, den Contract aufzusetzen, und Sie wissen es, ich muß meinen Taufschein, sowie die Bescheinigung meiner Confirmation in seine

Hände legen, und dennoch habe ich keins dieser Papiere.“

„Dafür laß mich sorgen,“ sagte Herr Clausthal, „Du aber gehe, unsere Gäste zu empfangen, denn dort höre ich schon die Wagen rollen.“

Bald war eine ausgesuchte, glänzende Gesellschaft versammelt. Die ersten, angesehensten Familien der reichen Stadt Frankfurt waren freudig der Einladung des alten Senators Clausthal gefolgt und schmückten jetzt diese Säle, die seit so langen Jahren verwaist gewesen. Auf des alten Herrn dringendes, vielfaches Bitten hatte der Präsident Wagenberg nachgegeben und es zugestanden, daß die Verlobung seiner Tochter mit des Senators Pflegesohn statt in dem Hause der Braut bei dem Senator Clausthal gefeiert werde. Jetzt war die ganze Gesellschaft beisammen, nur der Wirth des Hauses fehlte und die Braut mit ihren Aeltern und dem Notar. Da hielt ein Wagen, Alfred trat an's Fenster und als er die Equipage des Präsidenten erkannte, ging er eiligst hinaus, seine Braut zu empfangen. Die Flügelthüren wurden geöffnet und auf Alfred's Arm gelehnt, erröthend und lächelnd, schön und duftig wie eine Sylphide schwebte Leontine in den Saal, mit einem holden Lächeln die Begrüßungen der Gesellschaft erwiedernd.

„Welch ein schönes Paar!“ flüsterte man.

„Wie zärtlich sie ihn anblickt!“

„Wie seine Augen strahlen!“

„O gewiß, diese Beiden werden glücklich sein, denn sie lieben sich!“

Hinter dem Brautpaar war auch der Präsident ohne seine plötzlich erkrankte Gemahlin in den Saal getreten und Alfred erschrack über die Blässe und den feierlichen Ernst seines Schwiegervaters.

„Wo ist Ihr Vater, der Senator Clausthal?“ fragte der Präsident und seine Stimme zitterte.

„Dort kommt er!“ sagte Alfred, und durch die entgegengesetzte Thür trat Herr Clausthal herein. Eine plötzliche Stille trat ein und jedes Auge blickte mit neugieriger Theilnahme auf ihn hin. Dreißig Jahre waren vergangen, seit Niemand dies Haus betreten, seit dreißig Jahren hatte der Senator jede Gesellschaft gemieden, und nur die Erzählungen seiner Wunderlichkeiten, seines boshaften, menschenscheuen Wesens waren von Mund zu Mund gegangen. Niemand kannte ihn und doch fürchtete ihn Jedermann, doch wußte Jeder, daß er die Menschen hasse und verachte. Mit feierlichen, ernsten Schritten ging der Senator durch den Saal, seine Blicke umherschweifen lassend durch die Reihen seiner Gäste, und wo ein Auge dem seinen begegnete, da senkte es sich erschrocken vor diesem stechenden, spöttischen Ausdruck in den Blicken des Greises. Selbst der Präsident schien beklommen, verlegen, als der Senator sich ihm näherte, und trat ihm widerwillig einige Schritte entgegen. Der alte Clausthal bemerkte es und

lächelte, aber es war ein unheimliches, wildes Lächeln, vor dem Jeder erbebte.

„Willkommen in meinem Hause, Herr Präsident," sagte der Senator mit einer feierlichen Verbeugung.

Der Präsident murmelte einige unverständliche Worte und reichte dem alten Clausthal die Hand dar. Dieser schien es nicht zu bemerken, der Präsident, immer noch die Hand ihm entgegen streckend, sah ihn mit wehmüthigen, flehenden Blicken an. Der Alte erwiederte diesen Blick mit einem stolzen, trotzigen, und der Präsident ließ mit einem leisen Seufzer seine Hand fallen.

„Wir haben uns in dreißig Jahren nicht gesehen, mein Herr Präsident," sagte der Senator, „und als wir uns damals trennten, glaubten wir nicht, uns nach dreißig Jahren wiederzusehen, um durch unsere Kinder uns zu Brüdern vereinen zu lassen. Ja, ja, so geht es, die Liebe schlingt die wunderbarsten Bande, und gewiß wäre es Verleumdung, wenn man behaupten wollte, nicht die Liebe, sondern die Speculation habe diesen Bund geschlossen und der Präsident Wangenberg habe sehr wohl bedacht, der alte Clausthal, seines Schwiegersohnes Pflegevater, sei ein steinreicher Mann."

Der Präsident erblaßte und wollte etwas erwiedern, aber der Senator fuhr mit lauterer Stimme fort: „Der Notar wartet im Nebenzimmer, lassen Sie uns zuerst den Heirathscontract unterzeichnen."

Er winkte dem Präsidenten, Alfred bot seiner Braut

den Arm und man schritt zu dem nächsten Gemach, dessen Thür noch geschlossen war. Der alte Senator öffnete sie erst, als der Präsident neben ihm stand, dann faßte er heftig dessen Arm und Beide traten in das Boudoir.

„Sie kennen doch dies Gemach?" fragte der Senator mit schneidendem Tone.

„Ich kenne es!" sagte der Präsident.

„Und jenes Bild dort?" fragte der Alte mit zornigen, flammenden Blicken. „Sie wissen doch, daß es Rebekka's Bild ist? Aber da kommt unser Brautpaar," fuhr er lauter fort, „und hier steht der Herr Notar. Setzen Sie sich dort auf den Divan hin, mein Herr Präsident, und mich lassen Sie an Ihrer Seite sitzen."

Er zog den Präsidenten mit kräftiger Hand zu sich nieder und flüsterte: „Vor dreißig Jahren sträubten Sie sich nicht!"

Die Thüren zum Salon waren offen und hinter denselben standen in glänzenden Reihen die vornehmen, geschmückten Gäste. Das Brautpaar ihnen gegenüber unter dem Bilde der schönen Rebekka und vor ihnen der Notar.

„Lesen Sie den Heirathscontract," befahl der Senator.

Und der Notar las: „Vor ihren Vätern und der versammelten Gesellschaft schwört das gegenwärtige Brautpaar, Fräulein Leontine Wangenberg, und Al-

fred, genannt Clausthal, sich unverbrüchliche Treue und Liebe."

„Schwört Ihr das?" fragte der Senator, den Notar unterbrechend.

„Wir schwören es!" sagte das junge Paar.

Ein unheimlicher Ausdruck flog durch des Alten Züge, der Notar wollte weiter lesen, der Senator winkte ihm zu schweigen, und sich höher aufrichtend sagte er langsam und feierlich: „Dagegen ließe sich nur Eins einwenden: Ob nämlich diese Verbindung möglich ist. Unsere Gesetze verbieten die Ehe einer Christin mit einem Juden."

„Vater!" schrie Alfred und taumelte wie betäubt an die Wand, während Leontine mit einem lauten Aufschrei halb ohnmächtig auf einen Sessel sank.

„Was bedeuten diese Worte?" fragte der Präsident streng. „Wen nennen Sie einen Juden?"

„Den dort!" sagte der Senator, mit einem grausamen Lachen auf Alfred deutend. „Ich nenne ihn einen Juden, denn er ist es!" — Er zog aus seinem Busen mehre alte, vergilbte Papiere und reichte sie dem Präsidenten dar. „Hier die Zeugnisse. Unterschrieben und untersiegelt. Er heißt Moses Aaron und ist der Sohn der schönen Rebekka dort!" —

Der Präsident hatte die Papiere durchblättert und sagte dann: „Dies Alles war also nur ein elendes Komödienspiel, das Sie sich erlaubten. Das sollen

Sie büßen, mein Herr! Sie sollen nicht ungestraft eine ganze ehrenwerthe Gesellschaft zu einem Fastnachtsspiel geladen, nicht ungestraft mich und mein Kind betrogen haben!"

Der Alte hatte ihm ruhig zugehört, jetzt sagte er mit scharfem Tone: „Wie gut Ihnen diese Entrüstung steht, wie schön Sie sind in ihrem gerechten Zorn! Ja, ja, es war ein Komödienspiel und ich habe diese ganze ehrenwerthe Gesellschaft eingeladen, um ihr eine Freude zu machen, denn sie sieht dergleichen Komödien gern und freut sich darüber. Und dann auch hatte ich nicht vergessen, daß die vornehme Gesellschaft mich einst ausgestoßen aus ihrer Mitte, weil ich eine Jüdin zu meiner Geliebten gemacht, und daß diese vornehme Gesellschaft mich verfehmt hatte, weil eine Jüdin mein Weib geworden, eine Jüdin, eine Tochter dieses verachteten, geschmäheten Volkes. Ha, ist es nicht lustig, daß dieselbe Gesellschaft jetzt alle ihre Sympathieen und Genüsse einem Juden zugewandt, daß sie sich täuschen ließ, und unter der Christenlarve Nichts träumte und wußte von dem Juden?"

Alfred hatte sich inzwischen aus seiner Betäubung aufgerichtet, er stürzte vor Leontinen nieder und ihre Hand ergreifend, rief er mit zärtlichem Tone ihren Namen.

Sie schreckte zusammen, sie riß ihre Hand aus der seinen und rief: „Ein Jude! Ein Jude!" — Dann

sprang sie auf und ihrem Vater in die Arme stürzend rief sie: „Vater! Vater! retten Sie mich von diesem Juden!"

Alfred aber sank laut ächzend zusammen. Die Gesellschaft, die bis dahin unter einander geflüstert und gezischelt hatte, ging jetzt still auseinander.

„Mein Wagen soll vorfahren!" rief der Präsident.

„Einen Augenblick noch!" sagte der Senator. „Ich habe dreißig Jahre lang geduldig auf diese Stunde gewartet, lassen Sie mich diese jetzt in vollen Zügen genießen! Ich habe dreißig Jahre lang geschwiegen und dennoch hatte ich Ihnen damals Vergeltung geschworen! Sie sehen, ich halte Wort!"

„Sie sind ein Ungeheuer!" rief der Präsident, sein ohnmächtiges Kind in seine Arme drückend.

„Sehen Sie," fuhr der Alte ruhig fort, „auf jenem Divan dort überraschte ich Sie mit meiner Rebekka, o, das war eine schöne Stunde, nicht wahr? Sie stand bis zu diesem Augenblick mit glühenden Zügen in meiner Seele, — von jetzt an werde ich sie vergessen. Rebekka ist todt und in ihrem Sohne habe ich mich an ihr gerächt, Sie leben, aber in Ihrer Tochter habe ich mich an Ihnen gerächt und an der Gesellschaft. O, mein Herr Präsident, wie wird die edle Gesellschaft über Sie spotten! Die einzige Tochter einem Juden zu verloben! O, welche Schande! Wie wird man Ihnen gegenüber Sie beklagen und hinter Ihrem Rücken Sie verspotten."

Der Präsident antwortete ihm nicht, er trug sein Kind hinunter in den Wagen und fuhr von dannen.

Der alte Senator aber blickte auf Rebekka's Bild, und sich hoch und stolz aufrichtend sagte er mit einem triumphirenden Tone: „Ich bin gerächt!"

Dann fiel sein Blick auf Alfred, der noch immer regungslos am Boden lag. Der Alte beugte sich zu ihm nieder und als er sah, daß der Jüngling ohnmächtig geworden war, rief er seinen Dienern und ließ ihn auf sein Lager tragen. Dann hieß er sie Alle hinausgehen und war mit liebevoller Sorgfalt beschäftigt, den Besinnungslosen wieder in's Leben zurück zu rufen. Endlich schlug Alfred die Augen auf, sein erster Blick fiel auf den Senator, der, über ihn geneigt, ihm freundlich zunickte.

„Es ist also wahr, ich bin ein Jude!" schrie Alfred verzweiflungsvoll.

„Du bist es!" sagte der Alte.

Alfred schauderte zusammen und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. Als er diese wieder herabgleiten ließ, flammte ein wilder Zorn aus seinen Blikken und er fragte: „Und wer gab Ihnen ein Recht, mich so zu beschimpfen? Wer gab Ihnen ein Recht, mich zu betrügen, mich hervorzuziehen aus meiner Niedrigkeit und meinem Elend, und dann, nachdem Sie mich dies Elend verachten, nachdem Sie mich die

Schmach des Judenthums hassen gelehrt, mich wieder hinabzustoßen in diesen Abgrund?"

„Die Rache gab mir dieses Recht," sagte der Alte feierlich. „Du warst Rebekka's Sohn."

„Wer ist Rebekka?" rief Alfred.

„Deine Mutter. Und ich liebte Deine Mutter, obwohl sie eine Jüdin war, ich liebte sie nicht, nein, ich betete sie an, und um ihretwillen nahm ich den Fluch meiner Aeltern, um ihretwillen ward ich zum Gespött der Gesellschaft, o, was war mir Alles dies gegen Rebekka's Besitz! O, die Welt würde sie geliebt haben, wäre Rebekka eine Christin gewesen; sie verachtete sie und spottete meiner, weil sie ein Kind aus der Judenstadt. Und ich ertrug's, ich ertrug den Hohn und die Brandmarkung der Welt, ich drängte meinen Ehrgeiz zurück in meine Seele, und weil die Gesellschaft mein Weib verschmähete, verschmähete ich die Gesellschaft. Sie ließ sich taufen und ward meine Gemahlin und ich war glücklich in ihrem Besitz, obwohl verflucht von meinen Aeltern, verspottet von der Welt. Nur Ein Freund war mir geblieben, ihm gehörte meine Seele, mein ganzes Dasein; Rebekka und Er, das waren die einzigen Wesen, die ich liebte, aber mit welcher Liebe! Dieser Freund war Leontinens Vater."

„Und er war treu?" fragte Alfred.

„Nein, er verrieth mich," sagte der Alte ruhig, „und eines Tages überraschte ich ihn in den Armen meines

Weibes. Still! Kein Wort, kein Bedauern! Es war Alles hin, Alles zerbrochen, und ich weinte nicht eine einzige Thräne, und ich klagte nicht, aber ich handelte. Dem Verführer schwur ich Rache und von dem treulosen Weibe ward ich geschieden. Sie kehrte zurück in die Judenstadt und ward bald eines Juden Geliebte, dem sie in seine Heimath folgte. Nach elf Jahren war sie gestorben und Dich sandte sie mir als ihr Vermächtniß. Und elf Jahre hatte ich genagt an meiner Schmach, die noch nicht gerächt worden, seit elf Jahren hatte ich die Menschheit gehaßt, ohne sie zu strafen, jetzt war Rache und Strafe in meine Hand gegeben und Du warst das Werkzeug derselben."

„Und ich, der arme, verlassene Judenknabe," sagte Alfred mit bitterem Tone, „ich war dem reichen Christen Nichts als ein todtes Werkzeug, ein Ding, das er willkürlich hinaufschleuderte in die Höhe, um es dann wieder willkürlich hinabfallen zu lassen in die Tiefe. Ich war nicht ein Mensch, der lebt, empfindet, ich war nur der Sklave, den Sie für Ihre Rache sich gekauft und dessen Qualen Ihnen nicht mehr bedeuten, als das Zucken des Wurms, welchen Ihre Füße zertreten."

„Nein, nein," sagte der Alte, „ich liebte Dich, mein Sohn, und indem ich Dich brauchte für meine Rache, liebte ich Dich dennoch, und wollte Dich lehren die Menschen zu verachten und zu hassen, gleich mir. Du glaubtest den Menschen und ich wollte Dir zeigen, daß sie

Alle falsch sind und keines Vertrauens werth, Du glaubtest der Liebe und den Schwüren Deiner Braut und ich wollte Dir beweisen, daß die Liebe des Weibes Nichts ist als ein glänzendes Meteor, das an dem ersten Steine des Hindernisses zerplatzt. O, mein Sohn, weil ich Dich liebte, mußte ich Dir alle diese Schmerzen bereiten, damit Du erkennen möchtest, daß Niemand Dich liebt, als ich allein, damit Du Dich flüchten möchtest an meine Brust, und, Alles verachtend auf Erden, in dem Hasse Deine Sättigung fändest. Sieh, alle Deine Freunde, sie haben sich von Dir gewandt, die Liebe hat sich Dir erbarmungslos entfremdet, ich bin Dir geblieben, ich allein, und ich allein werde fortan Dich lieben und mir allein wird Dein Herz fortan vertrauen. O, mein Sohn, laß die Welt da draußen mit ihren Vorurtheilen und Meinungen, die doch Nichts sind als Schein und Täuschung, laß ihnen ihre thörichten Bekenntnisse, laß den Katholiken dem Ketzer fluchen und den Ketzer den Juden verachten, laß ihnen dies willkürliche Spielzeug ihrer Ceremonieen und Glaubensformeln. Wir Beide, wir sind nicht Jude oder Christ, wir sind die Kinder eines Gottes, den wir nicht kennen und nicht begreifen, und der wenig darnach fragt, ob Du ihn anbetest als Jude oder Christ. Wo die Natur am herrlichsten ist, dahin wollen wir gehen und das wird der schönste Gottesdienst sein, und da wol-

len wir uns ein Haus bauen, prachtvoll und glänzend, und wer die Welt verachtet und die Menschen haßt, der soll zu uns flüchten und wir wollen sein pflegen, und wer der Liebe flucht, der sei unser Bruder, und wen der Freund betrog, dem wollen wir vertrauen. O, ein Elysium wollen wir uns schaffen; mein Tagewerk hier ist ja vollbracht; ich bin gerächt. Nun kann ich gehen, wohin ich will. Und Du begleitest mich, mein Sohn, mein Sohn, denn Du sollst mein Sohn sein. Rebekka ist entsühnt, denn ich bin gerächt, und nun kann ich Rebekka wieder lieben in ihrem Sohn. Du sollst meinen Namen tragen, mein Sohn, und morgen will ich mein Testament machen, und was ich besitze, das will ich Dir vermachen. Nichts sollen sie haben, meine Vettern und Basen, meine lachenden Erben, denn Keiner von ihnen wird um mich weinen; Du wirst nicht lachen, Moses, Du —"

„Mein Vater, Sie werden bleich, o, mein Gott, was ist Ihnen?" schrie Alfred, vom Lager emporspringend und den taumelnden Senator in seinen Armen auffangend. Ein unheimliches Aechzen und Stöhnen drang aus der Brust des Alten hervor, seine Glieder zuckten und bebten, er lallte noch einige unverständliche Worte, dann ward Alles still. Als Alfred ihm in's Antlitz schaute, war das Auge gebrochen, der Mund geöffnet vom Krampf des Todes. Ein einzi-

ger Schrei der unnennbaren Qual drang aus des Jünglings Brust hervor, dann stürzte er besinnungslos neben der starren Gestalt des Greises nieder.

Die Diener hatten den Schrei gehört, sie eilten herbei, sie holten Aerzte, und als Alfred erwachte, war schon Alles vorüber, — der Senator Clausthal war von einem Nervenschlag getödtet.

III.

Die lachenden Erben waren gekommen. Mit freudigem Jauchzen hatten sie Besitz genommen von den Reichthümern und Schätzen des Senators Clausthal. Er hatte kein Testament hinterlassen und somit fiel ihnen das Erbe zu. Mit Hohn und Spott hatte man Alfred vertrieben; er hatte auf Nichts gesetzliche Ansprüche zu machen und erbarmungslos nahm man ihm Alles. Gestern noch der reiche Pflegesohn des reichsten Mannes von Frankfurt, war er heute ein Bettler. Aber Alfred verzagte noch nicht. Das Gewand, das er trug, das war jetzt sein einziges Besitzthum, aber besaß er nicht Freunde, die ihm ewige Treue geschworen, besaß er nicht eine Geliebte, die Hindernisse und Unglück heraufbeschworen, um ihm ihre opferdurstige Liebe zu beweisen? Er ging zu dem Hause des Präsidenten Wangenberg, — seine Braut war mit ihren Aeltern abgereist, nach Italien, sagten die Diener, die mit unverschämter Frechheit ihn wie einen Bettler an der Thür

abfertigten. Er ging zu der Wohnung seines Freundes Conrad. „Der junge Baron ist für Sie nicht zu Hause," sagte der Diener und warf die Thür zu, und als Alfred wieder auf die Straße trat, lag Conrad mit Johannes und Caspar oben im Fenster und alle Drei lachten laut und spöttisch, als er vorüber ging und nannten ihn einen armen Betteljuden. Alfred senkte sein Haupt auf seine Brust, weinend auf den Trümmern seines Jerusalems. So schritt er durch die Straßen, langsam, schmerzgebeugt, Niemand rief ihn an, Niemand erbarmte sich sein, überall begegnete er nur mitleidslosen, neugierigen Blicken oder spottendem Gelächter, denn er war arm und war ein Jude. Und fast besinnungslos, kaum seiner Leiden sich bewußt, ging Alfred immerfort weiter von Straße zu Straße, vor sich hinstarrend und Worte murmelnd ohne Sinn. Zu plötzlich, zu niederschmetternd war das Unglück gekommen, als daß er gegen seine Schläge mit Muth und Geduld sich hätte waffnen können. Ohne Wehr und ohne Waffen hatte das Unglück ihn gefunden und überwältigt. Ein verweichlichter Sohn des Glückes war seine Seele aufgeblüht unter diesem Sonnenschein des Lebens, und als jetzt inmitten dieses warmen Sonnentages finstere Stürme sein Glück auf ewig verdunkelten, da mußte seine Seele erkranken in den Schauern der Erstarrung. Träumend, bewußtlos ging er immerfort, die Thränen liefen ihm stromweis über die bleichen

Wangen, er fühlte es nicht, zuweilen schrie er laut auf im Krampf der Verzweiflung, er hörte es nicht. Zuletzt weckte ihn nagender Hunger und tödtliche Erschöpfung aus seinen Träumen und seiner Bewußtlosigkeit. Er setzte sich nieder auf einen Eckstein und weinte und schluchzte laut, bis ein Kreis müßiger Kinder sich um ihn sammelte, bis sie laut über ihn lachten und spotteten und sich jubelnd erzählten, wie der reiche, stolze Herr, der sonst immer so prächtig durch die Straßen geritten, jetzt ein armer, nichtsnutziger Jude geworden. Alfred stand auf und ging weiter, rastlos durch alle Straßen, seine Kräfte schwanden mehr und mehr, es brauste vor seinen Ohren, es schwindelte vor seinen Augen und er dachte: „Es ist bald vorüber, ich sterbe bald." Aber er ging doch weiter, ohne zu sehen, ohne zu wissen, wohin er ging, bis er endlich erschöpft, athemlos zusammensank, und ganz freudig rief er: „Jetzt sterbe ich!" Da hörte er erbarmende Worte des Mitleids rings um sich her, da nannte man klagend und milde seinen Namen, da weckten ihn Thränen des Mitleids, die man über seinem bleichen Antlitz geweint, und als er die Augen aufschlug, sah er sich rings umgeben von Kindern und Greisen, von Weibern und Männern, und Alle schauten auf ihn thränenden, mitleidsvollen Blickes und Alles flüsterte Worte des Erbarmens und nirgends hörte man Gelächter des Hohns oder Worte des Spot-

tes. Und ein Greis mit langem Silberhaar und ehrwürdigem Bart trat zu ihm heran und sagte: „Sei uns willkommen, Sohn Israels, sei willkommen in der Mitte Deiner Brüder. Wir haben Alle schon gehört von Deinem Unglück und wir beklagen Dich. Aber der Gott Israels hat es so gefügt, daß Du unter den Christen aufwachsen und leben solltest, um zu erkennen, daß sie kein Herz haben für das Erbarmen und daß der Jude nicht leben kann mit dem Christen. Sie haben Dich verstoßen, weil Du arm bist und ein Jude, und um deswillen wollen wir Dich lieben und was wir haben, das wollen wir mit Dir theilen. Der Jude läßt nicht vom Juden, eine große, gemeinschaftliche Kette des Unglücks umschlingt uns Alle und Einer ist der Bruder des Andern. Darum komm, bei uns zu wohnen, denn Du bist in Deiner Heimath und bei Deinen Freunden."

„O, mein Gott, mein Gott," schrie Alfred, „Niemand erbarmt sich mein, als die, welche ich verachtet und gehaßt!"

„Du sollst es lernen, uns zu lieben," sagte der Greis und reichte Alfred die Hand, um ihn in sein Haus zu führen.

Und so war Alfred, ohne es zu wissen, dahin gegangen, wo seine neue Heimath sein sollte, in die Judenstraße. Eine lange Krankheit warf ihn nieder, aber gleich einem geliebten Bruder ward er gepflegt, und als

er, ein Genesender, zum ersten Male am Arm des Greises durch die Judenstraße schwankte, da traten Alle mit freundlichen Grüßen vor die Thüren und nickten ihm zu und brachten ihm kleine Geschenke und sagten ihm Worte der Liebe.

Endlich war er ganz genesen und mit ruhigem Blick, mit trotzigem Muthe überschaute er seine Zukunft.

„Ich muß mich durchkämpfen,“ sagte er, „ich muß etwas verdienen. Ich muß einhergehen unter dieser Wolke des Unglücks, ohne zu murren, ich muß den Schlägen der Welt meine Stirn bieten, um mich abzuhärten, und weil sie mir denn Alles genommen haben, Ehre und Jugend, Namen und Ansehen, so will ich streben nach dem, was dies Alles ersetzt, nach Geld!“

Und wie er das sagte, blitzten seine Augen und ein Gefühl, das er bis dahin nimmer gekannt, regte sich in ihm, — die Liebe zum Gelde, das nun der einzige Rettungsanker war, an dem er sich halten mußte, um nicht zu versinken in die Wogen des Unglücks.

„Ich muß Geld haben, viel Geld!“ sagte er und seine Augen blitzten und sein Herz hüpfte, denn er dachte: „Mit Geld kann ich mich rächen an meinen Feinden.“

Er lächelte fast bei dieser Begierde nach Geld und Besitz und sagte leise: „O, jetzt erkenne ich, daß ich in Wahrheit ein Jude bin. Die Begierden meines Stammes regen sich in mir und ich erkenne, daß ich

in Wahrheit bin ein Sohn Israels.“ Und er nahm den Kasten, welchen die Liebe seiner Freunde ihm gefüllt mit Schwefelhölzern und Siegellack, mit Papier und Bleistift und anderen Gegenständen des Handels, auf den Rücken und trat wieder hinaus aus der Judenstadt, um Handel zu treiben.

So ging er die Zeil hinunter, und wo seine früheren Freunde ihn sahen, da verhöhnten sie ihn mit spitzigem Wort oder höhnischem Lachen. Und gerade immer zu diesen ging Moses Aaron, denn er wußte, diese würden um der Seltsamkeit willen von ihm kaufen und er sagte sich: „Ich muß dem Geschick trotzen, ich muß mich abhärten gegen Beleidigungen und meine Ohren gewöhnen, nicht zu hören.“

Daß er das konnte, das überraschte ihn selbst; er, der sonst so empfindlich gewesen gegen jede Beleidigung, der Nichts heiliger gehalten als seine Ehre, er entdeckte jetzt in der Tiefe seines Herzens die Fähigkeit, Beleidigungen zu ertragen und er sagte: „Ich sehe es wohl, ich bin ein Jude! Aber in jedem Christen, in jedem Menschen schlummert ein Jude und es kommt nur darauf an, daß das Unglück ihn herauspreßt.“

Man kaufte viel von ihm, der Seltsamkeit wegen, aus Neugierde, um zu sehen, wie der einst so gesuchte Cavalier sich benehmen würde als armer, jüdischer Handelsmann. Darauf hatte Moses gerechnet, denn seit er unglücklich war, hatte er einen scharfen Blick für die

Fehler und Eigenthümlichkeiten der Menschen und er wußte es wohl, daß er am meisten verkaufen würde an diejenigen, mit denen er früher bekannt gewesen, die seines Gleichen gewesen in den Tagen des Glanzes; deshalb ging er gerade immer zu diesen und sie nannten ihn dafür einen frechen Juden. Das ertrug er schweigend und zeigte sich demüthig und unterwürfig, denn er wußte, daß das den Menschen schmeichele und daß sie um so mehr von ihm kaufen würden. — Als er noch glücklich gewesen, da hatte er einen hellen Verstand, das Unglück machte ihn verschmitzt.

Zuweilen, wenn er auf den Straßen ging, sangen die Gassenbuben Spottlieder hinter ihm her und warfen nach ihm mit Koth und Steinen und Moses fühlte einen mächtigen Zorn in seinem Busen aufwallen, er griff nach einem Stein und hob ihn auf, um ihn zu schleudern gegen seine Verfolger, „aber wozu würde mir das helfen," dachte er, „sie sind ihrer so Viele, man würde mich mißhandeln und ich darf mich nicht wehren, denn nirgends findet der Jude Recht." — Er ließ den Stein fallen und die tollen Buben riefen jubelnd: „Seht den feigen Juden, er wagt es nicht, nach uns zu werfen, er ist feig, wie alle Juden." — Moses entfloh, beschämt, erröthend vor sich selber, — in der Tiefe seiner Brust hatte er die Feigheit entdeckt und er sagte unter Thränen entschuldigend zu sich selber: „O, als ich noch glücklich war und reich, da war ich auch muthig, denn

ich wußte, daß das Recht immer auf meiner Seite war und mich beschützte; aber der Unterdrückte kann keinen Muth haben, denn er weiß, daß er immer Unrecht hat, daß Niemand ihn beschützt und das lähmt seine Kraft."

Moses arbeitete und handelte von früh bis in die Nacht, und weil sein ganzer Sinn darauf gerichtet war, Geld zu verdienen, verachtete er nicht den kleinsten Gewinnst, schien ihm jeder Erwerb bedeutend und schön, und er sagte: „Aus kleinem Verdienst kann großer Reichthum entspringen, und Alles kommt darauf an, reich zu sein, und reich muß ich werden um jeden Preis."

Und an dies Bestreben gab er sein Leben, seine Seele hin. Er achtete nicht mehr der Beleidigungen, es gab für ihn keine Kränkung und keine Beschimpfung, denn er hatte nur Ein Ziel vor Augen, und alles Andere war todt für ihn. Er ging umher und bot seine Waare feil, und achtete es nicht, wenn man ihn abwehrend fortwies, er blieb beharrlich und wich nicht, denn er wollte und mußte Geld verdienen, und er wußte, daß man endlich, um seiner los zu werden, dennoch kaufen würde, und wenn das nur geschah, was kümmerte es ihn dann, ob die Menschen ihn einen zudringlichen Juden nannten?

So wuchs sein Handel von Jahr zu Jahr, und Moses sagte: „Die Christen haben mich betrogen um meinen Antheil am Glück des Lebens, ich will sie dafür wieder betrügen, und das soll meine Rache sein."

Und er betrog die Christen, aber er machte es fein und schlau, damit man ihn nicht bestrafen konnte, und sein Handel wuchs, mit ihm sein Geld. Bald hatte er große Summen in Händen; er ging zu den reichen Jünglingen der Christen und bot ihnen sein Geld an, wenn sie in Verlegenheit seien. Er wußte wohl, daß die reichen Jünglinge fast immer in Verlegenheit sind um Geld, und daß sie bereitwillig sein Anerbieten annehmen würden. Er gab ihnen Geld um hohen Zins, und um so höher, je dringender sie des Geldes bedurften. Oft fleheten sie ihn an um Erbarmung; dann hüpfte sein Herz vor Freude, und er feierte einen Triumph über die Christen, die ihn in den Staub getreten, und mit einem tückischen Lächeln sagte er: „Erbarmen! Wer hat denn mit mir Erbarmen gehabt? Welcher Christ hat denn Erbarmen mit dem Juden? Warum sollte ich besser sein als der Christ?" — Man nannte ihn einen unbarmherzigen Wucherer, und Moses lachte dazu, denn er wußte, daß man ihn dennoch nicht entbehren könne.

Moses hatte sich geschworen reich zu werden, und nach funfzehn Jahren der Qual und des Entbehrens, der Demüthigung und Beschimpfung, da war Moses Aaron ein reicher Mann. Er verachtete und haßte die Christen, aber er ging dennoch über zu ihrer Religion und ward ein Christ, um sich dadurch die Genüsse und Freuden der Welt zu öffnen, um die Judenstraße zu

verlassen und sich ein schönes Haus auf der Zeil kaufen zu können. Das richtete er ein, geschmackvoll und glänzend, und immer nur darauf bedacht der neidischen Welt seinen Reichthum zu zeigen, war alle seine Pracht überladen und absichtlich zur Schau gestellt. Als er zum ersten Male durch diese glänzenden Säle ging, als er stolz sich den Herrn nannte dieser Pracht, da blieb er stehen vor dem hohen venetianischen Spiegel, um sich selber zu grüßen in seiner Herrlichkeit. Seit vielen Jahren hatte er nicht daran gedacht, sich anzusehen, und als er es jetzt that, erschrack er und trat schaudernd zurück, denn er erkannte sich nicht mehr. — Das war nicht mehr sein Angesicht, wie es sonst gewesen, das war nicht mehr Alfred Clausthal, sondern Moses Aaron, das war das Antlitz eines Juden, da waren diese scharfen Züge, dieser lauernde, stechende Blick, diese gekniffenen Lippen, dies eigenthümliche Lächeln. Ach, seine ganze Seele hatte sich umgewandelt, und die Gedanken seiner Seele hatten sich ausgeprägt auf seinem Angesicht. Und Moses neigte sein Antlitz auf seine Brust und flüsterte: „Kein Taufwasser wird diese Züge von meinem Antlitz waschen. Ich bin ein Jude, aber die Christen sind es, die mich zum Juden gemacht haben.“

Auf dem Rhein.

Laß uns dahinschwimmen und träumen auf dem grünen, sagenreichen Rhein, blicke hinein in die Wellen und laß aus der Tiefe die Loreley Dir singen und Nixen Dir flüstern und winken, schaue hin auf die rebenbekränzten Uferhöhen, und laß bei dem Anblicke zerfallener Burgen und stolzer Schlösser die Sagen und die Romantik des Mittelalters durch Deine Seele klingen. Der Rhein ist ganz ein Fluß zum Träumen und Sinnen, lieblich, wie eine schöne Jungfrau, es ist durchaus eine weibliche Schönheit, und ich begreife nicht, wie man diese romantische, träumende, lächelnde Schönheit oft angesungen hat, als einen stolzen Heros und Krieger. Wie lieblich und romantisch diese Höhen und Berggelände des Ufers, wie lachend grün diese murmelnden Wellen. Der Rhein ist durchaus schön, aber nicht wild, nicht heroisch, wie die Donau, nicht stürmisch und tükkisch, wie die Weichsel. Zuweilen auch ist der Rhein majestätisch und erhaben, etwa wie eine blumengeschmückte opfernde Vestalin, aber nicht wie ein kampfeslustiger Krieger. Ich glaube, auf dem Rhein muß Jeder Verse machen, es ist ein Tribut, den man den lieblichen Rheinnixen bringt, diesen holden köstlichen Geschöpfen, deren

süßes Gekicher Du oft im Wellengeplätscher vernimmst, deren glänzende Schultern in nächtlichem Dunkel Dir oft aus den Spitzen der Wogen entgegenleuchten. Liebeslieder und Mährchen haben die Nixchen schon vielfach vernommen, aber wunderlich soll ihnen gewesen sein, als sie das berüchtigte Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" zum ersten Male vernahmen. Man sagt, der Rhein habe an jenem Tage ganz röthlich geschimmert vom schamvollen Erröthen der Nixen, und in der Stille der Nacht vernahm man ihr spöttisches, höhnendes Lachen. Die Nixen auch sollen daran Schuld gewesen sein, und den Arbeitern geholfen haben jenen berühmten Steindamm bei Biberich aufzuwerfen, es war eine Demonstration der Nixen gegen Niklas, ein Censurstrich, den sie ihm zogen durch sein Lied vom freien deutschen Rhein. — Wenn man an dem schönen thurmreichen Mainz vorüber ist, werden die Ufer flach und der Rhein erblaßt zu einem mattern Grün; dann hat man Muße und Zeit sich auf dem Dampfschiff umzusehen und seine Reisegesellschaft zu mustern.

Es war bunt und lustig auf dem Verdeck, und wir hatten Veranlassung genug, Physiognomien zu studiren. Dies Studium gehört zu unsern liebsten Beschäftigungen der Reise, und wenn wir ein fremdes Antlitz sehen, so suchen wir es unbeobachtet zu beobachten, und aus dem Antlitz des Menschen seinen Charakter und seinen Stand

zu errathen. Dann erst, wenn wir unsere Vermuthungen und Wahrnehmungen ausgetauscht, sehen wir im Fremdenbuch nach oder forschen nach Namen und Stand, und fast immer haben unsere Wahrnehmungen das Richtige getroffen. Auch heute gelangen uns unsere Gesichterstudien ganz gut; den preußischen Militär, obwohl in Civil, hatten wir schon herausgefunden, und noch mehr die Damen vom preußischen Militär, denn diese sind unverkennbar und ich mache mich anheischig Dir in Berlin jede Dame vom Militär, die uns auf der Straße begegnet, zu bezeichnen und sie zu erkennen. Die zeichnenden Maler machen das Erkennen leicht, eben so schnell unterscheidet man die Engländer und die Russen, letztere, selbst wenn sie das fließendste Deutsch sprechen.

Wir hatten alle unsere Reisegefährten schon geprüft, und keiner schien einer nähern Beachtung werth. Einige verfolgten aufmerksam auf ihren langen Reisekarten die Ufer, an denen wir vorüberkamen, Andere saßen schwazzend und lachend unter dem Zelt und dinirten so unbekümmert, als wäre nicht hinter ihnen und gegenüber der Rhein, sondern die Wand eines Salons, wieder Andere gingen plaudernd auf und nieder, oder saßen stumm und schweigsam neben ihren Reisesäcken und Mänteln. Da tönte die Schiffsglocke, das Dampfschiff hielt an, und von dem schwankenden kleinen Kahn traten zwei neue Passagiere auf's Verdeck. Ein Herr und eine Dame;

uns gegenüber waren Plätze leer, und die nahmen sie ein. Er, ein großer schlanker Mann mit bleichem, etwas verlebtem Angesicht, aber nicht ohne Spuren verwüsteter Schönheit, sie, ein junges Geschöpf, klein und zierlich, interessant, aber nicht schön. Es lag etwas Fremdes, Räthselhaftes in diesen beiden Gestalten, über deren Zusammenhörigkeit und Verhältniß wir uns nicht einigen konnten, und die wir doch, immer auf's Neue angezogen, immer wieder betrachten mußten. Ist sie seine Frau? Nein, kein Mann, selbst wenn er sein Weib haßt, würde öffentlich so diejenige, die seinen Namen trägt, vernachlässigen. Der Fremde hatte sich, ganz erschöpft, ganz gelangweilt, wie es schien, auf der Bank ausgestreckt, und den ganzen Raum derselben einnehmend, starrten seine großen blauen Augen theilnahmlos auf die jenseitigen Ufer des Rheins, seine Begleiterin schien er vergessen zu haben, oder er beachtete sie nicht. Sie stand einen Augenblick unschlüssig, verlegen da, denn er hatte die ganze Bank eingenommen, es zuckte etwas auf ihrem Gesicht, wie ein tiefes Schmerzgefühl, sie erröthete, und mit einem trüben, trostlosen Blick sah sie umher nach einem andern Platz. Dann nahm sie den kleinen Feldstuhl, und setzte sich zu Füßen ihres Herrn, ganz still, ganz ergeben. Sie sprachen Beide nicht, stumm, regungslos weilten sie nebeneinander, er lag ausgestreckt, träumend, dämmernd, sie in eleganter, etwas steifer Haltung, die Hände im Schooß gefaltet, und mit ihren gro-

ßen flammenden schwarzen Augen nur hinschauend auf Ihn, auf Ihn allein, lechzend nach einem Blick, nach einem Wort, und immer banger, immer schmerzvoller seufzend über die immer länger werdende Pause. Zuweilen schien ihre zarte kleine Gestalt zu erzittern im innern Schmerzgefühl, und um ihren Mund zuckte ein schmerzvolles Lächeln, das sie gleichsam als Schleier ausbreitete über die Trauer und den Kummer, der in ihren Blicken lag. Wie eine Sklavin saß sie da, demüthig und ergeben, des Winkes ihres Gebieters harrend und bemüht in seinen Zügen sein Wollen und Begehren zu lesen. Ein Sturm hatte sich erhoben, und streifte kältend über das Verdeck, wir hüllten uns fester in unsere Tücher, der Fremde schauerte zusammen, fröstelnd, unbehaglich; sogleich nahm seine Begleiterin den kleinen Mantel, der ihre Gestalt umhüllte, und mit einem glücklichen Lächeln der Befriedigung breitete sie denselben über die Füße ihres Herrn. Er nickte mit dem Kopf und wandte einen Moment den Blick zu ihr hin. Ach mein Gott, wie ihr Angesicht aufleuchtete und strahlte unter diesem Blick, wie stolz und glückselig sie jetzt da saß, und in glühender Freude es gar nicht zu beachten schien, daß der Wind stärker brauste, und sie jetzt keinen Schutz mehr hatte gegen sein kaltes Wehen. Aber allgemach erbleichte diese Freude wieder in ihren Zügen, und auf seinem weggewandten Antlitz mochte sie gelesen haben, daß er ihrer schon nicht mehr gedachte.

Sie seufzte tief, und als er, durch diesen Seufzer an sie erinnert, sich mit gerunzelter Stirn zu ihr hinwandte, lächelte sie, aber es war ein schmerzvolles, verzweiflungsvolles Lächeln, und vielleicht mochte es selbst ihrem Begleiter so erscheinen, denn er murmelte einige Worte, die man nicht verstand, vor deren kaltem, grausamem Ton sie aber erbebte und ganz zusammenzuckend das Haupt senkte auf ihren stürmisch wogenden Busen. Jetzt hatte ihr Herr sich gänzlich von ihr gewandt, und auf der Bank halb liegend, sich aufstützend an der Lehne derselben, blickte er rückwärts geneigt auf die sprudelnden Wogen des Rheins. Aber diese Stellung mochte ihm unbequem sein, er versuchte eine andere Lage, dann wandte er den gleichgültigen, gleichsam rufenden Blick auf seine Begleiterin. Sogleich sprang sie auf, und er, ohne ein Wort zu sagen, streckte die Füße auf ihren Sessel, und deutete stumm mit dem Finger neben sich auf die Bank. Sie verneigte sich und setzte sich neben ihn, er wandte sich, und ihr den Rücken zukehrend, starrte er wieder hinab in den Rhein. Aber sie seufzte nicht mehr, ihr Auge flammte, ihre Wangen glühten. Hatte er sie nicht begnadigt durch seine Nähe, darf sie nicht dicht neben ihm sein, so dicht, daß sie jeden seiner Athemzüge hört, jede seiner Bewegungen, sich an ihn schmiegend, mit empfindet? — „Sie ist offenbar in einer ganz abhängigen untergeordneten Stellung,“ sagte ich, „vielleicht die Gouvernante, oder Bonne seiner Kinder, und

sie liebt ihn und hat vergessen, daß er ihr Herr ist, er aber denkt daran, daß sie seine Dienerin." — Jetzt wandte er sich zu ihr hin und sagte laut und unwillig: ce n'est pas commode ici! und dann, um es sich bequem zu machen, legte er seinen Arm um ihre zarte kleine Gestalt, und ließ sein Haupt auf ihren Busen sinken. Sie schreckte zusammen, aber ließ es geschehen. Es lag aber etwas Furchtbares, Grausames in dieser Situation, vor der mein Herz sich zusammenzog. Diese zärtliche Stellung war für das arme Weib eine furchtbare Demüthigung, und indem er sich nicht scheute, dem ganzen Publikum gegenüber die Innigkeit ihres Verhältnisses zu entweihen, ward diese anscheinende Zärtlichkeit zu einer grausamen Unzartheit. — Er dachte gar nicht daran, daß es ein Weib sei, die er in seinen Armen hielt, und die er als Weib öffentlich beschimpfte, er dachte nur, daß er so bequemer lag, und daß ihr Busen ihm ein weiches Kissen für sein Haupt sei. Sie war ihm nichts als eine Bequemlichkeit, und zufrieden schlummerte er ein an ihrem Busen. Sie saß da, regungslos und starr, eine todtenähnliche Blässe der Scham überzog ihre Wangen, und schüchtern und verzweiflungsvoll zugleich schweifte ihr Blick umher, als wolle sie auf allen Gesichtern lesen, welchen Eindruck diese Scene gemacht. Sie war zufrieden, daß Niemand sie zu bemerken schien, und sah hernieder auf den, der an ihrem Busen ruhte, aber diesmal war keine Liebe, kein Glück

in ihren Blicken, sondern nur Zorn und beleidigter Stolz, und als sie sah, daß er schlief, lächelte sie verächtlich. „Es ist eine Geliebte, deren er überdrüssig ist," sagten wir jetzt, „eine Maitresse, die er durch absichtliche Grobheiten empörend von sich abwenden will."

Allmälig löste sich ihr Zorn, ihre Erstarrung, und Purpurröthe wechselte auf ihren Wangen mit tiefer Blässe, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten, sie fielen hernieder auf das Antlitz des Schlummernden und weckten ihn. Er fuhr empor, und sprach zwischen den Zähnen hervor einige zornige, wilde Worte, und blickte sie finster unter zusammengezogenen Augenbrauen an. Sie ertrug diesen Blick mit kalter Ruhe, und warf etwas stolz das Haupt zurück, als wolle sie sagen: „Ich fürchte Deinen Zorn nicht, ich bin frei!" Mit einer heftigen Bewegung sprang er auf und sah sie zornflammend an. Dann schien er sich zu erinnern, daß sie nicht allein, nicht in ihrem stillen, verschwiegenen Gemach, und langsam den Mantel um seine Schultern legend, sagte er ruhig: „Il fait froid." Dann winkte er ihr gebieterisch mit der Hand und schritt ihr voran zur Cajütentreppe; sie folgte demüthig und gehorsam, nachdem sie ihren Mantel, den er zur Erde geworfen, aufgerafft. —

Mir ward ganz leicht um's Herz, daß ich die Beiden nicht mehr sah, nicht mehr dies trostlose Bild der Grausamkeit und Liebe, der Härte und Ergebung vor

Augen hatte, und die Liebe des Weibes, diese köstliche, demuthsvolle, ergebene, Alles leidende und duldende Liebe, vor der ich sonst in aller Demuth das Haupt neige, erfüllte mich jetzt fast mit Verachtung und Schrekken. Die Liebe macht das Weib zu einer Sklavin, zu einem willenlosen Geschöpf, und wie ein Hündchen so demüthig schmiegt sich das Weib zu den Füßen ihres Herrn, und wenn er sie mit dem Fuße von sich stößt, schleicht sie flehend doch wieder herbei und küßt die Hand, die nach ihr schlug. Das ist die erhabene Gemeinheit, zu der die Liebe das Weib erhöhen und erniedrigen kann, die göttlich und thierisch zugleich ist und den Mann, indem sie sich willenlos vor ihm im Staube demüthigt, zugleich zu einem grausamen, verächtlichen Tyrannen entwürdigt. —

Der Mond war aufgegangen, vom Ufer her blitzten hier und da Lichter auf, wenn wir vorüber kamen an Städten und Dörfern, die Sterne funkelten und leuchteten dort oben am Himmel und schaukelten sich hier unten auf den murmelnden Wellen des Rheins. Aber es war kalt und ein schneidender Wind pfiff über das Verdeck. Ich ging hinunter in die Cajüte, meinen Mantel zu holen. Sie war leer, nur das räthselhafte Paar war da. Er schlief und sie saß zu seinen Füßen, zitternd vor Qual und Frost. Die Elbogen auf den Tisch vor sich gestützt, barg sie ihr Haupt in ihren Händen und zwischen den Fingern hervor quollen ihre

Thränen und tropften nieder auf den Tisch, langsam und schauerlich. Es war ein jammervoller, herzzerreißender Anblick und wie ich dies junge, zitternde, schluchzende Weib neben ihrem ruhig schlummernden Begleiter sah, erfaßte mich ein tiefes, unaussprechliches Mitleid. Ich trat zu ihr, sie hob ihr verweintes, schmerzlich verzogenes Antlitz empor und blickte wehmüthig auf, und wie ich ihr stumm die Hand reichte, sah sie mich an mit einem Blick unaussprechlichen Jammers. Ich fragte sie, ob ich ihr in irgend etwas nützlich sein könne, sie schüttelte traurig ihr Haupt und sagte mit zitternder, klagender Stimme: „Non, Madame, merci!" Dann stürzten ihre Thränen wieder hervor und laut schluchzend barg sie ihr Haupt wieder in ihren Händen. „Taisez-vous!" rief er erwachend in lautem, gebieterischem Tone.

Ich eilte auf's Verdeck, wo jetzt Alles wieder lebendig zu werden begann. Wir waren am Ziel unserer Fahrt, die Häuser und Thürme Mannheims schwebten wie trübe Schattenbilder am Horizont, das Dampfboot legte an und wir traten an's Ufer. Nun noch das trostlose Umhersuchen nach einem Gasthofe, keine Fiaker, keine Droschken. Ermüdet, mitten in der Nacht von Gasthof zu Gasthof gewiesen zu werden und nirgend ein Unterkommen zu finden, das gehört zu den kleinen Reisemisères, die Einem, indem man sie erdul-

det, als sehr groß erscheinen. Endlich wurden wir im „Russischen Hof" schlecht genug untergebracht, was wir bei unserer Abneigung gegen alles Russische ganz natürlich fanden.

Mannheim und Carl Ludwig Sand.

Mannheim ist eine regelrecht gebaute, langweilige, öde Stadt, die mir erst recht langweilig ward durch die Erinnerung an Sand und Kotzebue. Ich kenne keinen langweiligeren Menschen als diesen Sand mit seiner aufgeblasenen Dürftigkeit, seiner hohlen Großsprecherei und diesem leeren Demagogenthum, das so reich an Phrasen, so arm an Thaten ist. „Aber Sand hat doch eine That gethan und zwar eine schaudervolle, ungeheure,“ wirst Du mir einwenden. Freilich, er vollbrachte diese That, zu der er sich berufen glaubte, von der er, sich aufblähend, behauptete, daß Gott selbst sie ihm befohlen. Aber er wollte sich eigentlich durch dieselbe nur eine Wichtigkeit beilegen, nur von sich reden machen, — von solchem falschen Ehrgeiz getrieben ist schon Mancher zum Mörder geworden. Aber bis zum Mord selbst wollte Sand es nicht einmal treiben, er wollte nur mit dem Morde spielen, nicht ihn vollführen, und das Vorhaben des Mordes sollte ihm nur als Stufe zum Ruhm dienen. Sage nicht, daß ich übertreibe. Du kannst das bestätigt finden im Neuen Pitaval von Hitzig und Häring. Als Sand von Jena abreiste, um in Mannheim Kotzebue zu ermorden, ließ

er auf seinem Zimmer zwei Briefe zurück, der eine war adressirt an die Mannheimer Zeitung, der andere an den Rector der Universität Jena, wo er studirte. Diese Briefe, beide unversiegelt, ließ er auf dem Tische liegen und verließ dann sein Zimmer, es hinter sich verschließend, den Schlüssel aber nicht abziehend. Er reiste ab und begab sich zuerst nach Frankfurt. Dort blieb er vierzehn Tage, und an seine Freunde, die von dem Vorhaben Nichts ahnten, schrieb er von hier aus, er sei abgereist, um eine That zu vollführen, zu der er sich berufen fühle, noch hoffe er aber, daß Gott sie ihm nicht auferlegen würde. — Freilich konnte er begründete Hoffnung haben, daß Gott ihn daran verhindern würde, denn sobald nur seine Briefe wären besorgt worden, konnte er gewiß sein, nicht bis Mannheim zu kommen. Aber trotz seiner Zögerung, trotz seiner sichtbaren Unlust weiter zu reisen, trotzdem, daß er ängstlich jeden Tag auf der Post nach Briefen für ihn forschte, daß er jeden Tag in der Zeitung etwas zu suchen schien, bot sich doch kein denkbarer Grund mehr dar, seine Reise zu verzögern, und verzweiflungsvoll schrieb er: „Gott will also diesen Kelch nicht von mir nehmen, ich soll ihn trinken.“ — Aber zu der kleinen Reise von Frankfurt nach Mannheim verwandte er zögernd acht Tage, immer noch hoffend aufgehalten, zurückgerufen zu werden. Umsonst. Er langte ungehindert in Mannheim an und vollbrachte die That mit

der Brutalität eines Schlächters. Erst als die Nachricht nach Jena kam, begaben sich seine Wirthsleute auf sein Zimmer. Drei Wochen war er fort gewesen und Niemand hatte daran gedacht, sein Zimmer zu betreten, obwohl er es unaufgeräumt zurückgelassen. Jetzt fand man auf dem Tische die beiden Briefe und in Beiden berichtete er, daß er Jena verlasse, um nach Mannheim zu gehen und dort Kotzebue zu ermorden. Deshalb seine Hoffnung, Gott würde ihn an dieser That verhindern, deshalb sein langes Zögern auf der Reise! Es durfte nur Jemand sein Zimmer öffnen, die Magd durfte nur ordnungsliebend dasselbe säubern wollen und dieser Mord geschah nicht, und Sand hatte sich selbst gerettet und ward verhindert an einer That, die Nichts war, als eine schwärmerische Dummheit. Aber es war doch eine gute Zeit, als es noch für einen todeswürdigen Frevel galt, ein Spion zu sein, denn bekanntlich ward Kotzebue von Sand ermordet, weil er für einen Spion galt, weil man meinte, er suche die Gesinnungen der jungen Leute auszuforschen, um sie dann zu verrathen und zu verdächtigen. Guter Gott, Kotzebue mußte den Tod erleiden für Etwas, das oft genug mit Ehren und Würden belohnt ist, und es gab einmal in Berlin einen sehr vornehmen Mann, der war nur vornehm geworden durch das Handwerk, um welches Kotzebue ermordet ward. Hunderte armer, verführter Jünglinge hat dieser vornehme Mann in's Ge-

fängniß gebracht und auf den Schultern dieser armen, zu Boden Getretenen, richtete er sich auf zu immer höheren Ehrenstufen, bis ihn inmitten seiner ruhmvollen Bahn ein seltsames, tragisches Fatum ereilte. Der Mann, der so Vielen den Kerker geöffnet, so Vielen die Freiheit geraubt, er machte sich jetzt zu seinem eigenen Gefangenen, und inmitten seines Glanzes und seiner Würde zitterte und schrie er nach der verlornen Freiheit. In einer seltsamen, irrsinnigen Schwermuth konnte er, obwohl sehend, in keinem Zimmer mehr den Ausgang finden, und oft sah man ihn angstvoll, krampfhaft an den Wänden tasten, hinter den Ofen flüchten, um den Ausgang zu finden; selbst wenn die Thüren geöffnet waren, bebte und schrie er: man wolle ihn nicht hinaus lassen, man habe ihn gefesselt! An den Qualen und Aengsten dieses Irrsinns starb er; der Tod allein konnte ihn aus einem Gefängnisse entlassen, in welches die gerechte, strafende Natur ihn verbannt hatte.

Das räthselhafte Paar logirte mit uns in demselben Gasthof in Mannheim und im Fremdenbuch lasen wir seinen Namen. Sie war als seine Gattin angegeben. Ob sie es war? Nimmermehr glaube ich das! Wir begegneten ihnen in Mannheim auf der Straße, sie gingen Arm in Arm, aber als sie uns erblickte, ließ sie, zusammenzuckend, seinen Arm fahren und ging einige Schritte von ihm entfernt, erröthend, mit niedergeschlagenen Augen an uns vorüber.

Heidelberg.

Von Mannheim nach Heidelberg führt die Eisenbahn Dich in kurzer Zeit. Drollig ist eine in den Waggons angebrachte Vorkehrung. Die Thüren nämlich werden geschlossen, aber in jeder Abtheilung der Waggons, in einer kleinen Nische oberhalb der Sitze, befindet sich der Schlüssel zur Thür, aber, wohl verstanden, unter Glas und Rahmen, und erst, wenn Du das Glas zerschlagen, kannst Du, Dir die Hände zerreißend an den Scherben und Splittern, zwischen denselben hervor Dir den verhängnißvollen Rettungsschlüssel erobern und aufschließen, wenn Du nämlich nicht schon vorher verbrannt bist. — Zwischen Heidelberg und Mannheim ist nur Eine Station, und an derselben warteten Weiber und Mägde mit obstbeladenen Körben, mit Gemüsen und Eiern, die sie zur Stadt bringen wollten, Bauern mit selbstgeschnitzten Holzwaaren oder andern Erzeugnissen ihres Fleißes. Die Badenser sind hübsche, kräftige Gestalten mit frischen, fröhlichen Gesichtern, denen man Behaglichkeit und Zufriedenheit ansieht. Gemüthvoll und lieblich ist ihre Sprache, dieser singende, naive, kindliche Ton, diese herzige, neckische Ausdrucksweise. Auch ein Greis, von Alter gebeugt,

mit langem, silberweißem Haar und einem frischen, kräftigen, ehrwürdigen Gesicht, wartete auf der Station zur Mitfahrt; ein schmucker Jüngling in zierlicher Bauerntracht führte den Greis zum Wagen, und da dieser seinen Platz oben auf dem Wagen hatte, half oder hob der Jüngling den Greis mit sorglicher, angstvoller Liebe hinauf und blieb dann neben dem Wagen stehen, um noch so lange wie möglich seines Vaters liebes Angesicht zu sehen. Da pfiff die Locomotive, dem Jüngling stürzten die Thränen aus den Augen, und seinem Vater zunickend rief er mit zitternder, bewegter Stimme: „Adje, lieb' Alterle, leb' wohl und bleib g'sund!" — Wir brausten dahin, aber diese herzigen, lieben Worte tönten mir noch immer vor den Ohren und gestalteten sich von selbst zu Versen, die ich in mein Notizbuch schrieb. Da sind sie:

Lieb' Alterle, Adje,
Leb' wohl und bleib' gesund.
Laß küssen Deinen Mund,
Lieb' Alterle, Adje!

Lieb' Alterle, Adje,
Du liebes Mannsgesicht,
Aus dem die Bravheit spricht.
Lieb' Alterle, Adje!

Leb' wohl und bleib' gesund!
Bis wieder ich einst kehre,
Halt' ich an Deiner Lehre.
Leb' wohl und bleib' gesund!

Vor Heidelberg hatte ich eine Art Furcht und betrat es nicht ohne Bangen. Mit Gegenden geht es mir oft wie mit Menschen — was allgemein gefällt, behagt mir oft gar nicht, reizt mich zur Opposition. Eine berühmte, schöne Gegend gleicht einer schönen Coquette, die mit bewußtem Selbstvertrauen alle ihre Schönheiten enthüllt und darlegt, und mit allen ihren Reizen sich offen dem Auge jedes Beschauers darbietet. Da ist nichts Heimliches, heilig Verborgenes und Verschwiegenes mehr, Alles ist benutzt, Alles ist enthüllt; was da ist an Schönheit, das hast Du, und zu entdecken giebt es Nichts mehr. So ist bei einer par excellence schönen Gegend jedes Fleckchen, jeder schöne Punkt benutzt, nirgends mehr schattige, verschwiegene Einsamkeit, überall Bänke, Ruhesitze, Tischchen, und nirgends die Gewißheit des Alleinseins.

Es giebt aber nichts Süßeres und Erhabeneres, als eine schöne Gegend, die einsam ist, deren schwellende Morgenschönheit nicht zertreten ist von neugierigen Füßen, deren jungfräuliche Blüthen nicht von den Blicken der Menge entweiht sind, deren Schönheit Du empfängst, frisch und unberührt, recht aus erster Hand der Natur. Einer solchen stillen, unbelauschten, friedeathmenden Gegend gegenüber lasse Dich nieder, schauend, anbetend, und sicher, von keinem Auge belauscht zu werden, gieb Deine ganze Seele hin an die Herrlichkeit der Natur, und inmitten der heiligen Stille um Dich her

wird es Dir sein, als ginge der Athem Gottes durch diese Schönheit, als hörtest Du das heilige Wallen seiner Schritte.

Solch eine erhabene, große und göttliche Einsamkeit, von keines Menschen Fuß entweiht, selbst von keines Vogels Zwitschern gestört, habe ich nur einmal gefunden, das war in den Karpathen am schwarzen Meerauge, das wie das Auge Gottes da liegt, so dunkel glühend und so erhaben schön. In Heidelberg findest Du Nichts von diesem Einsamkeitsfrieden. Ueberall Leben und fröhliches Singen, überall Bierkrüge und Weinschoppen, überall Studenten. Studenten aber sind sehr stolze und glückliche Leute, und es ist gewiß ein großes Glück, Student zu sein, aber das Glück, in der Nähe von Studenten zu sein, ist weniger groß; ein Student kennt keine Autorität und keine Bescheidenheit, überall fühlt er sich der Erste, und will das auch Andere fühlen lassen, Brutalität gilt da für Freiheit, und ein grenzenloses Sichgehenlassen für lobenswerthe Ungenirtheit. Deshalb sind diese kleinen Universitätsstädte, in denen natürlich die Studenten dominiren, für jeden Nichtstudenten eine unbequeme Sache; sie fühlen sich da als Herren, jeder Andere ist ihr Vasall, muß ihnen Platz machen, ihnen ausweichen.

Ueberall, auf allen Straßen und Plätzen, siehst Du sie in ganzen Schaaren, oft die ganze Breite der Straße einnehmend, daher ziehen, und ängstlich ist jeder „Phi-

lister" bemüht, ihnen auszuweichen, aus den Fenstern sprechen sie miteinander laut und tobend, lachend und unanständig, wie es ihnen gerade gefällt, und als ob die Welt und die Straße ihr alleiniges Eigenthum wäre. Wie gesagt, alle diese Dinge mögen für die Studenten selbst höchst comfortable sein, für Andere sind sie es nicht, und dies Rufen und Schreien, dies Brüllen und Singen, das Du Tag und Nacht in Heidelberg hörst, paßt wenig zu der überaus lieblichen und anmuthigen Gegend. Die berühmte Heidelberger Schloßruine ist schön und großartig, aber für mich hat es etwas Beängstigendes, Niederdrückendes, daß man ihr nirgends entgeht. Ueberall siehst Du sie, überall steht sie über Dir, wie das Scepter eines mächtigen Herrschers, vor dem Du Dich klein fühlst und gedemüthigt. Wie muß das gewesen sein, als da oben noch der Herr und Fürst des Landes wohnte, wie muß das jedes Gefühl gehemmt und unterdrückt haben. Immer und überall, bei jedem freien Aufschwung, bei jedem Gedanken dieser Hinaufblick zu dem stolzen Schloß, dies Warnungszeichen eines Herrschers, diese Mahnung an Deine Abhängigkeit, Deine Gebundenheit, Dich überall hin verfolgend, und über Deinem Haupte schwebend, und nirgends, selbst in der Stille Deines Hauses nicht, Dir Deine Freiheitsträume lassend. Denn in jede Straße, in jedes Fenster schaut es hinein dies Fürstenschloß, und darum ist es herrlich, daß es nur noch eine Ruine ist.

Jetzt kannst Du es lieben, ohne es zu fürchten, und diese zerbröckelnden Mauern, diese zerfallenden Hallen erhöhen den Reiz des Malerischen und Romantischen. Das Heidelberger Schloß, wohlerhalten, wäre immer nur ein hübsches Schloß, wie es deren viele giebt, so aber ist es die schönste Ruine in Deutschland. Welche liebliche Fernsichten, welche reizende und malerische Punkte in Nah und Fern. Nirgends findest Du so viel Anmuth und Großartigkeit vereint, wie hier, und willst Du die Gegend noch weiter überschauen, so klimme vom Schloßberg höher hinauf zum Kaiserstuhl. Da liegt es vor Dir in üppigster Fruchtbarkeit, das schöne badische Land, da siehst Du den Neckar zierlich sich windend und schlängelnd weithin diese grünen Fluren durchströmen, hier und da aufleuchtend mit silbernem Schein, und eingefaßt von Städten und Dörfern und dunklen Waldungen. Dort drüben, weithin zur Rechten, liegt Neckarsteinach, dieses liebliche Dorf zu Füßen von vier schönen Bergen, auf deren jedem eine wohlerhaltene malerische Ruine, und hier zu Deinen Füßen auf dem Neckar schaukeln Nachen und Kähne mit flatterndem Segel. Ueberall hier ist die Gegend schön und lieblich, und überall erscheint Dir Baden als ein heiteres, gesegnetes Land, aber auch mit Bettlern ist es gesegnet, und in Heidelberg sind diese so unverschämt und dreist, wie sonst nirgends. Einer dieser Bettler ist sogar berühmt

geworden in der Studentenwelt, und überall an jedem Laden siehst Du sein wohlgetroffenes Bild. Es ist ein kleiner Mensch mit stets lachendem, verschmitztem Angesicht, in der einen Hand einen Besen haltend, in der andern ein Körbchen mit Blumensträußen. Diese Sträußchen sind der Schlüssel, mit dem er sich jede Thür öffnet, das Gewerbe, das ihn ernährt; mit diesen Sträußchen findest Du ihn jeden Mittag an der table d'hôte, und mit einer eigenthümlichen, windenden und drehenden Handbewegung wird er Dir jeden Tag einen duftenden Blumenstrauß geben und für Dein Geldgeschenk Dir einige unverständliche, lachende Worte lallen. Das ist das „bête de souffrance" des Studentenübermuthes, ihr Hofnarr und Lustigmacher!

Von den Heidelberger gesellschaftlichen Zuständen laß mich schweigen. Die Männer thun alles Mögliche, um dem Namen Ehre zu machen, den die Studenten ihnen beigelegt, und ächte „Philister" zu sein. Die Frauen hüllen sich in die Schleier der Prüderie, doch weiß man, daß sich Schleier lüften lassen. Eine eigentliche Geselligkeit kennt man überhaupt in Süddeutschland nicht. Die Männer sind in ihrem Studirzimmer und in den Museen und Casino's, die Frauen besorgen die Häuslichkeit, und kommen zusammen in großen Café's und Thee's, um sich ihren Dienstbotenjammer und andere Noth zu klagen, und zu klatschen.

Ein geistiger Verkehr zwischen Männern und Frauen findet nicht statt, und der so vielfach gemißbrauchte Gedanke von der Emancipation der Frau wird hier nur verlacht oder gefürchtet.

Karlsruhe und das Ständehaus.

Von dem lieblichen Heidelberg führt Dich die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Karlsruhe. Willst Du die Oede, die Langweiligkeit benennen, so gieb ihr den Namen: Karlsruhe. Freilich, Ruhe ist hier Alles, und Einsamkeit, aber eine ziemlich tödtende. Durch die langen, regelrechten Straßen gehend, kannst Du das Echo Deiner eigenen Schritte vernehmen, und wenn Du, von irgend einem schönen, großen Gebäude angezogen, wissen möchtest, was es sei, so wird Niemand da sein, Dir darüber Auskunft zu ertheilen. Wir standen vor einem solchen Gebäude in der Hauptstraße von Karlsruhe, und warteten, mit der Uhr in der Hand, auf das Vorüberkommen eines Menschen, und es vergingen sieben Minuten, bis irgend Jemand hier vorüber kam. Die Häuser selbst sind wie ausgestorben, nirgends erblickst Du an den Fenstern die schönen Bewohnerinnen dieser öden todten Häuser, und doch war gerade viel Leben und Bewegung in Karlsruhe durch die Kammersitzungen und die Anwesenheit der Deputirten.

Am nächsten Morgen sei öffentliche Sitzung der zweiten Kammer, sagte man uns, ich konnte die Nacht kaum

schlafen vor Erwartung und Ungeduld. Es war das erste Mal, daß ich einer solchen feierlichen Sitzung beiwohnen sollte, und mein Herz klopfte laut, als wir andern Morgens um zehn Uhr uns in das Ständehaus begaben. Durch eine Reihe von Zimmern und Corridoren kamen wir in den Saal auf eine Gallerie, die rings an der Wand hinläuft mit drei übereinander sich erhebenden Reihen Bänken für die Zuhörer, und hier Platz nehmend, schau'st Du hinunter in den Saal. Dort drüben unter dem Baldachin ist der Thronsessel, er ist umgekehrt, die Rücklehne dem Saale zugewandt, bei Eröffnung der Kammern hält der Großherzog von dieser Stelle aus seine Rede. Vor dem Thron ist der Sitz des Präsidenten, und weiterhin stehen drei grünbehangene Tische, für den Regierungsbevollmächtigten und die Secretaire. Von hier aus führen einige Stufen hinunter in den freien Raum des Saals, an dessen abgerundeten Wänden amphitheatralische Sitze für die Deputirten hinlaufen. Links und rechts zu den Seiten des Thrones auf Piedestals stehen die Marmorbüsten derjenigen Fürsten von Baden, denen das Land Dankbarkeit schuldig ist, — Großherzog Ludwig ist nicht darunter. Oben, an beiden Endpunkten der Gallerie sind die Logen für die fremden Gesandten und die Mitglieder des großherzoglichen Hauses. Mir ward ganz feierlich zu Muthe in diesem schönen, einfach geschmückten Saale, in welchem ein freies, glückliches Volk durch

seine Vertreter sich berathen will über das Glück des Landes und das Wohl des Volkes. Die Tribüne war gedrängt voll Menschen, darunter viele Damen, auch einfache Bauerfrauen mit ihren Männern. Auf allen Gesichtern lag ein feierlicher Ernst, ein tiefes Bewußtsein der Heiligkeit dieses Hauses, nirgends ein lautes Wort, oder ein störendes Geräusch, Alles schaute ernst und gespannt hinunter in den Saal, wo die Sitze sich allmälig zu füllen begannen, und ich bemerkte mit Freuden, daß schon über dreißig Deputirte beisammen waren, weil nur dann, wenn so viele Deputirte anwesend, die Kammersitzung stattfindet. Heute sollte ein neues Gesetz über die Besoldung der Schullehrer berathen werden, und aus manchen Gegenden Badens waren die armen Schullehrer herbeigekommen, um dieser wichtigen Versammlung beizuwohnen. Du konntest sie leicht erkennen, an ihren bleichen, feierlichen Gesichtern, an der ungeduldigen Spannung, mit welcher sie dem Anfang der Sitzung entgegenharrten, an dem athemlosen Aufhorchen, mit welchem sie dem Gang der Unterhandlungen folgten, nachdem der Präsident die Sitzung für eröffnet erklärt, und die Gegenstände der Berathung vorgelesen. Es handelte sich um eine Gehaltserhöhung der Schullehrer, und die zweite Kammer hatte vorgeschlagen, den Schullehrern erster Classe statt 200, 230, denen zweiter Classe statt 170, 200 Gulden jährlichen Gehaltes zu bewilligen. Dieser Antrag war von der

Kammer der Standesherren abgelehnt, mit dem Bemerken, da 200 Gulden zu ihrem Unterhalt eben so wenig genügend seien, als 170 Gulden, so sei es besser, Alles bei'm Alten zu lassen. — Dies Bemerken nahm von Itzstein zur Grundlage seiner Rede, und mit edlem Unwillen, mit männlichem Feuer sprach er über die Unhaltbarkeit eines solchen Grundsatzes, die Noth der armen Lehrer mit Wärme und der Kraft der Wahrheit schildernd, und darlegend, wie wichtig es für das Wohl des Volkes sei, gerade die Erzieher und Lehrer derselben der ängstlich drückenden Nahrungssorgen zu überheben. Kein Laut unterbrach die Stille, mit welcher man seinen Worten lauschte, auf allen Gesichtern las man Ernst und Aufmerksamkeit, Jeder war durchdrungen von der Wichtigkeit des Gegenstandes, und als Itzstein geendet, lief ein Gemurmel, ein Aufathmen der Befriedigung durch die Reihen der Zuhörer, und Jeder blickte mit Stolz und Liebe auf den tapfern und wackern Mann. Ach, warum muß ich jetzt vor Scham erröthen, indem ich Dir den Namen eines Mannes schreibe, welcher der Stolz seines Vaterlandes ist, und sich die Achtung und Liebe seines Volkes als schönste Bürgerkrone verdient hat? Du weißt, welches unbegreifliche Ereigniß seitdem in der Ausweisung Itzstein's und seines Freundes Hecker aus der „Stadt der Intelligenz" sich dargeboten hat! Dies ist eine Mythe der Tagesgeschichte, welche noch dazu auf ihr Recht, ge-

heimnißvoll und unerklärt zu bleiben, pochen darf. Wir erröthen, — damit aber ist es auch abgethan. Bei uns kommt das Blut nur in die Wangen, und fließt dann ruhig wieder zurück zum Herzen, — das Erröthen der Scham, das sind unsere Schlachten, die wir liefern! Aber still! —

Es würde zu weit führen, Dir den Verlauf der Unterhandlungen auseinander zu setzen, aber an den freudestrahlenden Gesichtern der armen Schullehrer hättest Du erkennen mögen, daß die Gehaltszulage bewilligt worden. Dann kamen einige gleichgültigere Verhandlungen, aber mich interessirte Alles, mir war Alles heilig und wichtig, und nur schwer konnte ich mich entschließen, diesen heiligen Tempel der Volksfreiheit zu verlassen; ein glückliches, stolzes Gefühl nahm ich mit hinweg, und was das ist, Patriotismus und Liebe zum Vaterlande, das begriff ich recht hier, wo das Vaterland so würdig vertreten wird. —

Aber wir mußten eilen, um heute noch mit der Eisenbahn nach Straßburg oder vielmehr nach Kehl zu kommen, und eine Stunde später schon sauseten wir dahin, an Städten und Dörfern vorüber, der französischen Grenze zu. Das Großherzogthum Baden ist ein würdiger Uebergang von Deutschland zu Frankreich, mit diesem hat es die Verfassung, mit jenem die Censur gemein. Das freie Wort darf hier gesprochen, aber nicht gedruckt werden, und wenn Du heute die

Reden der Deputirten vollständig hörst, so findest Du sie morgen in der Zeitung unvollständig und beschnitten. Das dachte ich, als wir Abschied nahmen vom schönen Badenserland, und dabei fiel mir eine kleine Skizze ein, die ich Dir hier aufzeichnen will.

Ein Censor.

Ein trüber, regnichter Tag. Draußen heulte der Sturm und schlug den prasselnden Regen gegen die Scheiben der Fenster. Drin im Zimmer war es desto behaglicher und wärmer. Es war ein großes, geräumiges Zimmer, ganz eingehüllt in eine graue, schwebende Wolke, und nur wenn das Feuer im großen Marmorkamine höh'er aufflackerte, war das Auge im Stande, diese Wolke zu durchdringen und sich im Zimmer umzuschauen. Die Wände waren rings mit Bücherschränken bekleidet, in denen prachtvoll eingebunden viel tausend Bücher prangten und den eigentlichen Schmuck dieses Zimmers ausmachten. Neben dem mittleren der Fenster stand ein Schreibtisch, auf dem in eben nicht malerischer Unordnung Papiere und Schreibmaterialien wirr durcheinander lagen und wenig paßten zu dem kostbaren goldenen Schreibzeug, in dessen Mitte, von kleinen Genien getragen, sich das Bild einer Dame befand, in der man beim höheren Aufflackern des Feuers das wohlgelungene Portrait der Marquise Pombadour erkennen konnte. Dem Schreibtisch gegenüber an der Wand hing in prächtigem Goldrahmen das Portrait Ludwigs des Funfzehnten, des Vielgeliebten, und gleich-

sam unter dem Segen und Schutz dieses Vielgeliebten stand ein ungeheurer Lehnstuhl, in dem man lang hingestreckt eine hohe, männliche Gestalt erblickte, die, wie der Donnerer Zeus einst die Erde in Dunkel hüllte, um eine glückliche Nacht zu verlängern, das Dunkel dieses Zimmers in gottähnlicher Nacht bewirkte und aus ihrem Munde und der langen, daran hängenden türkischen Pfeife fort und fort ungeheure Wolken dampfenden Tabacks blies. Uebrigens war Alles still in diesem großen Zimmer, nur zuweilen hörte man hier und da ein leises Schnurren und sah grause Schatten unhörbar über den Fußboden dahinschlüpfen, zuweilen auch begegnete man hier und da erschreckend zwei grünen, flammenden Punkten, die unheimlich leuchteten in dem Dunkel dieses Zimmers und, von einem Orte zum andern sich bewegend, wandernden Irrlichtern vergleichbar waren.

Plötzlich hörte man einen gellenden, kreischenden Ton, eine Menge solcher grüner, beweglicher Flammen zeigten sich auf einem Punkte vereint und ein tobender Lärm, ein gräßliches Heulen und Miauen ließ sich vernehmen. Der Mann im Lehnstuhl richtete sich auf und seine Stimme übertönte noch den Lärm, als er rief: „Ruhig, meine Kinder! Ruhig, Fanchon, komm her zu mir, Nanette! Wie könnt ihr nur so roh und ungebildet sein! Stille, Pompei! Komm her zu mir. So. Leg' Dich zu meinen Füßen hier und sei sanft.“

Sofort verstummte der Lärm, die grünen Lichter zerstreuten sich und leuchteten vereinzelt hier und da an den Wänden auf, Alles ward wieder still und wiederum hörte man Nichts als behagliches Schnurren und Rollen.

Jetzt ließen sich Schritte vernehmen, die Thür ward geöffnet und mit einem Lichte in der Hand trat ein Weib in das Zimmer. Sie hatte Nichts mehr mit der Jugend und der Schönheit gemein, diese alte, vierzigjährige Manon, und selbst diesen gefährlichen Wendepunkt im Alter der Frau, diese Linie zwischen der alten und der jungen Welt hatte sie passirt, ohne in ihrem Herzen irgend eine Spur jener stürmischen Gluth und jenes verzehrenden Feuers zu empfinden, das so oft den Todeskampf eines weiblichen Herzens bezeichnet. Sie kannte nur die milde, wohlthuende Flamme der Freundschaft und diese war ganz und ungetheilt ihrem Herrn zugewandt, diesem alten, silbergelockten, freundlichen und doch zugleich stolzen Greise, der dort im Lehnstuhl saß und dessen Haushälterin sie seit mehr denn zwanzig Jahren gewesen.

Er ließ einen Augenblick die Pfeife aus seinem Munde gleiten, um seiner Freundin zuzulächeln und dann bedeutsam winkend auf einen verworrenen, athmenden, bunten Knäuel lebender Geschöpfe zu zeigen, der eng zusammengerollt und rastlos schnurrend zu seinen Füßen lag. Es waren des Greises acht Lieblingskatzen, die dieses Vorzugs seiner unmittelbaren Nähe genossen und nur noch von jenem großen, tigerartig gefleckten

Kater übertroffen wurden, der auf des Greises Schooß sanft schlummernd ruhte und seinen Kopf zärtlich an dessen Brust gelehnt hatte.

Manon betrachtete lächelnd einen Augenblick dies Bild und sagte dann: „Aber wie grausam Sie sind, Herr Jolyot, immer nur diese acht Katzen um sich zu dulden und nur dem Brutus den Platz auf Ihrem Schooße zu bewilligen. Sie werden alle die andern Kinder eifersüchtig machen und die Armen würden sterben vor Schmerz, wenn ich mich nicht ihrer erbarmte.“

Sie ließ einen leisen, pfeifenden Ton vernehmen, und sogleich huschten aus allen Ecken zierliche Kätzchen hervor und schmiegten sich schnurrend und miauend um Manon's Füße. Sie streichelte und herzte sie und nannte sie alle bei Namen, Brutus aber richtete vom Schooße seines Herrn sich auf und mit funkelnden Augen krümmte er den Rücken, bereit zum Kampf mit der Zenobia, die es eben gewagt, sich an das Knie ihres Herrn zu schmeicheln und zu drücken.

„Nicht eifersüchtig, Brutus,“ sagte Herr Jolyot lachend und das Thier umarmend, „nicht eifersüchtig, sage ich Dir; warum soll die Zenobia mich nicht lieben dürfen, da sie doch ein Herz hat, wie du! Hast du für die Freiheit gekämpft, Brutus, und willst jetzt die Freiheit der Neigung beschränken?“

„O, der Brutus hat wohl Recht, eifersüchtig zu sein,“ sagte Manon lächelnd, „denn die Zenobia hat

ihn verdunkelt und macht ihm noch heute den Lorbeerkranz streitig.“

„Und gerade, weil dem so ist, da draußen auf der Bühne,“ sagte Herr Jolyot, „gerade deshalb muß ich diesen Brutus hier drin in meinem Zimmer entschädigen. Aber, Manon, wie geht es meinem armen Findling? Lebt er noch, hat er die Augen schon wieder aufgeschlagen?“

„Seit einigen Augenblicken geht es ihm besser,“ sagte Manon, „er athmet wieder und hat auch die Milch nicht verschmäht, die ich ihm darreichte. Doch fürchte ich, daß er ein Krüppel bleiben wird.“

„Die Unmenschen! Die Barbaren!“ rief Herr Jolyot, und wie jetzt seine grünlichen Augen in wildem Zorne flammten, mußte man erstaunen über die Aehnlichkeit, die sein eigenes Antlitz mit dem einer Katze darbot, eine Aehnlichkeit, die in diesem Augenblicke ganz unverkennbar sich darlegte.

„Die Barbaren!“ wiederholte Herr Jolyot eifrig, „so unvorsichtig zu sein und selbst der hülflosen Jugend nicht zu schonen. Gerade über den Rücken sind sie dem armen Kinde gefahren und wäre ich ihm nicht zu Hülfe gekommen, hätte dieser rohe, gefühllose Pöbel ihn auf der Straße sterben lassen.“

„Und er ist noch so jung,“ sagte Manon seufzend, „er scheint mir kaum drei Monate alt zu sein.“

„Gerade die Zeit, wo sich alle Fähigkeiten am mei-

Bayerische Staatsbibliothek München

sten entfalten," rief ihr Herr, "um so mehr, als er mir zu dem Geschlecht der Möpse zu gehören scheint."

"Ganz unverkennbar," sagte Manon mit feierlichem Ernst.

Es war wirklich nur von einem Hunde die Rede, und wenn Herr Jolyot in diesem Zimmer zwanzig Katzen hegte, so hatte er im anstoßenden Gemach eben so viele Hunde, die er nicht minder liebte, nicht minder sorgsam pflegte, und mit denen, wie mit den Katzen, er sich ganze Stunden lang im lebhaftesten Gespräch zu unterhalten pflegte. Aber heute gebot Manon den schmeichelnden Katzen Ruhe und befahl ihnen, in ihre Winkel zurückzukehren. Traurig und mit hängenden Schwänzen schlichen die Verbannten zurück und nur Brutus wagte es, auf seines Herrn Schooß zu bleiben. Herr Jolyot dampfte stärkere Wolken aus seiner Pfeife hervor und fragte dann barsch: "Weshalb verjagst Du die Kinder?"

"Wir müssen heute lesen," sagte Manon in jenem entschiedenen Tone, der niemals die Wirkung auf ihren Herrn verfehlte.

"Lesen?" fragte er kleinlaut.

"Ja," sagte sie. "Es liegen mehr denn zwanzig Manuscripte vor und die Autoren drängen sehr."

Sie holte einen mit Papieren angefüllten Kasten herbei und ihn vor sich auf den Schreibtisch stellend, schien sie unter den Papieren zu wählen und zu suchen.

Bayerische Staatsbibliothek München

„So nimm doch gleich das erste beste,“ sagte der Greis, „gelesen müssen sie ja ohnedies alle werden.“

„Ich habe aber versprochen, den jungen Patu zuerst zu befriedigen und ihm morgen schon sein Manuscript einzuhändigen. Seine Amme war hier und hat sich für ihn verwendet, und da sie seit vielen Jahren meine Freundin ist, konnte ich ihr diese Gefälligkeit nicht verweigern.“

„Nun, so lies zuerst das Manuscript von Patu,“ sagte Herr Jolyot, das Fell von Brutus streichelnd, was diesen zu einem behaglichen Schnurren veranlaßte.

Manon putzte das Licht und setzte sich ihrem Herrn gegenüber vor den Schreibtisch, in der Linken das Manuscript haltend, in der Rechten die verhängnißvolle Feder, die jeden Augenblick bereit war, wie ein Henkerbeil den kühnsten Gedanken das Genick zu brechen und sie erbarmungslos hinzuschlachten.

Es war eine schöne, tief empfundene, begeisterte Tragödie des jungen, talentvollen Patu, die Manon ihrem Herrn vorzulesen begann, und sie selbst schien davon hingerissen und las mit so erhöhter Stimme und so feurigem Tone, daß die Katzen erschreckt aus den Winkeln hervorstürzten und sich miauend um Manon sammelten. Sie verwies sie mit donnernder Stimme zur Ruhe und es bedurfte der ganzen Autorität des Greises, um den Fußtritt zurückzuhalten, den Manon der Zenobia zugedacht.

Mit weniger begeistertem Tone las Manon weiter, dann plötzlich hielt sie inne und sah ihren Herrn fragend an.

Er schüttelte mit dem Kopfe und sagte ruhig: „Ist unverfänglich. Kann stehen bleiben.“

„Das ist unmöglich!“ rief Manon feierlich. „Dieser Satz muß gestrichen werden.“

„Aber weshalb denn?“ rief der Greis fast bittend. „Es ist ein schöner, poetischer Gedanke, den Patu da entwickelt, und wenn Patu da sagt, daß das Unglück seine Amme gewesen und er sich Nahrung sog aus der Verzweiflung Brüsten, so ist das weder Hochverrath noch staatsgefährlich und kann also stehen bleiben.“

„Es kann nicht stehen bleiben,“ sagte Manon verächtlich, „und ich sage Ihnen, daß ich es streichen werde. Es kann sein, daß dieser Gedanke keinen Hochverrath enthält gegen den König, aber es ist ein Hochverrath gegen die Person, die ihn mit ihrem eigenen Lebenssaft genährt, es ist eine Beschimpfung. Der Undankbare! Zu behaupten, daß seine Amme das personificirte Unglück gewesen und ihre Milch ihn mit Verzweiflung erfüllt habe. Nein, Jeanneton ist eine rechtliche, brave Frau, die vielleicht sterben würde vor Schmerz, wenn sie erführe, daß ihr Pflegekind sie so grausam vor aller Welt beschimpfe. Durch mich soll sie diesen Schmerz nicht erfahren und deshalb wird diese Stelle gestrichen.“

„Nun, so mag es sein!“ rief ihr Herr, und Manon

zog mit sicherer, entschlossener Hand einen schwarzen Strich durch die Schrift, der unerbittlich diejenigen Strophen verschwinden machte, die Patu die wirksamsten seines Werkes dünkten.

Dann las Manon weiter, von Zeit zu Zeit an denjenigen Stellen, die ihr geeignet schienen, inne haltend und ihren Herrn ansehend. Zuweilen nickte er nur stumm mit dem Kopfe und dann zog Manon einen dicken Strich durch das eben Gelesene und ihr Herr rauchte dazu so unbekümmert, als ob nicht so eben vor seinen Augen wieder ein Mord geschehen. Zuweilen aber, wenn Manon verstummend ihn ansah, schüttelte ihr Herr mißbilligend das Haupt und sagte! „Kann stehen bleiben.“ — Aber Manon bestand auf ihrem Sinn und wußte sich jedes Mal Recht zu verschaffen, und immer mehr Trauer- und Todesstriche durchzogen das Manuscript. — Endlich war es beendet und Manon holte aus dem Kasten ein neues Manuscript.

„Mein Gott, noch mehr?“ fragte Herr Jolyot, „es ist schon spät und ich möchte noch meinen kleinen Findling besuchen.“

„Eine Stunde müssen wir noch arbeiten!“ befahl Manon.

„Unmöglich! ich muß noch zehn Verse an meinem Catilina schreiben,“ rief Herr Jolyot, „zehn Verse mindestens, um damit den ersten Act zu vollenden.“

„Das hat Zeit bis morgen,“ sagte die Haushälterin

ernst, „unsere Kasse ist leer, wir bedürfen des Geldes und deshalb müssen wir arbeiten. Da, hier ist ein Manuscript von Herrn F..., das wird aber gar nicht gelesen, sondern wir streichen es ganz und gar.“

„Schon ehe wir es gelesen haben?“ rief der Greis erschrocken. „Es kann ja aber ein Meisterwerk sein!“

„Wird dennoch gestrichen! Herr F... hat die Tochter meiner Freundin verführt, dafür muß er gestraft werden, und da eine andere Behörde dies nicht thut, so werde ich es übernehmen. Denn ich weiß, Herr F... hofft durch dieses Werk berühmt zu werden, und es der Oeffentlichkeit entziehen, heißt ihn eben so gerecht als empfindlich strafen. Ueberdies kann das Werk keinen poetischen Werth haben, denn ein Mädchenverführer kann kein Dichter sein.“

Der Greis lächelte und dachte an seine Jugend und an seinen Ruhm, Manon aber schrieb auf den Umschlag des Manuscriptes mit sicherer Hand das Todesurtheil und nahm ein anderes Manuscript, in dem sie zu lesen begann. Da drang aus dem Nebengemach ein schmerzlicher, kreischender Klageton, ein angstvolles Bellen und Heulen. Manon warf das Manuscript zur Erde und sprang auf; auch der Greis erhob sich aus seinem Lehnstuhl und Herr und Dienerin eilten mit ängstlicher Geberde in das Nebengemach. — Der Findling lag winselnd auf seinem Kissen und Manon warf sich neben ihm nieder und rief: „Er stirbt!“

„Unmöglich!“ klagte Herr Jolyot. „Schnell, Manon, hole den Balsam, daß wir seine Wunden waschen.“

Die Haushälterin eilte in's andere Zimmer. Da sah es jetzt ganz lustig aus, sämmtliche Katzen, jung und alt, waren aus ihren Winkeln hervorgeschlüpft und sprangen und miauten fröhlichst im Zimmer umher, Brutus, Zenobia und Semiramis aber waren eifrig beschäftigt das zur Erde gefallene Manuscript in kleine Stückchen zu zerreißen, und zerrten und zogen das ächzende Papier, das Jedes für sich allein zu besitzen trachtete, hin und her. Endlich riß es auseinander und jede der Katzen schlüpfte stillbeseligt mit ihrem Antheil in einen Winkel, um es nach Muße zu zerfetzen. Manon lachte, als sie das sah, und flüsterte: „Desto besser, so haben wir nicht nöthig es zu lesen, und sagen nur, daß es nicht gedruckt werden darf.“

Aus dem Nebengemach rief ihr Herr angstvoll: „Um Gotteswillen, den Balsam, der Mops liegt im Todeskampfe!“

Draußen aber an der Eingangsthür klingelte es so heftig, daß Manon, trotz des Angstrufes ihres Herrn, mit dem Lichte hinuntereilte, um dem Klingelnden zu öffnen. — Es war ein junger, schöner Mann, der unten vor der Thür stand, und Manon ehrerbietig grüßend, sagte er: „Ich komme, um nach meinem Manuscript zu fragen, das ich schon vor mehren Wochen zur Censur gebracht!“

„Ein Manuscript, weiter nichts?“ rief Manon verächtlich, und sich stolz aufrichtend, fuhr sie fort: „Mein Herr, wir haben jetzt nicht Zeit an dergleichen Kleinigkeiten zu denken! Kommen Sie in einigen Wochen wieder, dann werden wir vielleicht Zeit gehabt haben, Ihr Manuscript zu lesen!“

Unwillig warf sie, dem seufzenden Dichter nicht Zeit zur Antwort lassend, die Thür zu, und die Treppe wieder hinaufeilend, murmelte sie: „Welche Unverschämtheit! Nach einem Manuscript zu fragen, während der Mops im Sterben liegt.“

Oben trat ihr Herr Jolyot entgegen, und sagte mit feierlichem Ernst: „Er hat vollendet! Mit einem sanften Gebell ist er verschieden.“ —

Sie reichten sich stumm die Hände, und die Katzen kletterten sanft spinnend und schnurrend und zärtlich miauend an der hohen und stolzen Gestalt des Greises empor, der Niemand anders war, als Herr Jolyot Prosper de Crebillon, der Aeltere, berühmter Tragödiendichter und besoldeter Censor des Königs Ludwig XV, des Vielgeliebten.

Der Straßburger Münster.

In Kehl, wo Du die Eisenbahn verläßt, stehen Omnibus bereit, um die Passagiere aufzunehmen, und in schnellstem Trabe geht es fort gen Straßburg. Niemand fährt so rasch und tollkühn, wie die Franzosen; in sausendem Galopp geht es fort, die Gegend fliegt an Dir vorüber, über die große, unermeßliche Rheinbrücke rollen die Wagen mit donnerndem Gepolter, dann geht es weiter, immer weiter, bis plötzlich, mit einem Ruck, der Wagen hält. Die Thüren werden geöffnet und mit feierlichem Ernste schaut ein bärtiges Antlitz herein; die hohe Bärenmütze, die rothe Uniform lassen Dich den französischen Soldaten erkennen. „Messieurs, les passeports!" sagt er mit würdigem Ernst, und sogleich halten ein Dutzend Hände ihm schweigend die Pässe hin. Er nickt gravitätisch und verschwindet. In sausendem Galopp geht es weiter, dann wird wieder angehalten. Wieder öffnet sich die Thür, und abermals schaut das bärtige Antlitz eines französischen Soldaten herein. Lange und prüfend sieht er die Passagiere an, schweigend und stumm, und eine feierliche Stille herrscht. Niemand wagt ein Wort zu sprechen, und

mir klopfte das Herz ganz angstvoll und beklommen, und ich fragte mich selber ganz kleinlaut: „Bin ich denn auch wirklich dieser Gnade würdig, in Frankreich einzuziehen? Darf ich die Grenzen Frankreichs überschreiten?“ — Wirklich, es schien ein ganz feierlicher Moment, dieses Passiren der französischen Grenze, und der Soldat sah uns so stolz und groß an, und mit so kolossalem Ernst. Dann nickte er gravitätisch und verschwand. Wir sahen einander stumm und betroffen an, über diese seltsame wortlose Inspection, — aber der Wagen rollte schon wieder weiter, und hielt dann abermals. „La Douàne!“ sagte lakonisch der Soldat, der die Thür öffnete, und mit Automatengehorsam stiegen sämmtliche Passagiere aus, um ihre Effecten zu öffnen und durchsuchen zu lassen. Aber dies geschieht mit so vieler Bescheidenheit, so viel höflicher Schonung, daß Du nicht umhin kannst, die angeborne Chevalerie des französischen Charakters lobend anzuerkennen. Da ist nichts von den rohen und groben Manieren, mit denen sich deutsche Zollbeamte den Reisenden gegenüber als wie mit einem Würdenschmuck bekleiden, nichts von der brutalen Zudringlichkeit, mit der man zum Beispiel an der württembergischen Grenze seine Sachen durchwühlen sieht, Alles geschieht hier geräuschlos und still mit höflichem Ernst, und ist bald beendet. — Wir bestiegen wieder die Wagen, nur noch eine halbe Stunde, und Du fährst in Straßburg ein.

Wenn ich von Straßburg spreche, so meine ich eigentlich nur den Münster. Straßburg ist eine alte hübsche Stadt, mit hohen Häusern und engen Gassen, mit recht lieblicher Umgegend und hübschen Einwohnern. Das Alles giebt es vieler Orten, aber keine Stadt hat einen Münster, wie diese hier! Stolz und majestätisch erhebt sich dieser Wunderbau inmitten dieser Straßen und Häuser; wie ein versteinertes Gedicht ist er anzuschauen mit dem Zierrath seiner Schnitzarbeit, mit seinen Pyramiden und Thürmen, die wie der Uebermuth und Ueberfluß der sprudelndsten Schönheitsquelle erscheinen, und doch so harmonisch das Ganze abschließen. Eine köstliche, vollendete Wunderblume ist dieser Bau, und wenn Du ihn anschauest, denkst Du nicht, daß er entstanden ist durch Menschenhände, die Stein auf Stein gefügt. Wie das Werk eines Zauberers, durch einen großen, unermeßlichen Gedanken aus dem Nichts hervorgezaubert, der größte, frömmste Gedanke einer ganzen, sich in Eins zusammenfassenden Menschheit, so erscheint dieser wunderbare Bau. Nein, das ist kein Bau, eines Zauberers Macht hat die Gebete eines ganzen Universums, einer ganzen gläubigen Menschheit zusammengeschmolzen, und daraus ein großes, unermeßliches Gebet geschaffen. Ja, das ist der Münster, ein Gebet der ganzen Menschheit, ein Gebet, das von Allen verstanden, jedes Herz durchdringt, jede Seele mit Andacht durchglüht. Ein Gebet, das nicht das

Eigenthum dieser oder jener Confession, sondern der ganzen Menschheit ist. Deshalb, ob Jude oder Christ, ob Heide oder Gläubiger, Jeder soll zu diesem Tempel wallen, und Jeder wird mit Andacht dort beten. Das ist nicht der Tempel einer bestimmten Confession, alle Glaubensbekenntnisse sind nichtig und unbedeutend hier, es ist der Tempel Gottes, und ihn allein empfindest Du, zu ihm allein betest Du, wenn Du dem Münster gegenüber stehst. Du weißt nicht mehr, ob Du Jude bist oder Christ, Du weißt nur, daß Du ein Kind Gottes bist, und daß Du vor dem heiligen Tempel Deines Gottes stehst.

So mit heiligen Schauern der Andacht trittst Du in das große, mit wunderbaren Bildwerken verzierte Portal, in die Halle der Kirche, und Deine Augen füllen sich mit Thränen, Deine Kniee beugen sich wie von selbst, und Du weißt, hier wohnt Gott, Deine Seele schwingt sich zu ihm empor, und Du fühlst Dich umwallt von seinem Athem! Diese majestätisch hohe Halle, getragen von den schlanksten, zierlichsten Säulen, und oben sich abschließend mit den herrlichsten glühendsten Glasmalereien, diese beiden, schön gewölbten Seitenschiffe, gleichfalls mit herrlicher Glasmalerei in den Fenstern, diese Harmonie aller Verhältnisse, diese Einfachheit der Erhabenheit, diese Anmuth der Schönheit, diese Heiterkeit des heiligsten Ernstes, alles das ist unbeschreiblich, gar nicht zu schildern mit Worten. Wie

klein und zwerghaft erscheinen die Menschen, die dort drüben in jener Halle vor den Altären knieen, wie klein der Priester, der hier am Hauptaltar im feierlichen Ornat die Messe liest. O, alle diese hochmüthigen, stolzen Priester, sie sollten in den Münster gehen, um Demuth zu lernen. Dort an dem Altare hörst Du das Klingeln zum stillen Gebet, und in malerischen Gruppen murmelt die knieende Menge leise Worte, und hier im Beichtstuhle flüstert das hingegossene Weib ihrem Beichtvater stille Bekenntnisse zu. Hunderte von Menschen sind in dieser Halle, und doch scheint sie leer, so groß, so allgewaltig ist sie, so schrumpft die Menschheit zusammen, diesem Wunderbau gegenüber. Das Innere dieses Gebäudes ist ebenso harmonisch vollendet und abgeschlossen, wie das Aeußere, und nirgends stört eine Geschmacklosigkeit, ein Zuviel die Harmonie. Dieser große, von keinen Bänken, keinen Stühlen unterbrochene Raum, aus dem die weißen, schlanken Säulen wie Lilien emporsteigen, wie herrlich ist er in seiner Einheit und Abgeschlossenheit, und welchen tiefen, ruhigen Eindruck gewährt das dem Beschauenden! Die Marcuskirche in Venedig ist im Innern weit prächtiger und herrlicher, das Auge wird wie geblendet von all' diesem Glanz des Goldes und der Farben, aber die Einfachheit des Straßburger Münsters macht noch einen weit tieferen, bewältigenderen Eindruck. Der Mailänder Dom ist vielleicht beim ersten Anblick von noch

wunderbarerer Schönheit, überrascht, frappirt noch mehr, und als ich ihn zum ersten Male bei Mondlicht sah, schien er mir ein zauberhaftes, von Mondstrahlen gewebtes, durchsichtiges Feenschloß, aber nicht wie ein Tempel Gottes. Er gleicht mehr einer wunderbaren, irdischen Schönheit, die nicht ganz ohne Coquetterie ist, während der Straßburger Münster in feierlicher Erhabenheit, in himmlischer Schönheit emporsteigt, und mit seiner tiefgrauen, dunklen Farbe viel ernster dasteht, wie der Mailänder Dom mit seinem glanzvollen, leuchtenden Weiß. —

Wenn die Sonne durch die hohen, mit köstlicher Glasmalerei verzierten Fenster scheint und lange, schillernde und glänzende Farbenlichter über den marmornen Fußboden wirft, so ist das von einer wunderbaren Wirkung. Aber wenn die Sonne diese sogenannte Rose über dem Hauptportal durchleuchtet, und wenn in zierlichster Verschlingung Du dann die künstlichen, leicht geschwungenen Linien dieser Rose verfolgst, wenn sie strahlt in allen den glühenden, gesättigten Farben ihrer herrlichen Glasmalerei, so ist dies von zauberhafter Schönheit. —

Als wir unsere ganze Seele durchglüht hatten von all' den Schönheiten dieses innern Raumes des Münsters, begannen wir die enge, kleine Wendeltreppe hinauf zu klimmen. Gott weiß, wie lange, und wie viel hundert Stufen, bis man endlich ganz erschöpft, ganz

athemlos auf der Plattform anlangt. Hier oben, von wo aus eigentlich der zweite Thurm emporsteigen sollte, ist ein kleines steinernes Gebäude errichtet, in dem der Thürmer wohnt, der zugleich eine Art Gastwirthschaft hält. Durch die Gaststube muß man gehen, um zur Plattform zu gelangen. Die Stube war überfüllt mit Gästen, die an langen, plumpen Tischen saßen, ihre Pfeife rauchten, und ihren Krug Bier vor sich hatten, wenig bekümmert um den Münster, den sie doch so mühsam erstiegen, und um die Aussicht, die sie von der Plattform genießen konnten, neben dem Bier. Von der Plattform blickte ich staunend zu dem Thurm empor, der von hier aus sich in die Höhe schwingt. Welch ein grandioser und doch zierlicher Bau! Die durchbrochene Arbeit dieser gewundenen Säulen, die ganz durchsichtig frei sind, und doch in ihrer Mitte eine feste steinerne Wendeltreppe tragen, diese graziösen Capitäle, Spitzen und Thürmchen, diese Anmuth der Formen, diese Zierlichkeit der Zeichnung ist unübertrefflich. Wie ein Gewebe, eine feine Spitzengarnitur erscheint dieser Thurm, so wie der ganze Bau, und wenn man den reichen Schmuck dieser Thürme und Säulen betrachtet, der so leicht hingeworfen, und so durchsichtig fein ist, begreift man kaum, daß das Alles aus hartem, sprödem Stein geschaffen und Jahrhunderte schon unverwüstet überdauert hat. Von der Plattform stiegen wir auf schmaler Wendeltreppe noch hundert und

siebenzig Stufen höher bis zur letzten Gallerie des Thurmes. Von hier aus hat man einen unermeßlichen Blick ringsum über das grüne, anmuthige Elsaß, durch das der Rhein sich glänzend dahin windet, und über das schöne Straßburg, das mit seinen vielen Thürmen und Häusermassen zu Deinen Füßen sich ausbreitet.

Die Baukunst in Berlin.

Als wir erschöpft und ermüdet in unser Hotel zurückkehrten, noch ganz trunken und fromm gestimmt, führte irgend ein böser, neckischer Dämon mir das Bild der Werder'schen Kirche in Berlin an der Seele vorüber, und ich mußte laut auflachen über die Ironie der plötzlichen Erinnerung. Ja, diese Werder'sche Kirche in Berlin, das ist auch ein gothischer Bau, und ich habe oftmals fabeln hören von dem Kunstwerk, das Schinkel durch diesen Bau zu Tage gefördert, und die Leute haben mir ganz ernsthaft versichert, das sei ein sehr geniales Werk des großen Baumeisters Schinkel. Schinkel ist überhaupt ein großer Baumeister, sagen die Berliner. Ja, das ist wahr, Casernen verstand er zu bauen, und dieser große Casernenbaustyl des neunzehnten Jahrhunderts läßt sich an allen seinen Werken nachweisen. Es sind große viereckige Kasten, mit vielen Fenstern, groß und massenhaft, aber nicht großartig. Vielleicht recht zweckmäßig berechnet und sparsam im Innern jedes Winkelchen benutzt, aber über der Sparsamkeit ist die Schönheit vergessen worden. Aller Luxus, alle Coquetterie ist abgestreift, in nackter, dürftiger Kahlheit

stehen diese Gebäude da, arm, trotz ihrer Größe, dürftig, trotz ihrer Dimensionen.

In Vicenza ist das Haus des großen Baumeisters Palladio, das ist ein kleines Gebäude, aber von unübertrefflicher Zierlichkeit und Schönheit, so anspruchslos und anmuthig, so reich und so bescheiden; in Berlin ist das Haus Schinkel's, ein großer Bau, groß wie ein Palast, aber schwerfällig, casernenmäßig, viel Fenster, und weiter nichts, lauter gerade Linien, alles rechtwinklicht und gerade weg.

Das Museum selbst, dieser vielgepriesene Wunderbau, was ist es weiter, als ein großer, viereckiger Kasten? In der Fronte schön angelegt, die Säulenfaçade sogar großartig, aber darüber das kleine Frontispiz, auf demselben diese gerade Reihe kleiner winziger Adler, die da zusammengeflogen scheinen, wie die Krähen an einem langen Wintertage. Ueberall wieder Casernenstyl, rechte Winkel, nirgends diese zierlichen Wellenlinien, diese Abrundungen, die dem Auge so wohl thun, nirgends Grazie, die gerade in der Baukunst so nothwendig ist zur Bewältigung des harten und spröden Stoffes.

Alle diese Gebäude des großen Schinkel aber sind so nüchtern und kalt, so aller Poesie entäußert, scheinen alle nur gemacht für des Lebens Nothdurft, und doch ist die Baukunst gerade die Kunst des Ueberflusses. Sie bedarf des Schmuckes, des Putzes und der zierlichen Kleinigkeiten eben so sehr, wie des Ernstes und

der Würde. In der Malerei ist die Nacktheit schön, in der Baukunst die Bekleidung, und wenn die Malerei die nackten Formen zu ihrem Hauptstudium macht, so hat die Baukunst es gerade mit der Gewandung zu thun. Die Verzierungen, der Schmuck, das ist hier eben so nothwendig, als die Harmonie der Formen und Verhältnisse, ist das Charakteristische. Was wäre der Straßburger Münster ohne diesen äußern Schmuck seiner Thürme und Säulen, der ihn umspinnt wie ein großes durchsichtiges Netzwerk, und überall seine Nacktheit überdeckt! Nirgends siehst Du da gerade Linien und scharfe Winkel, Alles ist sanft gerundet und von schwellenden Formen.

Dieser äußere Schmuck der Verzierungen, dieser Reichthum des Zierraths, der wie eine übermüthige Laune allmächtiger Schönheit erscheint, wie ein leichtes, lächelndes Spiel, und doch überwunden hat den schweren, widerspenstigen Stein, das ist gerade das Charakteristische des gothischen Baues, und alles dieses ganz Eigenthümliche, Charakteristische hat Schinkel bei der Werder'schen Kirche, diesem sogenannten gothischen Bauwerk, fortgelassen. Es ist nur das Gerippe eines gothischen Baues, es sind nur die nackten, unbekleideten Formen, die Dich leer und nichtssagend, fröstelnd und unbelebt anstarren, schmucklos, ohne einfach zu sein, ein nüchterner Nützlichkeitsgedanke, während ein ächter gothischer Bau wie trunkene, begeisterte Poesie erscheint.

Ueberall, wo Schinkel originell sein wollte, ward er nüchtern, wo er die Regeln des alten, griechischen Baustyls durchbrechen, wo er selbstständig Neues schaffen wollte, hörte die Poesie auf, und die Prosa begann. Davon zeugt das Museum mit der schönen, antiken Säulenfronte, und dem modernen Schinkel'schen Casernenbau dahinter, davon zeugt die Bauschule, dieser rothe, plumpe, viereckige Kasten, die Werder'sche Kirche in ihrer entkleideten Dürftigkeit. Das Schauspielhaus ist schön, aber auch nur die Copie eines alten griechischen Bauwerkes. Doch de mortuis nil nisi bene! — Jetzt haben wir den Baumeister Kantian in Berlin, das ist auch ein großer Mann, und jüngst hat er uns in Berlin eine Probe davon gegeben, vor welcher man aber erröthend und schamvoll die Augen niederschlagen muß. Ich meine die sogenannte Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz, die vielleicht das Geschmackloseste und Ungeregelteste ist, was die neuere Baukunst hervorgebracht. Denke Dir einen runden Untersatz von Granit, ungeheuer groß, und in Stufen sich verkleinernd bis zu einem runden Kreis ungefähr von der Größe eines Wagenrades; auf diesem runden Kreis aber ein viereckiger Würfel, und auf diesem viereckigen Würfel wiederum eine runde Säule von geschliffenem, sehr schönem Geschiebe Granit, die ganz schlank und dünn, wie ein Licht, in die Höhe fährt und oben als Lichtschnuppe eine Victoria von Rauch trägt, eine jener palmenschul-

ternden, engbeinigen Victorien, mit denen Rauch Preußen überschwemmt hat, — das ist die Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz in Berlin; sie sieht aus, als wäre sie aus verschiedenen alten, nicht zusammengehörigen Rumpeleien mühsam zusammengestoppelt, — vielleicht soll das eine Anspielung sein auf diesen fünfundzwanzigjährigen Frieden, der auch mühsam genug zusammengestoppelt ist. — Der Berliner ist sehr glücklich mit seiner Friedensgöttin, und betrachtet sie mit stolzem Hochgefühl, wenn er nach Tivoli geht auf den Kreuzberg, um sich vergnügt zu rutschen.

Basel und das Freischießen.

Auf der Eisenbahn von Straßburg nach Basel fährt man so rasch, als sonst nirgends; wie ein brausendes Ungewitter geht es durch das grüne Elsaß dahin, vorüber an Dörfern und Städten, zuletzt siehst Du die hübsche Fabrikstadt Mühlhausen mit den unzähligen pyramidenartigen Schornsteinen und kommst dann betäubt und zerstoßen, denn die Waggons sind schlecht und unelegant, vor Basel an. Eine ungeheure Masse Wagen standen bereit die Passagiere aufzunehmen, und welch eine Menge, die sich herandrängte zu diesen Wagen. Wir hatten schnell einen Fiacre erbeutet, und während wir noch unser Gepäck erwarteten, betrachtete ich mir diese wogende, hin und wieder schreiende, lärmende und jauchzende Menge. Aber inmitten solchen Eisenbahntumultes wird mir immer ganz traurig und unheimlich zu Muthe, und alle diese fremden und geistlosen Gesichter erregen mir fast ein stilles Grausen, denn es ist wahr, niemals sind die Menschen unschöner, als in diesem Moment, wo sie aus dem Waggon steigen, und mit noch brausendem Kopf, mit zitternden Nerven, ein wenig verdummt und ganz voll kleinlicher, irdischer, egoistischer Sorgen umherlaufen, um ihr Gepäck und

einen Wagen zu suchen. Alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Töne des Geistes sind hier auf einen Augenblick verstummt, und nur die irdische Creatur ist es, die sich hier sorgenvoll müht um ihres Lebens Nothdurft.

Ich verabscheue eigentlich diese Eisenbahnen, die den wahren Genuß des Reisens ertödtet haben. Man reist nicht mehr, man fährt nur ab, und kommt an. Da ist nichts mehr von diesem tagelangen Unterwegssein, wo man langhingestreckt im bequemen Reisewagen bei der leise murmelnden Musik der rollenden Räder sich seinen Gedanken und Träumen überläßt, oder das Auge gemächlich hinschweifen läßt über die lachende Gegend, durch welche man fährt, und die man sich ganz zu eigen macht durch so langes, köstliches Schauen.

O, wie viel träumt, wie viel hofft, wie viel erwartet man nicht in solchen stillen Tagen, die man im schaukelnden Reisewagen verbringt; Himmel und Erde sind unser, man folgt mit lachenden Blicken dem Bach, der plätschernd zur Seite des Weges hinrauscht, und träumend sieht man dem Vogel nach, der zwitschernd zum Himmel sich aufschwingt und in den Wolken sich verliert. O, diese Wolken, das sind die Freunde, die Dich begleiten, die zu Dir flüstern und sprechen, die sich Dir zu den verschiedensten Gebilden gestalten, und angehaucht von Deinen Erinnerungen und Träumen für Dich sich zu den Schatten Deiner Erinnerungen verwandeln.

Und dann nach den Tagen des Reisens endlich das Ankommen, das stolze Rollen des Wagens auf dem Pflaster der fremden Stadt, das Vorfahren am Hotel, die herbeispringenden Kellner, die Dir den Wagenschlag öffnen, und Dich, ganz sicher über Deine Kisten und Kasten, die Treppe hinauf geleiten. Das ist comfortable und genteel, während die Eisenbahnen nur unbequem und ungenteel sind. Aber diesmal war es doch interessant diesem Wogen und Treiben zuzuschauen; alle Trachten der Schweiz sah man hier heute vereinigt, Jeder hatte sein Sonntagskleid angezogen, auf allen Gesichtern stand freudige Erwartung und fröhliches Lächeln, denn Jeder war gekommen, um in der alten Stadt Basel das berühmte Freischießen zu erleben, sich mit zu freuen, und sie mit zu preisen, diese stolze freie Schweiz.

In langsamem Zuge, umwogt und umdrängt von Tausenden von Fußgängern, fuhren wir durch die Straßen, überall Blumenguirlanden, Kränze, patriotische Inschriften, überall Jauchzen und Schreien und wir froh, endlich im Gasthof ein Zimmer zu finden, und ausruhen zu können!

Am Nachmittage, als der Regen und der Sturm nachgelassen, entschlossen wir uns hinaus zu fahren auf den Schießplatz. „Fahren?“ fragte der Wirth, bei dem wir einen Wagen bestellten. „Mein Wagen ist schon draußen, Fiacre und Omnibus gehen nicht dahin, man muß zu Fuß gehen!“

Und wir gingen zu Fuß, wir stampften den Schmutz und wurden von den Tausenden, die gleich uns dahin wallfahrteten, schonungslos bespritzt vom Kopf bis zum Fuß. Nun hasse ich aber nichts mehr, als im Schmutz zu Fuß zu gehen, und kam etwas verstimmt auf dem Platze an. Da war ein Wogen und Schreien, ein Drängen und Stoßen, ein Schießen und Musiciren, das Einem den Kopf ganz betäubte und verwirrte. Ein ungeheurer freier Platz, rings eingefaßt von Zelten, in denen man aß, trank, musicirte, würfelte, lärmte und sang. In dem größten Zelte standen die Schützen, und in dem Zelte unfern davon waren die Preise für die besten Schützen aufgestellt. Silbergeräth, Stickereien, auch Meubles und Hausgeräth war dabei, Alles recht hübsch, aber nichts Außerordentliches, Alles recht solid, aber nichts elegant.

Dann gab es einen großen Festzug, jeder Canton zog heran mit fliegenden Fahnen und blitzenden Wappenschildern, und der Anführer jedes Cantons hielt eine Rede, und darin kam viel vor von Freiheit und Vaterland, von Patriotismus und unbedingter Hingabe für das Wohl des Landes.

Es war sicherlich meine Schuld, daß ich mich nicht dafür begeistern konnte, sondern die Reden langweilig, den in wahren Wellen dahinwogenden Schmutz abscheulich, und das Fest wie jedes andere norddeutsche Volksfest fand. Aber die Schweizer strahlten vor stolzer Wonne,

und immer hörte ich jauchzen und schreien, daß man nie ein glänzenderes, ein freisinnigeres, ein patriotischeres Fest erlebt habe! Nun das mag sein, ich war aber herzlich froh, als wir endlich wieder unsern Gasthof erreichten, und von den Strapazen dieses Festes uns an der table d'hôte erholten. Es waren mehrere hundert Menschen an der table d'hôte, lauter Schweizer, mit Weibern und Kindern, lauter dralle, gesunde Gesichter und noch gesundere Stimmen. Himmel, wie die Schweizer zu lachen und zu sprechen wissen in dem stolzen Bewußtsein ihres freien Schweizerthums!

Ach aber, wenn sie nur nicht Deutsch sprechen wollten, diese edlen, stämmigen, robusten Söhne und Töchter der Schweiz. Das ist ein Gurgeln und Kehlen, ein Schnarren und Brummen, das Einem die Ohren zerreißt und unendlich gemein klingt. Eine Schweizerin sagen zu hören: „Ich liebe Dich", das muß entsetzlich sein und aus allen Himmeln stürzen, denn das i ch, das ist die Klippe, an welcher ihr Organ zerschellt, das ist ein Gurgeln und Heulen, bei dem man, wenn man es hört, schon Halsschmerzen bekommt.

Mimili und die vergessenen Autoren.

Ueberhaupt ist die Schönheit und Lieblichkeit den Schweizern nicht eigen, und das Modell, nach welchem Clauren seine einst so berühmte Mimili gezeichnet, ist nirgends aufzufinden, weder in den Thälern, noch auf den Alpen der Schweiz. Arme Mimili, armer Clauren, Ihr seid Beide schon vergessen, keine Mimili mehr in den Alpen, und kein Clauren mehr in der Literatur! Das macht mich immer schwermüthig und traurig, wenn ich an die vergessenen Autoren denke, die einst so berühmt waren, und die das undankbare Publikum dann wie eine ausgepreßte Citrone bei Seite geworfen hat. Clauren war einst der gefeiertste Dichter Deutschlands, jede Fürstin, wie jede Kammerjungfer schwärmte für seine wunderschönen Mädchen, und seine interessanten, bleichen Mondscheinhelden. Und jetzt ist Clauren gestorben, obwohl er noch lebt, er wandelt umher, das Gespenst seines Ruhmes, ein Gespenst, das Niemand kennen will, weder Fürstin noch Kammerzofe, vor dem Alle naserümpfend und spöttisch lächelnd vorübergehen, Alle, selbst die vielen Tausende, die er Jahrelang unterhalten, erfreut, gerührt hat, die willig den Schlaf ihrer Nächte geopfert haben, um seine Bücher zu lesen!

Ach die vergessenen Autoren, an sie zu denken macht mich traurig! Ich weiß nicht, ob der Nachruhm etwas Schönes hat, denn ich weiß nicht, ob man nach dem Tode, vielleicht von irgend einem Sterne aus, herunterschaut auf die Erde und seines Nachruhms Bewußtsein hat, aber das weiß ich, daß es entsetzlich sein muß, seinen Namen absterben zu sehen, während man noch mitten drinne steht im Leben, sich selbst begraben zu sehen, und sich noch warm und lebensvoll zu fühlen. O, Berühmtheit zu haben, das ist eine stolze Wonne, die zu erkaufen gewiß Jeder gern Jahre seines Lebens hingeben möchte, aber seine Berühmtheit sterben zu sehen, und erst viel später, ganz vergessen, ganz unbetrauert, selbst zu sterben, wie fürchterlich! Und solcher Berühmtheiten giebt es so viele in unserer Literatur, denn unser Volk, das kennt keine Dankbarkeit für die Vergangenheit, es will immer neu gefesselt, immer neu gewonnen werden, und die Freuden, die ihm heute ein Autor gewährt, die hat es morgen vergessen, wenn der Autor ihm morgen nicht neue bereitet.

Nun, daß es Clauren vergessen hat, das ist eine Art poetischer Gerechtigkeit, aber das hat mir immer das Herz bewegt, daß Friedrich Kind in den letzten Jahren seines Lebens unter einem angenommenen Namen schrieb, weil unter seinem eigenen Namen Niemand etwas von ihm drucken wollte!

Wenn ich an Friedrich Kind denke, so erinnere ich

mich gern meiner eigenen Jugendzeit, denn als ich selber fast noch ein Kind war, da schwärmte ich für Friedrich Kind, und Van Dyk's Landleben wußte ich fast ganz auswendig. Ich trug es immer bei mir, heimlich versteckt in der Tasche meines Kleides, und so brachte ich es auch eines Tages mit in die Schule. Es war ein Freitag, ein schöner, heller Sommertag, und durch die geöffneten Fenster hörte man seltsame Töne: „Zum Ersten,“ „Zum Zweiten“ und „Zum — Dritten.“ Dazwischen verworrenes Geräusch von Stimmen, die Zahlen ausriefen, etwa so wie in der berühmten Scene in Auber's weißer Dame. „Ach, eine Auction!“ sagte ich, indem ich meine französische Grammatik aufschlug. Vielleicht hatte unser guter Lehrer, Herr Müller, nur so eine Bemerkung erwartet, denn er sagte ganz hastig: „Ja, eine Auction, und man versteigert eben eine sehr schöne Büchersammlung.“ Ich las in seinen Augen den glühenden Wunsch, dabei zu sein und seine Bibliothek auf wohlfeile Weise zu vermehren. „Sie sollten doch hingehen, Herr Müller, und auch Bücher kaufen,“ — sagte ich, und gleich riefen Alle: „Ach ja, Herr Müller, Sie sollten hingehen, wir wollen auch recht fleißig unterdeß sein, recht viel lernen.“ — „Wenn das wahr wäre,“ sagte er zögernd. —

Wir schwuren es Alle mit feurigen Eiden, wir wollten fleißig sein, durchaus keine Allotria treiben, sondern

zuerst die französischen Regeln aufsagen, dann die Landkarten zur Hand nehmen. Wir schwuren so eindringlich, daß Herr Müller endlich von unserm Ernst überzeugt war, und nach einigen nothwendigen Ermahnungen uns verließ. —

Da waren wir endlich allein, zwölf junge, vierzehnjährige Mädchen, voll glühender Lebenslust und übermüthigem Lebensdrang, und wir sahen uns an mit vor Freude gerötheten Wangen und funkelnden Augen, und fragten uns: „Was fangen wir nun an?“ — „Grammatik lesen, die Geographie studiren?“ fragte ich höhnisch, und ein schallendes Gelächter der Ironie war die Antwort, — ich fühlte, ich ward verstanden, wir waren einig. — „Hört,“ sagte ich, „ich will Euch etwas vorlesen, etwas Neues, etwas Köstliches.“ — „Was, was?“ riefen Alle frohlockend. — „Van Dyk's Landleben,“ rief ich feierlich, und zog den verborgenen Schatz aus meiner Tasche. Eine tiefe Stille trat ein, dann begann ich zu lesen, so feurig, so laut declamirend, so begeisterungsvoll, wie man eben ist, wenn man vierzehn Jahre zählt, und ein schwärmerisches Buch liest. —

Einzelne Ausrufungen des Entzückens vergrößerten hier und da noch meinen Enthusiasmus, und zeigten von der Freude meiner Zuhörerinnen. Aber allmälig ward Alles still, dann hörte man seufzen, das Antlitz meiner blonden, schönen Cousine Friederike neben mir

war schon von Thränen überfluthet, auch Andere begannen schon zu weinen, bald hörte ich nichts mehr, als Schluchzen und Weinen. Noch hielt ich mich tapfer, aber da kam die Stelle, die verhängnißvolle Stelle, der ich nie hatte widerstehen können, die Abschiedsscene zwischen Van Dyk und Lehnchen. Das Schluchzen ward lauter, auch meine Augen füllten sich mit Thränen; ich blickte auf, die Köpfe aller jungen Mädchen lagen auf den schwarzen Schultischen, sie schluchzten laut, ich stammelte noch matt: „Sich gut sein ist noch lang' nicht lieben," dann sank das Buch auf den Schultisch nieder, mein Kopf auf das Buch, und nun tiefe, lautlose Stille, nur unterbrochen von unserm heftigen, inbrünstigen Schluchzen. —

In diesem Augenblicke kam unser Lehrer, Herr Müller, herein, und blieb wie erstarrt vor Schreck in der Thür stehen, und fragte endlich ganz mitleidsvoll und zitternd nach dem Grund unserer tiefen Trauer. Es dauerte aber lange, ehe wir uns so weit sammeln konnten, um ihm den Grund zu sagen. Der gute Herr Müller, um unserer Thränen willen verzieh er uns unsere Unart, und erlaubte uns sogar, zu Ende zu lesen!

Der Münster in Basel und die Schweizer.

Am andern Tage besahen wir uns die Stadt und zuerst den Münster. Er ist verwandt mit dem Straßburger Münster, es ist derselbe Baustyl, aber verschweizert, plumper, massiver, schwerer in allen Massen, weniger Ornamente, weniger Putz und Verzierung. Das Innere verunstaltet durch die Masse hölzerner Chorstühle, die das ganze Schiff der Kirche einnehmen und ihr ganz dieses geschmacklose, düstere und unordentliche Ansehen geben, an dem alle die protestantischen Kirchen leiden. Der Baseler Münster ist innen und außen ganz protestantisch, ohne alle die Grazie und Zierlichkeit, die man in den katholischen Kirchen findet, die dem Auge wie dem Gemüthe so wohl thut, und die in den protestantischen Kirchen mit Unrecht vernachlässigt wird.

Der Protestantismus ist der Feind der Künste, er ernüchtert und erkältet das Gemüth, und verwandelt die Begeisterung in ruhige Ueberlegung. Der Protestantismus hätte weder die Malerei noch die Musik zu jener Höhe der Kunst gebracht, zu welcher der Katholicismus diese beiden Künste emporgetragen. Der Katholicismus hatte seinen Raphael und seinen Michel

Angelo, seinen Paul Veronese und Antonio Allegri in der Malerei, seinen Jomelli und Durante, Pergolesi und Palestrina in der Musik, er hatte auch seine großen Meister in der Baukunst, vor Allen Erwin von Steinbach, Palladio u. A. m. —

Die Begeisterung und der fromme Glaube war es, der Kirchen baute zur Ehre Gottes, — der Protestantismus hat die Begeisterung und diese fromme Hingabe vertrieben, — der Protestantismus kann keine Kirchen bauen, und der Cölner Dom, den der Katholicismus nicht vollenden konnte, er wird vom Protestantismus nicht vollendet werden. Mit bloßem Gelde ist es nicht gethan, es fehlt der innere Hebel, der innere Drang. Der Protestantismus hat andere Dome zu bauen; den Dom der Gedanken soll er aufbauen in freien Schwingungen, den Dom der Freiheit soll er vollenden mit seines Geistes Kraft, und wenn einst ein freies, denkendes, glückliches Volk auf den Knieen liegt und Gott preist für die Errungenschaft dieser köstlichen Güter, da wird es sich den schönsten Dom gebaut haben in seines Geistes Mächtigkeit, und köstliche Lieder werden in seinem Herzen ertönen, und wunderbare, glänzende Bilder werden an seinem innern Auge vorüberziehen. Wann wird dieses Einst kommen?

Bis es gekommen, wird aber der Protestantismus der Künste Feind bleiben in seiner unendlichen Nüchternheit. Wohl, auch der Protestantismus hat seine

Maler gehabt, und zu Anfange, in der Zeit der Begeisterung für die neue Lehre, da waren Albrecht Dürer, Lucas Cranach, aber vergleiche sie mit den Malern, die um dieselbe Zeit der Katholicismus aufzuweisen hatte. Damals lebte Raphael, Giulio Romano, Michel Angelo, vergleiche ihre Bilder mit denen unserer protestantischen Maler. Welch ein Unterschied, hier die höchste Vollendung, dort das nüchternste, rein äußerliche Beginnen. Einem Domenichino konnte die heilige Maria im Traume erscheinen, und diesem göttlichen Bilde seiner Träume konnte er, wachend, Farbe und Gestalt geben, dem Fra Bartolomeo half ein Engel malen, aber weder die Mutter Gottes, noch ein Engel hat jemals den protestantischen Malern den Pinsel geführt, selbst einem Holbein nicht, der doch der größte protestantische Maler ist.

Holbein's berühmten Todtentanz suchten wir in Basel vergebens. An der Mauer der alten Pfarrkirche war er einst von Holbein gemalt worden, jetzt ist diese Mauer mit weißem Kalke übertüncht, und die Pfarrkirche selbst wird zu einem Salzmagazine benutzt. So ändern sich die Zeiten. Die Bibel nennt Christus „das Salz des Lebens“ und jetzt hat man ihn aus seiner Kirche verdrängt und das Salz des Lebens mit dem Salz der Erde vertauscht! Ich meinestheils, ich glaube nicht, daß Gott darüber zürnt. In den Kirchen und heiligen Häusern habe ich Gott niemals verstehen, niemals

finden können, aber draußen, in der freien, frischen Gotteswelt, da habe ich ihn überall gefunden, überall erkannt. Ich sah ihn auch nicht in dem Münster zu Basel, zwischen all' diesem Schurrmurr, zwischen diesen Chorstühlen, Kanzeln und Altären, da konnte ich ihn nicht herausfinden in seiner Herrlichkeit; aber als wir den Münster verließen und hinaustraten auf die Münsterterrasse, als wir tief zu unsern Füßen den Rhein dahin fließen sahen und dort drüben in nebelichter Ferne über den hohen, grünen Bergen die leuchtenden Spitzen der Gletscher hervortauchten, da fand ich Gott wieder.

Auch später sah ich ihn, als wir unten standen auf der schönen Rheinbrücke und träumend hinab schauten zu dem smaragdgrünen Wasser, von dessen rauschenden Wogen die Brücke erzittert, denn die Gewalt der Wasser hat einige ihrer steinernen Pfeiler zerstört, sie sind vorläufig durch hölzerne ersetzt worden und die Brücke zittert angstvoll über diese schwachen Stützen.

Schön belegen ist Basel: eine lange, stolze Häuserreihe, in mehreren Terrassen aufsteigend, zieht sich zu beiden Ufern des Rheins hin, in der Ferne die grünen Höhenzüge der Alpen, die weißen Spitzen der Gletscher, ja, die Gegend ist schön und Basel ist eine alte, reiche, stolze Stadt. Aber, o mein Gott, ich möchte in Basel nicht wohnen! Ich habe Furcht vor den Schweizern, sie sind gar so ehrlich und grob, gar so rechtschaffen und formlos, sie sind auch gar so stolz auf ihre schwei-

zerischen Freiheiten und sehen mit verachtender Geringschätzung auf die armen, deutschen Menschenkinder hernieder.

Sie sprechen auch so viel von Freiheit und Eintracht, und doch ist jeder Canton der natürliche Feind des Nachbarcantons, doch ist Basel eifersüchtig auf Bern, Bern auf was weiß ich welchen andern Canton, doch ist immer Zank und Streit im Innern, doch befehden sie sich stets und führen Miniaturschlachten unter einander auf, der Schweizer gegen den Schweizer. Und was nun ihre Freiheit betrifft, diese vielgepriesene Freiheit, so sage ich, wie jener Franzose in Indien: „Je ne crois pas aux tigres, car je ne vois pas des tigres." In der Schweiz hat jeder Canton seinen eigenen kleinen Tyrannen, und ich glaube, daß ein constitutioneller Staat freier und glücklicher sein kann, als diese Republik. —

In Basel war mir diese Republik ganz unleidlich geworden, das Freischießen bot wenig Zerstreuung dar, der Regen goß in Strömen, Abends kein Theater, keine Unterhaltung, nirgends etwas Sehenswerthes, keine Schätze der Kunst, und die Schweiz scheint überhaupt Nichts zu thun zu haben mit der Kunst. Es ist, als ob, der Großartigkeit der Natur gegenüber, die Kunst und die Grazien sich scheu geflüchtet haben; die Natur will hier allein walten, allein herrschen, und ihre Nebenbuhlerin, die Kunst, nicht neben sich dulden.

Noch unleidlicher ward mir Basel durch den jauchzenden, schreienden, prahlenden Patriotismus der Schweizer, die Alles ganz übermäßig schön, ganz vortrefflich und großartig fanden, überall sich bläheten mit ihrem freien Schweizerthume, ungeheuer laut sprachen, ungeheuer laut lachten, und in anstandslosester Ungezwungenheit sich in ihrer stolzen Ungenirtheit ergingen. Auch die Dichter stimmten ein in diesen Schweizer Freiheitsjubel, und Herwegh, der eigens von Paris zum Freischießen nach Basel gekommen war, Herwegh ließ in der Baseler Zeitung als Baseler Bürger seine begeisterte, hochtrabende Muse ein entzücktes Lied singen von der großen, strahlenden Schönheit der Schweizerfreiheit, und von der rührenden, das Größte vollbringenden Eintracht der Cantone; das sang Herwegh, der Bürger von Basellandschaft, den doch vor nicht gar langer Zeit die freien Schweizer, angstvoll vor seinen Freiheitsliedern, aus ihren freien Städten verwiesen.

Gott, wie gerne hätten wir diesem immerfort knallenden Freischießen und diesem immerfort prahlenden Patriotismus den Rücken gewandt, aber die freie Schweiz, die den Tausenden von Fremden, von denen sie alljährlich besucht wird, einen Theil ihres Reichthums und ihrer Wohlhabenheit verdankt, die freie Schweiz läßt es sich angelegen sein, die Fremden so lange als möglich zu conserviren und ihnen das Fortkommen so schwer als möglich zu machen. Extraposten kennt man hier nicht, und

wenn die Diligence, welche neun Plätze enthält, gefüllt ist, muß man bis zum nächsten Tage warten, denn auch Beiwagen werden nicht gegeben. Da aber die Diligence von Basel nach Genf nur noch einen Platz unbesetzt hatte und man uns weder einen Beiwagen, noch Extrapost geben konnte, mußten wir uns schon entschließen, bis zum nächsten Tage zu warten. Nichts aber ist entsetzlicher, als ein fröstelnder, kalter Tag, den man in der Fremde, im Gasthof zubringt. Draußen ewiges Schreien und Hin- und Herrennen, drinnen im Zimmer keine Behaglichkeit, kein Comfort. — Was sollten wir beginnen? Ich drückte mich in eine Sophaecke, und bei der dampfenden Theemaschine träumte ich mir eine Idylle, die mir eingefallen war, als man in der Ständeversammlung zu Karlsruhe über die geringen Gehalte der Schullehrer debattirte. Da ist sie!

Der Adjunct.

Eine Idylle.

Den 21sten December. Morgen ist Weihnachten! Wie viele Herzen heute wohl freudig schlagen bei dem Gedanken. Besonders Kinderherzen! Ach ein Kinderherz ist so heiliger Verheißungen und Hoffnungen voll, und gewiß giebt es nichts Schöneres als ein Kind, wenn es mit blitzenden Augen und lächelnden Purpurlippen, die kleinen Händchen in einander schlagend, vor dem geputzten Weihnachtstische steht, und die hellen Lichter des Tannenbaumes sich in seinen Aeuglein wiederspiegeln. Ich werde es nie vergessen, wie schön meine Emmy als Kind war, vorzüglich am Weihnachtsabend, und wenn der Tisch auch nichts enthielt, als vielleicht ein nothwendiges Kleidchen, das mein gutes Weib ihr aus einem von ihr abgelegten Gewande gemacht hatte, immer war es doch für unsere Emmy eine Freude, und sie weinte vor Lust, und fiel ihrer Mutter dankend um den Hals. Ach diese gute Mutter! Seit ich sie verloren, ist meines Lebens Freude für immer erloschen, und einsam und verlassen wandele ich umher! Es ist wahr, ich habe eine liebe Tochter, und meine Emmy hängt an mir mit der treuesten Zärtlichkeit eines Kin-

des. Aber sie ist jung, und ich bin alt, unsere Gedanken verstehen sich nicht so gut, wie unsere Herzen. Ich begreife nicht ihre sprudelnden Hoffnungen und sie nicht meine verdorrten Wünsche. An meinem Lebensbaum sitzt keine einzige Blüthe, kein einziges Blatt mehr, während der ihre voll schwellender Knospen und frischgrüner Blätter prangt! Deshalb, wie sehr wir uns auch lieben, werden wir uns doch nie verstehen, und darum bin ich auch doppelt froh, daß Emmy an Marianen eine Gespielin und Freundin hat, mit der sie alle ihre kindischen Wünsche und Hoffnungen theilen und besprechen kann. Und außerdem ist Mariane so gut und liebenswürdig, daß ich es nie bereuen werde, mich des armen Kindes angenommen zu haben. Aber wenn nun die Mädchen so miteinander lachen und schwatzen, dann fühle ich recht, wie einsam ich bin. Ach meine Margaretha, Du mein treues Weib, Du fehlst mir überall, und ich gehe auf der Erde umher wie ein Blinder, dem man die Stütze genommen, auf welche er sich lehnte. Ja Margarethe, Du warst meine Stütze und mein Halt! Du verstandest alle meine Gedanken und wußtest mich immer zu trösten mit Deiner Liebe. Denn ich bedurfte zuweilen des Trostes! Ich war oft verzagt, weil meine Wünsche hoch hinaus wollten über den niedrigen kleinen Lebenspfad, auf den mich Gott einmal doch gestellt. Ich hatte mir durchaus eingebildet, ich müsse einmal selber Pfarrer werden, und auf einem schönen Pfarrhofe

mit meiner Margaretha leben. Stundenlang konnte ich ihr von den Planen erzählen, die ich für diesen Fall entworfen, und ich mochte mir gar nicht denken, daß ich dies Ziel nicht erreichen sollte. Pfarrer zu sein! Welch ein stolzes Glück! In einem geräumigen Hause zu wohnen, einen Ackerknecht, vielleicht auch sogar eine Magd zur Bequemlichkeit meines Weibes zu haben, einen Garten voll Gemüse und Blumen, die ich täglich selbst begießen wollte, auf dem Hofe einiges Federvieh, im Stalle zwei schöne Kühe, vielleicht auch sogar ein Pferd, um Sonntags in einem kleinen Wägelchen zur fernen Kirche zu fahren, das waren meine Hoffnungen und Wünsche, und wenn ich sie Margarethen erzählte, hörte sie mir lächelnd zu und fragte dann: ist es aber nicht eben so schön, wenn auch diese Wünsche sich nicht erfüllen? Lieben wir uns nicht eben so sehr, und sind wir nicht eben so glücklich, wenn wir auch nicht so sehr im Ueberfluß und Reichthum leben? Ach mein Freund, wer des äußern Ueberflusses zum Glück bedarf, der darbt innerlich an dem wahren Glücke und der schönsten Zufriedenheit und Genügsamkeit! — Aber, sagte ich dann oft verdrießlich (ach, Du meine verklärte Margaretha, verzeihst Du es mir jetzt da droben, daß ich zuweilen verdrießlich war und mißmüthig?), Du kannst doch unmöglich wünschen, daß ich mein ganzes Leben lang Adjunct bleibe, daß ich mich begnüge mit dieser untergeordneten Stellung, diesem geringen Gehalte von hundert

und funfzig Thalern? — Untergeordnet ist Deine Stellung nicht! sagte sie, denn bist Du nicht eigentlich der Seelsorger Deiner Gemeinde, wenn Du auch nicht den Namen trägst? Verkündest Du ihnen nicht das Wort Gottes, theilen sie nicht Dir ihre Klagen und Beschwernisse mit, und fordern von Dir Trost und Beistand. Erfüllst Du nicht die Pflichten eines Pfarrers, wenn Du auch nur Adjunct bist? Und warum wollten wir nicht zufrieden sein mit Deinem Gehalte von hundert und funfzig Thalern, da es doch hinreicht, um davon zu leben und unsere Bedürfnisse zu befriedigen? Je mehr Geld, desto mehr Bedürfnisse; glaube mir, die reichen Leute sind oft ärmer als wir, denn sie haben so viel Unentbehrlichkeiten, die wir gar nicht kennen, und wenn ihre Tafel mit den schönsten Leckerbissen besetzt ist, so schmecken ihnen die lange nicht so gut, als uns die schönen Kartoffeln, die wir uns selbst gepflanzt und bestellt, und die wir uns mit Salz würzen! — So sprach mein Weib, und ich lächelte dazu, und schwieg nur, weil ich dachte, daß sie zu bescheiden sei, und keinen Begriff habe von dem gerechten Stolze und Streben eines Mannes! Jetzt sind zweiundzwanzig Jahre vergangen, ich bin geblieben, was ich war, ein Adjunct mit hundert und funfzig Thalern Gehalt, und jetzt erkenne ich, daß meine Margaretha damals Recht hatte, und daß meine Wünsche nichts waren, als ein eitler Hochmuth und ein ungezügelter Ehrgeiz, dem Gott natürlich deshalb

auch keine Nahrung gegeben, und meine stolzen Wünsche nicht erfüllt hat! Ich wollte Herr Pfarrer genannt werden. Welch ein Hochmuth! Thor, der ich war, mir einen äußern Titel zu wünschen, und nach irdischen Ehren zu streben. Warum hatte ich nicht genug an dem Gefühl, der Seelsorger meiner theuren Gemeinde zu sein, nicht genug an ihrer Liebe und ihrem Vertrauen? — Jetzt sind diese eitlen Wünsche alle in mir erstorben, ich bin zufrieden, und kenne keinen Ehrgeiz mehr! Nur der Gedanke an meinen Tod beunruhigt mich zuweilen, nicht für mich, ich freue mich, wieder zu meiner Margaretha zu kommen. Aber was soll dann aus meinen beiden Mädchen werden? Wovon sollen sie leben? Wer wird sich ihrer erbarmen und sie beschützen? Sollen sie als Mägde sich verdingen? Ach dieser Gedanke zerreißt mir das Herz! Vielleicht that ich Unrecht, ihnen eine Bildung zu geben, die ihren Geist weckte, und sie über die gewöhnlichen Anforderungen, welche man an ein Mädchen macht, erhebt. Vielleicht war es nur Egoismus, nur der Wunsch mich selber zu erheitern und zu zerstreuen, der mich veranlaßte, den Mädchen eine gründliche wissenschaftliche Bildung zu geben. Es ist wahr, es ist für mich eine große Freude, wenn sie in den langen Winterabenden neben mir sitzen, Beide mit ihren Spinnrädern, und ich ihnen den Homer in der Ursprache vorlese, und gewiß bin, daß sie jedes Wort verstehen! Wie herzlich sie oft dabei lachen und

sich amüsiren. Auch lateinisch verstehen meine Mädchen ganz vortrefflich, und die herrlichen Oden des Horaz wissen sie auswendig. Ich gestehe, es macht mir Freude, wenn Emmy mit ihrer lieben Stimme und einem drollig ernsten Gesichte mir meine Lieblingsode sagt, diese schöne Ode Beatus ille, qui procul negotiis, und wie Marianens Augen blitzen, wenn sie mir aus dem Cicero vorliest! — Ach, Ihr meine lieben beiden Mädchen, könnte ich Euch doch eine Freude bereiten zum morgenden Weihnachtsfest! Es macht mich so glücklich zu sehen, wie Eure frischen Wangen im Purpur erglühen, vor Ueberraschung und Vergnügen, und doch ist es schon so lange her, daß ich Euch kein Vergnügen mehr bereiten konnte!

Ja, morgen ist also Weihnachten, und nun sind es siebenzehn Jahre, daß ich dies Fest ohne meine Margaretha begehe! Ach, ich dachte nicht, daß ich so lange von ihr getrennt sein würde, und in meines Kummers Heftigkeit hoffte ich, dies Gefühl sollte mich bald aufreiben, und wieder mit ihr vereinigen. Egoist, der ich war, nicht an meine Emmy zu denken, an mein Kind, um dessentwillen ich doch leben, ihr Vater und Mutter zugleich sein mußte! Auch wird Gott niemals einem seiner Kinder einen Kummer auferlegen, für den er ihm nicht auch einen Trost gäbe! Mein Trost, das ist mein Tagebuch, in dem ich seit Margarethens Tode täglich schreibe, um ihr alle die innern Freuden und Leiden mei-

nes vereinsamten Lebens zu erzählen. Ja, mein geliebtes Weib, wenn ich vor diesen vergelbten Blättern sitze und den alten immer ein neues hinzufüge, und mit Dir plaudere, und Dir erzähle, wie mir um's Herz ist, und was ich denke und treibe, dann fühle ich mit einem unaussprechlichen Glück Deine Nähe und Deinen Frieden mich umwehen und heitern Sinnes wende ich mich dann wieder den täglichen Beschäftigungen des Lebens zu!

Den 25sten December. Das war heute ein rechter Freudentag, der meine alten Augen feucht gemacht hat vor Lust und Rührung. Ich stand früh auf und las zu meiner Erquickung einige Kapitel im Thucydides. Es war ein schöner, frischer Wintermorgen, und ich freute mich über die silberflammende Decke, welche die Natur über die Erde gebreitet. Die kalte schöne Sonne blitzte recht königlich auf dem weißen Schnee und die Bäume sahen aus, wie mit Zucker candirt. Kein Laut unterbrach diese kalte feierliche Weihnachtsstille, plötzlich sah ich drüben das schöne Pfarrhaus hell erleuchtet von tausend flammenden Kerzen, und ich faltete die Hände und betete für den alten Herrn Pfarrer, der da drüben seinen Enkelchen Weihnachten bescheerte. Es ist eigen! Ich kann eigentlich wohl nicht sagen, daß mir der Herr Pfarrer viel Freundlichkeit und Liebe bewiesen; obwohl ich nun schon zweiundzwanzig Jahre sein Adjunct bin, hat er immer nur das nothwendige Ge-

schäftliche mit mir besprochen, und mich nicht ein einziges Mal zu Tische geladen, oder mir sonst eine Aufmerksamkeit erzeigt, aber nichtsdestoweniger hängt mein Herz doch an ihm, und es würde mich tief betrüben, wenn seine Kränklichkeit sich vermehren und ihn von hinnen führen sollte. Er war doch ein rechtschaffener Mensch, und wenn er auch gerade Niemanden Gutes gethan, so hat er doch auch Niemanden Böses erzeigt. Armer Herr Pfarrer! Ich habe ihn eigentlich nie recht froh gesehen, vielleicht hat er irgend einen großen Schmerz erfahren, der sein Herz verhärtet hat, denn geboren ward er gewiß nicht mit diesem strengen, rauhen Wesen. Nein, von Natur sind ja alle Menschen gut und weich!

Nun, ich stand also am Fenster und freute mich der flammenden Kerzen im Pfarrhause, und wünschte ihnen Glück und Segen, da höre ich, wie meine Thür leise geöffnet wird, und an dem heimlichen Kichern und Flüstern merke ich, daß es meine beiden Mädchen sind. Ich dachte mir wohl, daß sie irgend eine kleine Ueberraschung haben müßten, und that ihnen den Gefallen, ruhig am Fenster stehen zu bleiben, und mir den Anschein zu geben, als merkte ich gar nichts. Plötzlich fühle ich mich von hinten umfaßt und zwei liebe köstliche Stimmen flüstern: „Guten Morgen, herzlieber Papa!“ — Da drehte ich mich flugs um und schloß meine lieben Mädchen in die Arme und ertheilte ihnen meinen Segen zum heiligen Feste. Aber nun sollst Du

auch sehen, was Dir das Christkindlein bescheert hat," sagte Emmy mit einem ganz allerliebsten, feierlichen Gesichte, und nahm mich bei der Hand. "Ja," rief Mariane, "das Christkindlein ist heute früh bei uns gewesen und hat uns Geschenke für seinen Liebling, unsern lieben Papa, gebracht." — Und so führten mich die beiden Mädchen schäkernd und scherzend zu meinem Schreibtisch. Aber, das hatte ich nicht erwartet! Ich glaubte, sie würden mir irgend eine kleine Blume hingelegt haben, denn ich hatte bemerkt, daß Emmy's Rosenstock Knospen trieb, aber was fand ich statt dessen? Ein kostbares Sammetkäppchen, eine schöne Pfeife und ein ganzes Pfund schönen Taback! Ich stand wie angewurzelt, und war sprachlos vor Schreck und Freude. Mein Gott, so viele Geschenke auf einmal! Plötzlich fühlte ich, wie mir die Thränen über die Wangen rollten, denn mein altes Herz ist der Freude so wenig gewohnt, und darum übermannte sie mich jetzt. — Die Mädchen führten mich liebevoll zu einem Stuhl, und wirklich fühlte ich auch, daß meine Füße mich nicht mehr tragen konnten, so sehr zitterten sie. Auch die Mädchen waren gerührt, ich sah, daß meine Emmy sich heimlich eine Thräne trocknete, obwohl sie, um meine Rührung nicht zu vermehren, sich den Anschein gab, als sei sie sehr heiter und immerfort lachte und scherzte. Als ich saß, kam Mariane mit dem Sammetkäppchen gesprungen und setzte es mir auf. "So, Du theures Vä-

terchen,“ sagte sie, „nun soll Dir Dein liebes Haupt immer recht warm sein, und das mußt Du mir versprechen, daß Du keinen Tag und keine Stunde mehr ohne dies Käppchen gehen willst.“ — „Aber es ist ja viel zu kostbar,“ sagte ich und nahm es ab, um es noch einmal zu besehen. „Aber mein Gott was seh ich,“ rief ich dann, „das ist ja —“ „Mein Taufkissen,“ unterbrach mich Mariane und schmiegte sich zärtlich an mich. „Siehst Du, von heute an bin ich nun ganz Deine Tochter, und dieser goldgestickte Namenszug, den meine arme Mutter als einziges Erinnerungszeichen mir zurückgelassen, der soll jetzt Deinen armen kahlen Scheitel dekken und erwärmen, und indem Du ihn auf Deinem Haupte trägst, bist Du mein Vater!“ — Sie sagte das mit so rührendem Ton, so zärtlich und tief bewegt, daß ich ihr freilich nicht widersprechen konnte, und so werde ich denn von jetzt an mit dieser goldenen Stickerei wie ein Pfau einher stolziren. Während ich mit Marianen sprach, hatte Emmy mit wichtiger Miene die neue Pfeife gestopft, und versuchte jetzt mit einem angezündeten Papier sie in Brand zu bringen. Die Grimassen, die sie dabei schnitt, als ihr der Dampf in die Augen kam, sahen aber so komisch aus, daß Mariane in ein lautes Gelächter ausbrach und Emmyn die Pfeife fortriß, um nun ihrerseits zu versuchen den Taback in Brand zu bringen, was ihr auch wirklich ganz gut gelang. Sie reichte mir triumphirend die Pfeife hin, und ich muß

gestehen, mein Herz klopfte mir ein wenig, als ich nun, nach dreijähriger Entbehrung (denn es sind gerade drei Jahre, daß ich das Unglück hatte, meine Pfeife zu zerbrechen) wieder eine solche in der Hand hielt. Ich that gleich ein Paar gewaltige Züge, und dann erst, als ich mit Behagen den Rauch aus meinem Munde hatte dampfen lassen und Emmy mit freudestrahlendem Gesichte mich fragte: „Schmeckt es, Väterchen?“ Dann erst fragte ich: „Aber Emmy, wie war es möglich, daß Du mir ein so glänzendes Geschenk machen konntest?“ — Sie umarmte mich lächelnd und flüsterte: „Ich habe es vom Wirthschaftsgelde erspart.“ — Aber so leise sie das sagte, Mariane hatte es doch gehört und rief ganz eifrig: „Nein, Emmy, Du darfst unserm Papa keine Unwahrheit sagen, um Dein Verdienst zu verkleinern. Sie hat es nicht vom Wirthschaftsgelde erspart, und wie wäre das auch wohl möglich von dem Wenigen noch zu ersparen.“ Nein, Väterchen, sie hat — „Mariane,“ rief Emmy in einem vorwurfsvollen Ton, „was hast Du mir versprochen?“ — „Nichts habe ich versprochen,“ rief Mariane eifrig, „Du hast mich immer nur gebeten zu schweigen, ich habe es aber niemals versprochen, und Du sollst wissen, Papa, daß Emmy seit einem Vierteljahr jeden Abend bis nach Mitternacht genäht hat für die stolze übermüthige Schwiegertochter des Herrn Pfarrers da drüben. Ach so feine, schwierige Arbeit, daß ihr zuweilen die hellen Thränen aus

den Augen liefen, und wofür die geizige Frau ihr doch nur so kärgliche Bezahlung gegeben, und diese Bezahlung hat sie angewandt zu dem Geschenke für Dich!" — "Emmy, rief ich tief gerührt und umhalste mein geliebtes Kind, "so liebst Du Deinen alten Vater?" Sie küßte mich zärtlich und dann sagte sie halb schmollend zu Mariane: "Wenn Du aber meine Geheimnisse verräthst, so will ich die Deinen auch nicht länger bewahren und dem Papa Alles sagen." — "O, ich habe gar keine Geheimnisse," rief Mariane lachend und sprang zu Emmy hin, um ihr den Mund zuzuhalten, diese aber machte sich lachend frei und rief: "Papa, Du wundertest Dich doch immer, daß wir seit einem Vierteljahr immer zweimal die Woche frisches Fleisch essen, statt wie sonst nur einmal?" — "Nun?" fragte ich gespannt. Mariane aber rief ganz dunkelglühend: "Emmy, wenn Du nicht schweigst, werde ich Dir im Ernste bitterböse." "Ich riskire Deinen Zorn," sagte Emmy lachend, "und Papa soll wissen, daß wir deshalb zweimal Fleisch in der Woche haben, weil sie ihre kleinen goldenen Ohrringe an den Juden, der neulich hier war, verkauft hat." — Mariane stand ganz beschämt und mit niedergeschlagenen Augen da, ich aber rief mit überströmenden Augen: "O meine Kinder, wie glücklich und gesegnet bin ich doch durch Euch und wie danke ich Gott aus vollster Seele für diese Stunde." Dann aber fiel mir ein, daß ich nun diesen reichen Geschenken gegen-

über stand mit leeren Händen, und das betrübte mich fast und ich ward niedergeschlagen. Emmy, die mit ihren schönen großen Augen mich prüfend ansah, errieth, wie immer, meine Gedanken, und sich an mich schmiegend, sagte sie: „Du mußt uns nun aber auch etwas schenken, Väterchen; Mariane und ich wir haben uns vorgenommen, Dich, weil es heute Weihnachten ist, um Etwas zu bitten!“ — „Ja, wir haben eine Bitte an Dich!“ rief nun auch Mariane, sich an mich schmiegend. Da fühlte ich recht schmerzlich, wie arm ich war, weil ich meinen Lieblingen nichts zu schenken wußte, und seufzend sagte ich: „O, Ihr bösen Mädchen, wollt Ihr mir wehe thun? Ihr wißt wohl, daß ich gern ein Jahr meines Lebens hingeben möchte, um Euch Freude machen zu können!“ — „Aber macht nicht jede Stunde Deines Lebens uns Freude?“ fragte Emmy zärtlich und Mariane rief: „Wir sind ja keine kleine Teufelchen, an die Du Dein Leben verzetteln sollst! Nein, wir wollten Dich um etwas viel Nützlicheres und Schöneres bitten, als um ein Jahr Deines Lebens. Um ein Buch!“ — „Schenke mir Deinen Homer,“ bat Emmy, „und schreibe mir Deinen lieben Namen hinein, und daß Du es mir heute zum Weihnachtsfest schenkst.“ — „Und mir, Papa, mir schenke den Horaz,“ rief Mariane, „und schreibe mir auch hinein, daß es mir gehört.“ — Ich fühlte wohl, daß sie das nur forderten, um mir das Gefühl zu gönnen, ihnen auch ein Geschenk gemacht zu

haben, und deshalb gab ich mir das Ansehen, diese Absicht nicht durchschaut zu haben. Wir gingen fröhlich zu meinem Bücherpulte und nahmen die beiden Bücher, die ich wirklich in sehr schönen alten Ausgaben besitze, und ich schrieb hinein, was sie verlangt hatten. Nun thaten sie Beide ganz stolz und glücklich und lasen mir Beide ihre Lieblingsstellen, und ich saß dabei ganz gottvergnügt und rauchte meine Pfeife. (Ich denke, wenn ich recht sparsam rauche, werde ich genug Taback haben, um ein ganzes Jahr lang jeden Sonntag eine Pfeife rauchen zu können.) Wie wir so beieinander saßen, klopfte es an die Thür und auf mein Herein öffnete sich die Thür und die arme Frau Schmidt trat ein. Ach, diese gute Frau; nichts ist doch rührender, als die Dankbarkeit der Armen, vorzüglich wenn sie unverdient ist. Denn was that ich weiter, als meine Schuldigkeit, wenn ich mich ihrer in ihrer schweren Krankheit erbarmte und täglich zu ihr ging, um sie zu trösten in ihren Leiden, und ihr vorzulesen aus der heiligen Schrift! Ist das nicht meine Pflicht als Seelsorger und Adjunct, und wenn wir ihr jeden Mittag etwas Suppe brachten, nun, was ist denn das? Wir brauchten, wenn wir für die Kranke eine recht kräftige Brühe gekocht und ihren Topf gefüllt hatten, nur unter das, was übrig blieb, etwas heißes Wasser gießen und es reichte aus für uns drei. Und doch kam die gute Frau, um mir für diese geringen Dienste ihre Dankbarkeit zu bezeigen und brachte

mir ein Dutzend der schönsten, rothwangigen Aepfel, die mit ihrem köstlichen aromatischen Dufte gleich das Zimmer anfüllten. Was mich aber mehr als dies schöne Geschenk noch erfreute, waren die herzlichen Worte, die sie dabei sagte, die voll tiefen Gefühls und Innigkeit waren. „Ach," sagte sie unter Andern, „Sie wissen es gar nicht, Herr Adjunct, wie sehr wir Alle im Dorfe Sie lieben, und wie sehr es uns schmerzt, daß wir selber Alle so arm sind und Ihnen nicht Ihr Alter sorgenfreier und leichter machen können. Aber das können Sie glauben, wenn der Herr Sie einmal abruft von Ihrem Tagewerke, so wird die ganze Gemeinde zusammentreten und für Ihre beiden Mädchen sorgen, so viel sie kann, damit die Mädchen nicht nöthig haben, in fremde Dienste zu gehen." Wie das mein Herz erfreute und wie glücklich ich mich fühlte! Emmy aber reichte der alten Frau die Hand und sagte, während ihr die Thränen aus den Augen stürzten: „O, sprecht doch nicht vom Sterben! Der gute Gott wird uns gnädig sein und unsern theuren Vater noch lange erhalten." „Ja," rief Mariane, „das ist das Einzige, um welches wir ihn Morgens und Abends bitten," und Beide kamen, um mich fest zu umarmen. In diesem Augenblick fühlte ich ein so stolzes, seliges Glück, daß ich selbst die Engel im Himmel nicht beneidete. Ach die Liebe ist doch das einzige wahrhaft beglückende Gut dieser Erde und das Denkmal, das wir im Herzen unserer

Lieben uns errichten ist köstlicher, wie das schönste von Marmorgestein, unter dem oft Unbeweinte liegen. — Was mich aber am meisten bei dem Geschenk der Frau Schmidt erfreute, war der Gedanke, daß ich nun auch Etwas besaß, um meinen Mädchen eine Freude zu machen. So wie die gute alte Frau uns verlassen hatte, nahm ich die schönen Aepfel, theilte sie in zwei Theile und gab jede Hälfte an Emmy und Mariane. Sie wollten sie durchaus nicht nehmen, sondern ich sollte auch meinen Antheil haben. Ich gab aber vor, seit dem letzten Herbst durchaus keine Aepfel vertragen zu können, und da entschlossen sie sich denn endlich, sie für sich zu nehmen. Ich schaute den Mädchen zu, wie sie aßen, und wenn ich dabei Appetit verspürte auch einen Apfel zu essen, so unterdrückte ich das sorgfältig und freute mich dieser Entbehrung, weil durch die freudige Entbehrung allein meine geringe Gabe nur innerlich einen kleinen Werth erhielt. Dann kleidete ich mich an, um zur Kirche zu gehen und meiner lieben Gemeinde recht aus vollem Herzen eine Festrede zu halten, und bei der glücklichen, beseligten Stimmung in der ich mich befand, glaube ich, ist mir diese Rede recht gut gelungen. Aber wie viel Freude und Ueberraschung stand mir noch bevor! Als ich zu Hause kam, stürzen mir meine beiden Mädchen glühendroth entgegen und führen mich in mein Zimmer. Da standen zwei Flaschen Wein, ein herrlicher Kuchen und ein Paar ganz neue

Stiefeln. „Von wem?" fragte ich und fühlte, wie mir das Blut zum Herzen drang und ich erblaßte. „Von Deiner Gemeinde," sagten die Mädchen ganz stolz. „Während Du noch in der Kirche warst, kamen einige Greise, die den weiten Weg zur Kirche nicht mehr wandern können, und brachten als Abgeordnete der Gemeinde diese schönen Sachen. Sie sagten, die Stiefeln gäben sie Dir, weil Du um ihretwillen den weiten Weg nach der Kirche nicht scheuetest und ihn oft im härtesten Winter zu ihrem Frommen machtest, und in dem Wein solltest Du ihre Gesundheit trinken." — Ich war tief gerührt und wollte sogleich gehen, mich im Dorfe zu bedanken. Die Mädchen hielten mich aber zurück und sagten, die Greise hätten im Namen der Gemeinde ausdrücklich gebeten, ich solle ihnen keinen Dank sagen, weil sie sich sonst schämen müßten der kleinen Gabe! Als ob das eine kleine Gabe ist! Denn abgesehen davon, wie groß und tiefbedeutend diese Gabe an innerem Werthe ist, hat sie auch sonst ihren großen, materiellen Werth, und hilft einem Bedürfniß ab, das ich schon lange mit Angst habe kommen sehen. Man mag noch so sorgsam sein, noch so vorsichtig auftreten, die Stiefeln halten doch nur ihre Zeit, und obwohl ich die meinen kaum zwei Jahre habe, sind sie doch schon schadhaft, und das ist, besonders im Winter, wo die Wege naß sind, sehr unangenehm. — Wie vergnügt aber auch nun unser heutiges Mittagsessen war! Die eine Fla=

sche Wein hatten wir natürlich gleich bei Seite gelegt für Krankheitsfälle oder dergleichen; von der andern Flasche aber tranken wir Jeder zwei Gläser und wurden dabei so heiter und lustig, daß wir sogar einige anakreontische Lieder sangen. — Emmy, die wirklich eine wundervolle Stimme hat und viel natürliche Musik, hat zu diesen Liedern sehr hübsche Melodieen erfunden, und so sang sie immer eine Strophe vor und wir machten den Chor. Nachmittags, während meine beiden Mädchen plauderten, schlief ich ein wenig, denn ich war ganz erschöpft von dieser vielen Freude und Aufregung, und dann Abends las ich den Mädchen, während sie spannen, aus der Aeneide vor. Sie kennen dies Buch noch nicht, und es war dies eine Ueberraschung, auf die ich mich schon lange gefreut. Ach, wie ergriffen sie waren von den Liebesschmerzen der armen Dido! Ich zitterte, als ich Emmy's glühende Wangen und blitzende Augen sah, und das heftige Wogen ihres Busens. Es war das erste Mal, daß sie die glühende Dichtersprache der Liebe hört. O mein Gott, wie ergriffen wird sie sein, wenn solche Worte von geliebten Lippen einst für sie erklingen! Laß die Liebe dieser reinen, jungfräulichen Seele glücklich sein, mein Gott! — Mariane lachte und sagte, das sei unsinnig. Sie ist freilich noch ein halbes Kind.

Den 26sten December. Der Herr Pfarrer muß doch sehr bedeutend krank sein, der arme Mann; das

schließe ich daraus, daß er mir heute in aller Frühe sagen ließ, ich müsse an seiner Statt auf das Gut Herberg fahren, und das Kind des dortigen Gutsbesitzers, Baron Brandt, taufen. Das ist aber in den ein und zwanzig Jahren, die ich sein Adjunct bin, jetzt zum ersten Male vorgekommen. Ich pflegte sonst nur die sonntäglichen Predigten zu halten, und die Krankenbesuche und Nothtaufen zu verrichten. Zu den sonstigen Taufen aber und den Hochzeiten pflegte der Herr Pfarrer immer selbst zu gehen, und dort die heilige Handlung zu verrichten. Deshalb mußte es mich auch wundern, daß mir heute diese Taufe übertragen wurde. Ein Glück für mich, daß ich in der Amtstracht hinfahren konnte, denn mit meinem sonstigen Anzug sieht es traurig aus, und ich hätte in demselben wohl nicht in einer so vornehmen Gesellschaft erscheinen können. Denn es war eine sehr vornehme Gesellschaft! Ich merkte es gleich an der herrlichen Equipage, die der Herr Baron geschickt hatte, wie reich und glänzend es bei ihm sein müßte. Das war nun in meinem Leben das erste Mal, daß ich in einer solchen glänzenden Equipage gefahren bin. Gott, wie weich und gemächlich es sich in solchem Wagen fährt, er ist gar nicht zu vergleichen mit unsern Erndtewagen, an denen man sich immer festhalten muß, um nicht herunter zu fallen. Nein, hier legt man sich gemächlich zurück, und sitzt auf weichen Polstern, wie ich solche in meinem Leben nicht

gesehen; sie sind weicher als ein Bett, und ganz elastisch. Ich muß gestehen, das Herz klopfte mir ein wenig, als der Wagen nun vor dem schönen Schlosse hielt, und zwei von Gold strotzende Bediente herbei kamen, um mir aus dem Wagen zu helfen. Ich bat sie immerfort, sich nicht zu bemühen, aber sie waren so sehr gefällig, und halfen mir sehr freundlich, führten mich dann auch durch eine Reihe wundervoller Zimmer in einen großen Saal, wo eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen sich befand. Die Frau Baronin kam mir entgegen und reichte mir freundlich die Hand, und lächelte dabei so lieblich, daß ich unwillkührlich an meine Emmy denken mußte; die hat auch so ein herrliches, erquickendes Lächeln. Sie sprach auch sehr freundlich und herablassend mit mir, ich muß aber gestehen, daß ich sehr einsilbig und still war, denn die ungewohnte Umgebung machte mich befangen, und zu meiner Schande muß ich bekennen, daß diese weltliche Pracht meine Gedanken ein wenig abzog von der feierlichen Handlung, der ich entgegen ging. Aber als nun das Kind gebracht ward, als die Taufzeugen sich um den kleinen, in der Mitte des Saales errichteten Altar stellten, da besiegte der Ernst dieses Augenblickes alle meine irdischen Gedanken, und sie lenkten sich auf Gott, dem Geber alles dieses Schönen und Guten, hin. Zugleich ergriff mich der Gedanke, dies kleine Knäblein zu taufen, das dermaleinst bestimmt ist, über

so viele Menschen zu herrschen, denn es ist der erste Sohn, und also einstiger Erbe des großen Majorates seines Vaters. Ich sprach über die Pflichten der Herrschenden gegen die Dienenden, und meine Rede muß wohl ziemlich gut gewesen sein, denn nach vollendeter Taufe kam der Herr Baron mit seiner Gemahlin zu mir, und Beide reichten mir die Hand, und dankten mir, wie sie sich ausdrückten, „für die herrliche, kräftige Rede“. Auch ließ mich die Frau Baronin bei Tische neben sich sitzen, und legte mir immer selbst die köstlichsten Leckerbissen vor, denn sie merkte wohl, daß ich nicht verstand, mir etwas Gutes auszusuchen. Ich mochte aber nicht essen, denn ich war traurig darüber, daß ich dem kranken Herrn Pfarrer diese schönen Gerichte so gewissermaßen fortaß, und es war mir immer, als käme mir das nur ungerechterweise zu, und dann auch dachte ich an meine beiden Mädchen, und weil ich ihnen nicht ihren Theil an all den Leckerbissen geben konnte, so konnten sie mir natürlicherweise auch nicht schmecken. Als der Kuchen kam, nahm ich mein Stück, und wollte es verstohlener Weise in meine Tasche stecken, die Frau Baronin hatte es aber doch bemerkt, und packte mir den ganzen Teller voll Kuchen, damit ich ihn meiner Familie mitnehmen sollte. Dann fragte sie, ob ich viele Kinder habe, und als ich ihr nun von meinen beiden Mädchen erzählte, ward ich sehr gesprächig und beredt. Die Baronin hörte mir

lächelnd zu, und meinte dann, sie müsse diese beiden Mädchen, die ich so liebte, durchaus kennen lernen. — Dann fuhr ich nach Hause, und habe meinen Töchtern den schönen Kuchen gebracht, und ihnen von all' den Herrlichkeiten erzählt. Sie waren ganz außer sich vor Verwunderung und Erstaunen, und Mariane rief: „O wie herrlich muß das sein! Wie glücklich diese Menschen wohl sind!“ — Emmy aber sagte mit ihrem sanften Lächeln: „Glaubst Du wohl, daß solcher äußere Glanz allein im Stande ist, glücklich zu machen? Können sie in ihren goldenen Sälen wohl glücklicher sein, als wir?“ — „Nein, das ist wahr,“ sagte Mariane, und Beide umarmten sich herzlich.

Den 27sten December. Welch eine ereignißreiche Zeit ist dies! Wie sich die Begebenheiten drängen! Gestern Abend sitze ich mit meinen Mädchen in meinem Zimmer und lese ihnen vor, als plötzlich an unser Fenster geklopft wird. Die Mädchen schrieen laut auf vor Schrecken, ich aber eilte, das Fenster zu öffnen, denn mir war es, als hörte ich draußen Aechzen und Stöhnen. Richtig, da lag ein Mensch auf der Bank unter unserm Fenster, und flehte leise: „Helfen Sie mir, ich bin verwundet.“ — Die Mädchen waren mir gefolgt und schauten über meine Schulter hinaus. Emmy, als sie die Worte des Fremden hörte, sagte gleich ganz entschlossen: „Es ist ein Leidender. Wir müssen ihn aufnehmen.“ Mariane aber hielt Emmy,

die schon hinausgehen wollte, zurück, und sagte ängstlich: „Aber wenn es nun ein Mörder ist, der sich nur so verstellt, um Eingang zu finden?“ — Emmy sagte lachend: „Thörin, wer sollte uns ermorden wollen.“ — Der Fremde draußen flehte noch immer um Einlaß, und ich sagte: „Emmy hat Recht! Er sei, wer er sei, wir müssen ihn aufnehmen, denn er leidet.“ So gingen wir denn getrost hinaus, und führten, oder vielmehr trugen den armen Menschen in mein Zimmer. Er war ganz kraftlos, und halb erstarrt vor Kälte, seine Kleider waren mit Blut bedeckt, der rechte Aermel seines Rockes aufgeschlitzt, und eine tiefe Wunde im Arm war sichtbar. Ich muß gestehen, daß selbst mir dieser Anblick ein wenig unheimlich und verdächtig vorkam, und daß ich Marianens Schrecken ganz begriff. Emmy aber beschäftigte sich gleich thätig um den Fremden, holte kaltes Wasser herbei, ihm die Schläfe damit zu waschen, und war überhaupt so besorgt und erbarmungsreich, daß ich mich fast vor ihr schämte, und nun auch eilte, ihr beizustehen und den Fremden, der ganz das Bewußtsein verloren hatte, in ein Bette zu bringen. Wir trennten den Aermel nun weiter auf und untersuchten die Wunde, und dabei kam es mir sehr zu Statten, daß ich, ehe ich zur Theologie überging, zwei Jahre die Arzneikunde studirt hatte. Ich finde überhaupt, daß jeder Prediger zugleich auch Arzt sein muß, damit er nicht allein die

Seele, sondern auch den Körper seiner Beichtkinder pflegen kann, und in dieser doppelten Wirksamkeit, seiner Gemeinde immer unzertrennlicher verbunden ist. So gereicht es mir zur großen Freude, seit diesen zwei und zwanzig Jahren, welche ich hier bin, auch der einzige Arzt in meiner Gemeinde zu sein, und da die Leute alt dabei werden und gesund sind, so muß ich wohl kein ganz schlechter Arzt sein. Meine Kur besteht aber meist darin, daß ich die Natur unbehindert walten lasse, und nicht störend und mit heftigen Mitteln eingreife in den Organismus der Krankheit. Die Natur hat in jedem Leibe so viel Kraft, daß sie die Krankheitsstoffe immer selbst am sichersten ertödtet, und wir haben also weiter nichts zu thun, als ihr verständig zu Hülfe zu kommen. Nun also, diese meine wenigen medicinischen Kenntnisse kamen mir jetzt zu Statten, als ich die Wunden des Fremden untersuchte. Emmy stand mir getreulich bei, und ist sehr geschickt in solchen Dingen. Ich habe sie in den Anfangsgründen der Medicin unterrichtet, und sie weiß mit so zarter, als geschickter Hand einen Verband anzulegen. Das bewährte sie auch jetzt. Die Wunde ist sehr tief, und der Schnitt, der mit einem sehr scharfen Instrument geschehen, hat einige Muskeln verletzt, gefährlich aber ist die Verletzung nicht, doch ein heftiges Wundfieber war voraus zu sehen. Das ist auch richtig erfolgt, und wir haben alle Drei die ganze Nacht bei dem Fremden ge-

wacht, der in meinem Bette lag, und sich in den wildesten Phantasieen umherwarf. Zuweilen brach er in laute Klagen aus, und beschuldigte, wie es schien, eine Geliebte, der gebrochenen Treue, und dann waren seine Seufzer, seine Klagen so herzzerreißend, daß wir uns Alle der Thränen nicht erwehren konnten. Besonders Emmy schien tief ergriffen von den schmerzlichen Worten und Klagen, und blickte unverwandt und wie bezaubert auf den armen Kranken hin; große Thränen standen in ihren schönen Augen und einmal seufzte sie ganz leise: „Wie ist es möglich, daß man untreu sein kann!“ — „Du meinst, wie man diesem schönen Manne da untreu sein kann?“ fragte Mariane schalkhaft. Emmy erröthete und sagte: „Ich habe noch gar nicht bemerkt, daß er schön ist!“ — „Und doch siehst Du ihn seit einer Stunde unverwandt an,“ rief Mariane lachend, „so unverwandt, daß ich schon fürchtete, dieser Fremde sei ein Basilisk, und Du ein kleines, von ihm bezaubertes Vöglein.“ — Ich machte Marianens Neckereien dadurch ein Ende, daß ich Emmy auftrug, neue Wasserumschläge auf die Wunde zu legen, und diese wirkten so gut auf den Kranken, daß er bald darauf in einen tiefen Schlaf sank. Wir konnten nun zur Ruhe gehen, aber nun entstand ein großmüthiger Wettstreit zwischen meinen beiden Mädchen. Der Fremde lag in meinem Bette, und nun wollte mir jedes der Mädchen ihr Bette überlassen, und ich wollte es natürlich

von Keiner annehmen. Emmy aber erklärte, daß sie, ich möge ihr Bette annehmen, oder nicht, entschieden sich doch nicht zur Ruhe begeben würde, da der Kranke ja erwachen und irgend etwas verlangen könne. Sie wolle daher Wache halten und, an seinem Bette sitzend, die Nacht hinbringen. Dagegen ließ sich freilich nichts sagen, und so mußte ich denn ihren Vorschlag annehmen. Jetzt aber will ich zu dem Fremden gehen und sehen, wie er die Nacht zugebracht.

Den 27sten Abends. Ich fand den Fremden schon erwacht, und aufrecht in seinem Bette sitzend. Schon ehe ich in's Zimmer trat, hörte ich ihn laut und lebhaft sprechen, und ich verstand, daß er Emmy seinen Dank sagte für ihre Güte und Freundlichkeit. Als ich eintrat, hatte er grade ihre Hand genommen, die er an seine Lippen drückte. Das arme Mädchen glühte wie eine Purpurrose und zog sich an das andere Ende des Zimmers zurück. Des Fremden Blicke folgten ihr mit einem Ausdrucke tiefer Bewunderung, und mich schien er gar nicht zu gewahren, bis ich mich durch mehrmaliges Husten bemerkbar machte. Nun streckte er mir die Hand entgegen und rief: „O, Sie sind der wohlthätige Mann, der mich gerettet hat! Sie haben mich in Ihr Haus aufgenommen, und dadurch mich vielleicht vom Tode, gewiß aber von Gefangenschaft und Strafe bewahrt. Mein ganzes Leben wird nicht lang genug sein, Ihnen dafür zu danken!“ —

Er drückte meine Hand an seine Brust, und ich muß sagen, der Blick, mit dem er mich dabei ansah, hatte sogar für mich alten Mann etwas Rührendes und Ergreifendes, kein Wunder also, daß Emmy so davon ergriffen ward. Ich hatte daher auch nicht den Muth, ihn zu fragen, wodurch er denn Gefangenschaft und Strafe verwirkt habe, denn ich muß gestehen, ich glaubte, in seinen edlen Zügen zu lesen, daß er kein Verbrechen könne begangen haben. Der Fremde schien aber meine Gedanken in meinen Zügen gelesen zu haben und sagte: „Ich bin Ihnen und Ihrer edlen Tochter schuldig, Ihnen zu gestehen, was mich in diesen Zustand gebracht hat, und obwohl ich dadurch mein Leben in Ihre Hand lege, fürchte ich dennoch nicht, von Ihnen verrathen zu werden, und vertraue mich Ihnen unbedingt an." — Emmy war unwillkührlich wieder näher getreten und auch Mariane war ins Zimmer gekommen, und stellte sich neben Emmy, den Fremden mit aufmerksamen, lächelnden Blicken betrachtend. — „Sie wissen," sagte dieser, „daß in unserm Lande seit einiger Zeit ein sehr strenges Duellgesetz erschienen ist." — „Duell," unterbrach ihn Mariane, „was ist das?" — Der Fremde sagte lächelnd: „Duell nennt man, wenn zwei Menschen, mit den Waffen in der Hand, gegeneinander kämpfen, weil der Eine von ihnen den Andern beleidigt hatte, und von diesem zum Zweikampf gefordert worden." — „Ah, ich verstehe," sagte Mariane, „solch

ein Zweikampf, wie ihn Hector und Achilles mit einander hatten vor den Mauern Troja's." — Der Fremde sagte lächelnd: "Nur freilich handelt es sich bei unsern Duellen oft um sehr geringfügige Sachen, die dennoch oft den Tod zur Folge haben. Deshalb hat der Minister von unserm Fürsten ein Gesetz zu erlangen gewußt, nach welchem jedes Duell, selbst wenn es keine bösen Folgen gehabt, mit zwanzigjähriger Festungsstrafe geahndet wird; fällt aber einer der Duellanten, so soll der andere gleichfalls sein Leben verwirkt haben. Der Minister hatte laut in öffentlicher Gesellschaft gesagt, er würde dies Gesetz aufrecht halten, und müßte er selbst seinen eigenen Sohn für die Uebertretung desselben strafen." — "Und Sie haben sich duellirt?" rief Emmy erbleichend. — Der Fremde sah sie lange an, und ihre sichtbare Bewegung schien ihn zu freuen. "Ich würde es gleich wieder thun, wenn ich gewiß wäre, mir dadurch Ihre Theilnahme zu sichern," sagte er, und nun ward Emmy dunkelroth. — "Aber wie konnten Sie dies thun," rief ich, "da Sie wußten, welche Strafe Sie erwartete?" — "Mein Herr," sagte der Fremde ernst, "es giebt Fälle, wo die Ehre gebieterischer ist, als jedes andere Gesetz, und wo die Ehre angegriffen ist, darf man weder Tod noch Strafe scheuen, um sie zu vertheidigen!" — Ein Ausdruck schönen Stolzes malte sich in dem Antlitz des Fremden, und seine Augen blitzten stolz und kühn. Dann fuhr er nach ei-

ner kleinen Pause fort: „Ich war in einer großen, glänzenden Gesellschaft. Man sprach viel über dies neue Gesetz. Die Officiere spotteten und tadelten den Minister, und Einer von ihnen schwur, dies Gesetz nicht beachten und den Minister auf die Probe stellen zu wollen.“ — „Wie niedrig!“ rief Mariane empört, Emmy aber flüsterte: „Still, Mariane, unterbrich ihn nicht.“ — „Dieser Officier,“ fuhr der Fremde fort, „wandte sich nun an mich und begann ein Gespräch mit mir, in dem er mich durch hartnäckiges Bestreiten jedes meiner Worte zu reizen suchte. Ich verwies es ihm mit Ernst und Ruhe, dann aber sprach er von meinem Vater, er wagte es, in meiner Gegenwart beleidigend und spottend von ihm zu reden, und jetzt natürlich forderte ich ihn.“ — „Das war edel!“ rief Emmy mit glühenden Wangen. — „Es war nur natürlich,“ sagte der Fremde, „und jeder Sohn würde es für einen Vater gethan haben, den er lieben und verehren muß, wie ich den meinigen. Genug, in verwichener Nacht trafen wir uns, fern von der Residenz. Unsere Diener hielten die Pferde bereit. Nur mit dem Tode Eines von uns Beiden sollte der Zweikampf beendet sein, der Ueberlebende sollte entfliehen. Wir waren ohne Secundanten, um nicht noch Andere in unser Schicksal zu verwickeln. Mann gegen Mann kämpften wir. Dreimal bot mir der Officier an, den Kampf zu beenden, er wolle öffentlich seine Beleidigung zurück-

nehmen und mich um Verzeihung bitten. Ich aber war erbittert, empört, und verlangte den Kampf fortzusetzen, bis Einer von uns gefallen. Schon bluteten wir Beide aus tiefen Wunden, jetzt traf mein Schwerdt seine Brust, er fiel zur Erde und rief: Fliehen Sie! Fliehen Sie! Ich sterbe! — Mein Kammerdiener stürzte herbei, und ehe ich ganz zum Bewußtsein meiner selbst gekommen, befand ich mich im Sattel. Fliehen Sie, sagte mein Diener angstvoll, fliehen Sie auf das Gut Ihrer Schwester, ich werde nur dem andern Diener behülflich sein, seinen Herrn in den Wagen zu tragen, dann folge ich Ihnen nach. — Ich spornte mein Pferd und sprengte hinaus in die Nacht. Bald aber fühlte ich mich unendlich erschöpft von dem Blutverlust, es schwindelte vor meinen Blicken, ich konnte mich kaum aufrecht halten. Jetzt sprang das Pferd über einen Graben, ich verlor das Gleichgewicht und fiel hinunter. Das Pferd, erschreckt, außer sich gebracht, rannte von dannen. Ich schleppte mich mühsam weiter und so gelangte ich endlich, todtmatt, bis zu Ihrem Hause, dessen Licht mir wie ein tröstender Stern schon lange geleuchtet. Und es ist mir ein Stern der Rettung geworden," sagte er, meine Hand in der seinen drückend, "denn habe ich hier nicht eine Zufluchtsstätte gefunden, und himmlisches Erbarmen, und eines Engels Hülfe?" — Er wandte seine strahlenden Blicke auf Emmy hin, die tieferröthend ihre Augen senkte. Mariane aber sagte lachend: "Sie

sind sehr undankbar, mein Herr, nur von einem Engel zu reden. Ich habe Ihnen auch Hülfe geleistet, so viel ich konnte, und Sie hätten mich billig auch für einen Engel erklären können, wenn auch ein Engel niederern Grades, als Emmy.“ — Sie machte dabei ein so komisches Gesicht, daß wir unwillkührlich lachen mußten. — Das Sprechen schien aber den Fremden angegriffen zu haben. Er war sehr bleich, und athmete schwer und mit Anstrengung. Stärkung that ihm vor allen Dingen Noth, und ich fragte, ob er nicht etwas genießen wolle. Er bat um ein Glas Wein, und Emmy eilte sogleich schnell und leise wie ein Reh von dannen. Ich ging Emmy nach, um sie zu fragen, ob sie vielleicht noch etwas Kuchen habe, weil doch der Kranke nothwendig auch etwas genießen mußte. Sie kam mir schon mit dem Wein entgegen und sagte freudestrahlend: „O wie gut war es, daß wir den Wein aufgehoben haben. Nun kann sich der Kranke doch daran stärken.“ — Sie hatte auch noch Kuchen und war ganz glücklich, als ich ihr sagte, der Fremde könne auch davon ein Stück bekommen. — Der Wein stärkte ihn sichtlich, und so konnte er schon heute Nachmittag, den Arm in der Binde tragend, ein wenig im Zimmer auf- und abgehen. Emmy hat ihm ihr einziges seidenes Tuch, das sie sonst nur an hohen Festtagen um ihren Hals zu schlingen wagte, als Binde gegeben. Mariane und ich sahen stumm vor Staunen zu, wie

sie ihm das Tuch umlegte, der Fremde aber schien es gar nicht zu bemerken, welch ein schönes Tuch sie ihm opferte, er sah nur immer auf ihre Hände, die um ihn beschäftigt waren, und ich muß sagen, bei dieser Gelegenheit bemerkte ich zuerst, daß Emmy's Hände wirklich sehr klein und sehr weiß sind. —

Den 28sten December. Der Fremde ist übrigens ein sehr liebenswürdiger Jüngling, der mir ungemein gefällt. Man merkt wohl an seinen Manieren und an seiner ganzen Erscheinung, daß er sehr vornehm und gewiß auch sehr reich ist, aber dennoch ist er weder stolz noch hochmüthig. Gegen mich ist er freundlich, achtungsvoll, wie etwa zu einem Lehrer, mit Marianen lacht und scherzt er, aber gegen Emmy benimmt er sich mit ehrfurchtsvoller, ja, ich möchte sagen, anbetender Zuvorkommenheit; wenn sie spricht, hört er ihr zu mit einer Miene wahrer Andacht, als sei jedes Wort ein Orakel, und wenn er spricht, so wendet er sich dabei eigentlich immer nur an sie. Am merkwürdigsten ist mir aber, daß Emmy das ganz in der Ordnung zu finden scheint, und seine Unterwürfigkeit mit dem ruhigen, freundlichen Gleichmuth einer Königin hinnimmt. Wirklich, es scheint, als sei sie seine Herrin, und er ihr Diener, so aufmerksam ist er und so ruhig ist sie. Freilich, wie sie im Stillen für ihn sorgt und sich um ihn beschäftigt, das sieht er nicht, und daß sie für ihn entbehrt, das weiß er auch nicht. Sie will

nämlich durchaus nicht wieder Nachts in ihrem Bette schlafen, statt meiner, sondern verlangt, daß ich es behalte. Ich habe ihr endlich nachgeben müssen, aber Mariane bat nun, Emmy möge doch Nachts ihr Bette mit ihr theilen, doch auch das lehnte sie entschieden ab und sagte: „Dann würden wir Beide nicht schlafen können, und es hätte also Niemand Vortheil davon.“ — „Aber so hast Du allein den Schaden und die Entbehrung,“ rief Mariane. — „Entbehrung?“ sagte Emmy. „Das ist keine Entbehrung, denn ich schlafe eben so gern auf einem Stuhl, und es macht mir Freude“ — „Für den schönen Fremden zu entbehren,“ unterbrach sie Mariane spottend. — „Nein,“ sagte Emmy erröthend, „ich wollte sagen, es macht mir Freude, meinen lieben Papa in meinem Bette schlafen zu lassen!“ — „Als ob mir das nicht auch eine Freude wäre,“ rief Mariane, und beide Mädchen umarmten mich zärtlich. Nachher setzte uns Emmy auseinander, daß der Fremde Mittags allein auf seinem Zimmer essen müsse, damit er nicht sähe, daß er etwas Besseres zu essen bekäme, als wir, weil er sonst gewiß nichts genießen wolle. (Wir haben nämlich beschlossen, auf unsere beiden nächsten Fleischtage zu verzichten, damit der Fremde jeden Tag sein Stückchen Fleisch habe. Er ist matt und angegriffen und bedarf der Stärkung.) Wir gaben ihr natürlich Recht und so hat denn Emmy für ihn ein allerliebstes, kleines Tischchen gedeckt in mei-

nem Zimmer, und dort aß er mit vielem Appetit. Wir leisteten ihm auf seine Bitte Gesellschaft dabei und Emmy's Gesicht strahlte vor Vergnügen, als sie ihn so eifrig essen sah. „Wirklich," sagte er, „diese Speisen sind äußerst schmackhaft. Ihre Köchin kocht vortrefflich." — „O ja," sagte Mariane lachend, „wir haben eine vortreffliche Köchin." Emmy winkte ihr, zu schweigen, und ich fing rasch ein anderes Gespräch an, weil ich merkte, daß Emmy nicht wünschte, daß der Fremde erführe, sie sei die geschickte Köchin.

„Womit beschäftigen Sie sich denn hier die langen Winterabende?" fragte der Fremde Emmy. Sie schilderte ihm unsere stillen, genußreichen Abende, und er schien ganz entzückt davon. „Mein Gott," rief er, „ich ahnte noch gar nicht, wie glücklich und zufrieden man auf Erden sein könne! Ach, ich sehe es wohl, das wahre Glück hat sich in die Einsamkeit geflüchtet und mit dem Geräusch der großen Welt hat es nichts zu schaffen." — Er bat dringend, wir möchten unsern Abend ganz so einrichten, wie wir es gewohnt seien, und so gaben wir denn endlich nach. — Emmy zündete die Lampe an, dann holten die Mädchen ihre Spinnrocken herbei und setzten die Räder in Bewegung. Ich schlug vor, sie sollten dabei das schöne Gespräch der beiden Schwestern aus der Antigone des Sophocles, natürlich in der Ursprache, declamiren, denn ich gestehe, ich war eitel genug, dem Fremden die Ge-

lehrsamkeit meiner Mädchen zu zeigen. Anfangs weigerten sie sich, namentlich Emmy, als aber der Fremde mit Bitten in sie drang, gab sie nach, und sprach die Antigone mit wahrhaft klassischer Begeisterung und dem edelsten Feuer. Der Fremde war ganz sprachlos vor Erstaunen und sagte nur: „Nie hörte ich etwas Schöneres!“ — „Nicht wahr,“ sagte Mariane schalkhaft, „Sie sind außer sich über meine Ismene?“ — Der Schalk hatte recht gut gemerkt, daß der Fremde gar nicht auf sie geachtet, und nur für Emmy Augen und Ohren hatte. „Und nun sollen Sie auch hören, wie schön ich singen kann,“ sagte Mariane, und ich merkte wohl, daß sie eigentlich nur Emmy veranlassen wollte, zu singen, damit der Fremde ihre schöne Stimme höre. Auch schlug sie gleich eine Pindarische Ode vor, in der Emmy immer die erste Strophe singt und wir nur die letzten Worte als Chor wiederholen. Nie war Emmy's Stimme frischer und kräftiger, als diesen Abend, nie sang sie ausdrucksvoller und tiefempfundener. Der Fremde sagte ganz berauscht: „Sie singen wie ein Engel! Aber das ist auch eine köstliche Melodie!“ — „Die Musik ist auch Emmy's Werk,“ sagte Mariane ganz stolz. — „Mein Gott,“ rief der Fremde überrascht, „welch ein Reichthum der herrlichsten Eigenschaften.“ — „Ach, und Sie kennen doch erst die geringsten ihrer Eigenschaften,“ sagte Mariane gerührt, „Sie wissen noch nicht, welche tiefen, inneren Vorzüge

Emmy hat, wie gut sie ist und wie wohlthätig, wie —" „Mariane!" rief Emmy mit vorwurfsvollem Ton, und stand auf, um sich im Zimmer etwas zu thun zu machen. Mariane sprang ihr nach und fiel ihr um den Hals, indem sie rief: „Ach, schilt nur nicht, meine Emmy, ich will Dich auch in meinem ganzen Leben nicht wieder loben." — „Welch ein glücklicher Vater Sie sind!" rief der Fremde, und seine schönen Augen folgten meiner Emmy mit dem Ausdruck höchster Bewunderung. Nachher plauderten und schwatzten wir noch mancherlei, dann sangen die Mädchen noch einige anakreontische Lieder, und als wir uns endlich trennten, sagte der Fremde: „Dies war der glücklichste Abend meines Lebens, und so lange ich lebe, werde ich Ihnen danken, mich eines solchen gewürdigt zu haben!" — Mariane sagte: „Wir sind nun schon so gut bekannt miteinander, daß es mir gar nicht gefällt, Sie immer, wenn ich mit Emmy von Ihnen spreche, „Der Fremde" nennen zu müssen. Sagen Sie mir doch Ihren Namen, das heißt, Ihren Vornamen, weiter nichts." — „Nennen Sie mich Edmund," sagte der Fremde. — „Nun denn, gute Nacht, Herr Edmund," sagte Mariane, und gab ihm die Hand. — Dann sah er Emmy an. Sie sagte kein Wort und verneigte sich stumm. Das schien ihm wehe zu thun und er fragte ganz schmerzlich: „Und Sie? Wollen Sie mich nicht Edmund nennen? Soll ich für Sie immer nur der

Fremde bleiben?“ — Emmy sagte erröthend: „Gute Nacht, Herr Edmund!“ — Er nahm ihre Hand, die er an seine Lippen drückte, uud rief: „Dank! Tausend Dank!“

Als wir dann in unser Zimmer gingen, sagte Emmy: „Aber wie war es nur möglich, daß Du ihn nach seinem Namen fragtest?“ — „Und warum nicht?“ sagte Mariane, „fragten doch selbst die gastfreundlichen Griechen am dritten Tage den unbekannten Gast nach seinem Namen. Warum nicht ich? Uebrigens,“ fuhr sie fort, und blinzelte mir verstohlen zu, „übrigens kommt mir dieser Herr Edmund ganz verdächtig vor. Ich traue ihm nicht! Wer weiß, ob seine ganze Duellgeschichte nicht eine Lüge, und ob er nicht vielleicht ein entsprungener Mörder und Räuber ist!“ — Emmy ward ganz dunkelroth und rief: „Wie kannst Du nur so entsetzliche Gedanken haben und einen edlen Menschen so beschuldigen. Ihn einen Mörder zu nennen, während doch seine That die edelste Aufopferung für seinen Vater ist. Nein, Edmund ist keiner schlechten That fähig, dafür wollte ich mit meinem Leben bürgen!“ — „Habe ich nicht Recht,“ sagte Mariane lachend, „das Vöglein ist gefangen, der Basilisk hat es bezaubert! Du armes Vöglein, wie dauerst Du mich!“ — „Ich wüßte nicht, weshalb,“ sagte Emmy stolz, und setzte sich in ihre Ecke auf den hölzernen Stuhl, auf welchem sie jetzt ihre Nächte hinbringt. —

Den 29sten December. Heute früh kam ein Fremder in unser Haus. Edmund mußte ihn schon von seinem Fenster aus gesehen haben, denn er kam ihm schon entgegen und sagte: „Nun, Jacob, was für Botschaft?" — „Ach, gnädiger Herr, Sie sind es selbst," rief der Fremde, „seit drei Tagen suche ich Sie überall und kam hieher, um auch hier nach Ihnen zu fragen und zu forschen! Welch ein Glück, daß ich Sie finde!" — Er küßte seinem Herrn die Hand und schien ganz außer sich vor Glück. Edmund sagte sehr freundlich: „Mein guter, treuer Jacob, komm, folge mir auf mein Zimmer, dort sollst Du mir Alles erzählen!" — „Mariane," sagte Emmy, als die beiden Andern fort waren, ganz stolz, „Mariane, glaubst Du, daß das ein Mörder und Dieb ist, der von seinem Diener so geliebt wird?" — „Nein, ich glaube, mein Vöglein, daß dieser Herr ein schöner Basilisk ist," rief Mariane lachend. — Später kam Edmund zu uns, und sein Gesicht strahlte vor Heiterkeit. „Ich habe gute Botschaft empfangen," sagte er, „mein Gegner ist nicht todt, nicht einmal schwer verwundet. Er hatte sich absichtlich zur Erde geworfen, um dem Kampf ein Ende zu machen, weil er seine Beleidigung bereute und mich großmüthig vor den bösen Folgen des Duells schützen wollte. In der Residenz angekommen, hat er sich sogleich zum Fürsten verfügt und diesem die ganze Sache offen und freimüthig bekannt, und ihm gesagt,

daß er mich durch absichtliche Beleidigungen zum Duell gezwungen. Der Fürst hat seinem Flehen nachgegeben und mich begnadigt. Ich darf wieder in die Residenz zurückkehren." — „Sieh nur, wie bleich Emmy geworden ist," flüsterte mir Mariane zu. Wirklich, ihr Gesicht war ganz bleich und farblos, und sie lehnte sich zitternd an einen Stuhl. Auch Edmund war sehr blaß und seine Lippen zitterten, als er sagte: „Auch von meinem Vater habe ich einen Brief, mit der Bitte, ich möchte sogleich zurückkehren. Ich muß also der Bitte folgen, obwohl ich mich eigentlich noch sehr matt und angegriffen fühle." — Er sah mich dabei so flehend und angstvoll an, und meine Emmy war so blaß und zitterte so sehr. Ich dachte: wenn Gott es also gefügt, daß diese beiden edeln Herzen sich finden und lieben sollten, so wird er auch geben, daß sie sich besitzen können, und ich will deshalb nicht grausamer sein, als das Schicksal, das sie zusammenführte. Deshalb sagte ich: „Ich glaube wirklich, daß es Ihnen besser wäre, noch einige Tage zu ruhen, und bitte Sie, deshalb noch einige Tage bei uns zu bleiben, bis Sie vollkommen wieder hergestellt sind." — „O, Sie edler großmüthiger Mann," rief Edmund, „Sie wollen mich also noch nicht aus dem Paradiese verstoßen?" Er umarmte mich innig, dann wandte er sich an Emmy und fragte: „Und Sie? Werden Sie mich nicht verstoßen?" — Es war merkwürdig, welch eine Verände-

rung mit Emmy vorgegangen. Vorher so bleich, war sie jetzt wie eine Purpurrose erglüht und ein unendlich liebliches Lächeln spielte um ihre Lippen. „Werden Sie mich nicht verstoßen?“ fragte Edmund noch einmal und nahm ihre Hand. Mariane sagte lachend: „Halten Sie uns denn für Engel mit dem flammenden Schwerdte?“ — Emmy sagte nichts, aber sie lächelte Edmund so freundlich an, daß er wohl merken mochte, sein Bleiben sei ihr nicht unangenehm, denn er fragte nicht mehr, sondern küßte ihr die Hand und schien sehr glücklich zu sein. Dann ging er auf sein Zimmer, um noch an seinen Vater zu schreiben, und nun fiel mir Emmy um den Hals und küßte mich so feurig, wie sonst noch niemals. — Nun, ich bitte zu Gott, daß er meine Emmy glücklich mache, und ich vertraue der Güte Gottes, aber wider Willen ist mein Herz voll Sorgen und ich zittere vor der Gewalt dieser Liebe. Daß Edmund ein braver, edler Mensch ist, bin ich gewiß, denn sonst würde Emmy ihn nicht lieben, aber werden die Verhältnisse der Welt sie nicht trennen? O, mein einziges, geliebtes Kind, könnte doch Dein alter Vater mit seinem Herzblut Dein Glück erkaufen!

Den 30sten December. Heute war ich in meinem Arbeitszimmer, die Thür in das anstoßende Gemach war nur angelehnt, und in demselben befanden sich Edmund und Emmy, während Mariane einen

Krankenbesuch im Dorfe machte. Ich glaube, daß Edmund dies Alleinsein sehr lieb war, denn er sprach viel lebhafter und schneller, als sonst, während meine arme Emmy nur leise, stockende Antworten gab. Ich mochte natürlich nicht genau hinhören, weil mir das Horchen und Lauschen sehr unrecht scheint, und so suchte ich mich recht in der Ausarbeitung meiner angefangenen Predigt zu vertiefen. Einmal aber hörte ich, daß Edmund sagte: „Sie wissen es gar nicht, zu welchem tiefen, unaussprechlichen Dank Sie mich verpflichtet haben. Sie haben mich eingeweiht in diese stillen, köstlichen Reize des Lebens, Sie haben mich dessen heiligste und verborgensten Quellen des Glückes kennen gelehrt. Thor, der ich war, das Glück zu suchen in der großen Welt, während es doch nur in der geheimnißvollen Stille, fern von der Welt, seinen heiligen Tempel aufstellt. O, Emmy, und Sie sind die Priesterin dieses Tempels, und zu Ihnen allein ist es, daß ich flehe um das Glück meines Lebens, Sie allein —" Da kam Mariane herein und störte die Beiden, was mir eigentlich recht unangenehm war, denn ich hätte Edmund gern noch länger zugehört; diese Sprache ist mir so fremd und so neu, und ich glaube, mir hat das Herz ebenso laut dabei geklopft, als meiner Emmy. Diese kam in mein Zimmer und ich muß sagen, sie war wirklich wie ein Engel anzusehen. Ihr Angesicht leuchtete, wie das einer Verklärten, ihre Wangen waren von ei-

nem so köstlichen, frischen Roth überzogen, ihre Augen strahlten so glänzend hell, und um ihren Mund spielte ein so liebliches Lächeln. Ich konnte mich nicht enthalten, sie an meine Brust zu ziehen und flüsterte leise: „Gott segne Dich, mein Kind!" — Dann ging Emmy hinaus, um zu sehen, ob das Mittagsessen für Edmund wohl fertig sei, und Mariane deckte für ihn den Tisch. Edmund aber kam zu mir herein und bat mich so dringend, ich möchte ihn doch nicht verstoßen, sondern ihm erlauben, mit uns zusammen zu Mittag zu essen; er fragte so angelegentlich, weshalb wir ihn eigentlich aus unserer Gesellschaft verbannten, daß ich recht in Verlegenheit gerieth und gar nicht wußte, was ich ihm erwidern sollte. Er bat aber so sehr, daß ich ihm endlich versprach, seine Bitte zu erfüllen. Mariane hatte im andern Zimmer Alles gehört und kam jetzt herbeigesprungen. „Emmy wird aber nicht zufrieden damit sein," rief sie fast ängstlich. — Edmund schien sehr bestürzt und sagte nach einer Pause: „Dann freilich entsage ich dieser Freude. Um keinen Preis möchte ich Emmy lästig sein." — Ich hatte Mitleid mit ihm und sagte: „Lästig würden Sie ihr nicht sein, gewiß nicht, aber sie fürchtet nur —" Ich schwieg, denn ich wußte nicht, was ich eigentlich als Grund vorschützen sollte. „Was fürchtet Sie?" fragte Edmund gespannt. Da trat Mariane näher und sagte ganz entschlossen: „Ich will es Ihnen sagen, wenn Emmy auch böse

wird. Es ist doch am besten, die Wahrheit zu sagen, und Armuth ist keine Schande. Sie sollen wissen, Herr Edmund, daß unser guter, lieber Vater von dem reichen, geizigen Pfarrer da drüben außer diesem Hause und dem nöthigen Holze nur ein Gehalt von hundert und funfzig Thalern erhält, und daß das unser ganzes Einkommen ist!" — „Hundert und funfzig Thaler!" rief der Fremde erstaunt. — „Ja," fuhr Mariane eifrig fort, „damit belohnt der Pfarrer den edelsten, besten Mann." (Ich schäme mich fast, das hinzuschreiben, aber ich habe mir es einmal zum Grundsatz gemacht, in meinem Tagebuch Alles ganz der Wahrheit gemäß zu berichten, und so mag denn auch das übertriebene Lob, welches Mariane mir ertheilte, hier stehen.) „O," fuhr Mariane fort, „Sie dürfen uns deshalb nicht beklagen, Herr Edmund, denn wir entbehren nichts und sind zufrieden. Denn wir lieben uns und sind gesund. Sie aber waren krank und bedurften stärkender Speisen, deshalb aßen Sie allein, damit Sie nicht glauben sollten, wir legten uns Ihretwegen Entbehrungen auf." — „O, mein Gott, mein Gott," rief Edmund ganz verzweiflungsvoll, „für mich haben Sie gedarbt, mir haben Sie das Beste gegeben, was Sie hatten und es sich entzogen. Und ich war unwissend, unachtsam genug, dies nicht zu ahnen. Nie werde ich mir dies verzeihen können!" — Er rannte, ganz außer sich, im Zimmer auf und ab, und ich suchte

vergeblich ihn mit freundlichen Worten zu trösten. „Das kommt davon," sagte ich etwas verdrießlich zu Marianen, „warum mußtest Du es ihm auch sagen, da Du doch Emmy versprochen hast, dies nicht zu thun?" — „Ach, lieber Papa," sagte Mariane, „Emmy ist so gut und opfert sich immer für Andere, ohne daß sie es wissen! Edmund soll aber wissen, wie gut sie ist und wie sie für ihn sorgt. Er ist jetzt gesund und kann unser Mittag mit uns theilen, dann hat Emmy mindestens nicht doppelte Arbeit." — „Auch das noch!" rief Edmund, „sie —" „Ist unsere vortreffliche Köchin," unterbrach ihn Mariane. — „So muß ich also fort," rief Edmund ganz traurig, „so muß ich in dieser Stunde noch fort, um hier den edelsten Menschen nicht länger Sorge und Mühe zu bereiten! Mein Herz mag dabei brechen, aber fort muß ich!" — In diesem Augenblick kam Emmy herein, und Edmunds letzte Worte hörend, sagte sie erschrocken: „Sie wollen uns verlassen?" — „Ja," sagte er, „ich muß. Ihre Engelsgüte und Milde drückt mich zu Boden; für mich mühten Sie sich ab, für mich entbehrten Sie, und ich ging umher, ein unwissender Barbar, ohne Ihre Großmuth zu ahnen!" — Emmy sah mich fragend an und ich erklärte ihr mit kurzen Worten Marianens Verrath. — Emmy blickte diese so erzürnt an, wie ich es noch nie gesehen, Mariane lachte aber und sagte: „Ich habe doch Recht gethan. Edmund soll wissen, wie gut Du bist, und

wenn Du mir nicht gleich wieder ein freundliches Gesicht machst, erzähle ich ihm, was Du noch sonst für ihn thust und entbehrst." — Da sah Emmy plötzlich ganz freundlich aus und sagte: „Du bist ein Schalk, dem man gar nicht böse sein darf. Sie, Herr Edmund, dürfen ihr auch nicht zürnen." — „Und zum Beweise dessen," rief ich, „müssen Sie noch einige Tage bei uns bleiben. Ich verspreche Ihnen auch, daß Sie mit an unserm Tische, und nicht besser, als wir, essen sollen!" — „Ist das gewiß?" fragte Edmund freudig. Ich gab ihm meine Hand darauf und nun wurden wir Alle wieder heiter. Als wir nachher zu Tische gingen und unsere Bohnen und Kartoffeln aßen, schien Niemand damit zufriedener, als Edmund, und er entwickelte dabei einen so gesunden Appetit, daß es eine Freude war.

So eben werde ich hinüber ins Pfarrhaus gerufen. Den Herrn Pfarrer hat der Schlag gerührt! —

Den 31sten December. Er hat vollendet; schon als ich zu ihm kam, war sein Auge gebrochen, aber er erkannte mich doch und reichte mir die Hand hin, indem er leise sagte: „Verzeihen Sie mir —" Dann starb er. Ach Gott, ich habe ihm ja nichts zu verzeihen, denn er hat mir ja nie etwas Böses gethan. Ich war wirklich tief gerührt; der Tod hat immer etwas Feierliches und Erhabenes, und als ich der Leiche die Augen zudrückte, da konnte ich mich kaum der Thränen erwehren. Die Schwiegertochter des seligen Herrn Tod

Pfarrers ist aber eine recht harte, stolze Frau. Sie vergoß nicht Eine Thräne, und kaum hatte der alte Herr den letzten Athem ausgehaucht, so wandte sie sich an ihren Mann und sagte: „Dein Vater ist todt! Jetzt sind wir Herren im Hause! Mein lieber Adjunct," sagte sie dann mit recht stolzem Tone zu mir, „wir werden Ihrer nun wohl nicht mehr bedürfen, denn mein Mann ist jung und rüstig und kann seiner Pfarre allein vorstehen, und daß er die Pfarre hier bekommt, das leidet keinen Zweifel, denn der Herr Minister hat es ihm selbst versprochen. Wir wollen Sie aber nicht drängen, und ich verspreche Ihnen, daß sie bis Ostern in dem Hause da wohnen können." — Ich gestehe, mich hatte der Tod des alten Herrn so tief ergriffen, daß ich noch gar nicht daran gedacht hatte, welche schlimme Folgen er für mich haben könne. Es war gewiß recht hart und unfreundlich von der jungen Frau, mich so daran zu erinnern. Ich war daher auch ganz stumm und wollte mich schweigend entfernen, als sie sagte: „Zum Zeichen aber, daß wir mit Ihren Diensten sehr zufrieden waren, will ich Ihnen auch ein Andenken an den alten Herrn geben." Damit überreichte sie mir eine Bibel, aus welcher der Herr Pfarrer immer zu lesen pflegte, und einen Kasten mit Papieren. „Es sind die Predigten und Hochzeitsreden meines Schwiegervaters," sagte sie, „und ich bin gewiß, daß dies für Sie ein nützliches Geschenk ist, Sie können sie ja noch

einmal halten.“ — Ihr Mann flüsterte ihr halblaut zu, ob sie mir nicht auch etwas Geld schenken wollte, sie sah ihn aber sehr böse an und sagte, er solle sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angingen, sondern lieber nachsehen, warum die Kinder im andern Zimmer so sehr weinten. Er ging auch schweigend dahin und ich nahm meine Bibel und meinen Predigtkasten, und verabschiedete mich bei der jungen Frau. Ich habe natürlich den Mädchen nichts von diesem Auftritt erzählt, Mariane wäre dadurch nur noch mehr erbittert worden gegen die Schwiegertochter des Herrn Pfarrers, und Emmy würde sich über unsere Zukunft beunruhigen. Es ist wahr, ich bin auch nicht ganz ohne Sorgen. Ich war bis jetzt nicht auf den Gedanken gekommen, daß man mich nach so langjährigen Diensten so ganz und gar verstoßen und aus einem Orte verweisen könne, wo ich seit ein und zwanzig Jahren, das darf ich wohl sagen, manches Gute gestiftet habe. Es ist hart für mich, nun noch brodlos mit meinen beiden Mädchen umher irren zu sollen, ohne Obdach und Hülfe. Noch sehe ich gar keinen Ausweg in dieser Noth, und mein Herz ist recht verzagt und muthlos. Ach, Margaretha, in dieser Stunde sehne ich mich unaussprechlich nach Dir und Deinem Troste. Ach, wäre ich doch bei Dir da unten im kühlen Grabe und da droben im Himmel. Das ist mein Scheidegruß für den letzten Tag dieses Jahres.

Den 1sten Januar. Wie Vieles habe ich heute in mein Tagebuch einzuzeichnen, wie viel wechselnde Empfindungen, für die ich wohl kaum werde Worte finden können! Wie reich an innern Erlebnissen ist dieser Tag! — Zuerst ganz in der Frühe erhielt Edmund eine Botschaft von seinem Vater. Er soll zu ihm zurückkehren, weil der Vater sich natürlich sehr nach ihm sehnt, und ihn, da der Fürst Edmund begnadigt hat, nicht länger entbehren mag. Jacob kam mit dem Reitpferde seines jungen Herrn, und dieser ließ dasselbe in das Wirthshaus unten im Dorfe bringen. Edmund sagte, daß das Pferd vom langen Ritt so ermüdet sei, daß es durchaus bis morgen ruhen müsse und deshalb wolle er, wenn wir es ihm erlaubten, noch bis morgen bleiben. Er blickte, während er das sagte, nur auf Emmy hin und diese senkte verschämt die Augen nieder. Mariane aber rief: „Das ist prächtig! Da wollen wir heute noch recht vergnügt sein!" Und ich reichte Edmund die Hand und sagte ihm, er solle bleiben, so lange er wolle und könne. — Wirklich waren die drei auch recht heiter und plauderten und lachten viel miteinander, und es fiel mir auf, daß Edmund heute sich mehr mit Marianen beschäftigte, wie sonst wohl. Ich zog mich in mein Studirzimmer zurück und dachte an meine Sorgen und Kümmernisse. Um mich zu zerstreuen nahm ich den Kasten mit Predigten vor, den mir die Schwiegertochter geschenkt, und packte die Papiere aus, um

ihren Inhalt flüchtig durchzusehen. Als ich sie Alle ausgeräumt, schien es mir, als glänzte etwas ganz hell auf dem Boden des Kastens. Anfangs konnte ich nicht entdecken, was es sei. Ich drehte den Kasten nach allen Seiten hin, da hörte ich es klingeln und klingen im Kasten. Nun rief ich meine Mädchen und Edmund herbei, wir holten einen Hammer und schlugen den Boden ein und eine Menge blanker Goldstücke stürzte uns entgegen. Wie die Mädchen jauchzten und den rollenden Goldstücken nachsprangen! Endlich hatten wir Alles beisammen und zählten das Gold auf. Es waren fünfhundert Doppellouisd'or. In meinem Leben habe ich nicht so viel Geld gesehen und ich muß sagen, daß mir ordentlich schauderte wie ich es auf meinem Tische so flimmern und blitzen sah. — „Welch ein großes Glück," rief Edmund, „diesmal hat der Zufall sich gerecht gezeigt, und dieses Geld kommt in die edelsten Hände!" — „Wollte Gott," sagte ich, „daß Sie Recht haben, obwohl ich es nicht glaube, denn die Erben des Herrn Pfarrers scheinen mir sehr geizige, engherzige Menschen!" — „Sie wollen doch Denen das Geld nicht geben?" fragte er erstaunt. — „Natürlich," sagte ich, „denn es gehört ihnen!" — Meine beiden Mädchen gaben mir Recht und meinten, sie würden niemals wieder die Augen aufschlagen können, wenn sie vor dem Hause des Pfarrers vorübergingen und dabei denken müßten, daß wir das Geld behalten. —

„Aber denken Sie doch an Ihre Zukunft!“ rief Edmund. „Der Pfarrer ist todt, wer weiß, ob es Ihnen gelingt die Pfarre zu erhalten.“ — „Gewiß nicht,“ rief ich, und nun erzählte ich mein Gespräch drüben im Pfarrhause und meine Verabschiedung. „Und dennoch wollen Sie dies Geld, das Ihnen offenbar der Himmel bestimmt hat, fortgeben?“ fragte Edmund. — „Es gehört mir nicht,“ sagte ich, „und der Himmel kann mir nicht bestimmt haben, was nicht auf rechtlichem Wege mir zukommen kann.“ — Edmund schwieg einige Zeit und auch wir waren stumm. Plötzlich umarmte mich Edmund und rief: „Welche herrlichen Lehren empfange ich in jeder Minute hier in diesem Hause. Wahrlich, wer die Tugend lieben will, der muß zu Ihnen kommen!“ — Ich sagte ihm, daß er Unrecht thue, diese ganz natürliche Sache so zu überschätzen, daß jeder rechtliche Mann an meiner Stelle ebenso handeln werde. Wir packten nun das Gold wieder in den Kasten und Edmund sagte: „In keinem Falle aber werden die Erben das Geld annehmen!“ — „Wenigstens die Hälfte müssen sie Dir geben!“ rief Mariane und Emmy meinte lächelnd: „Das Viertel wäre auch genug, und sie glaube nicht, daß die Schwiegertochter ihrem Manne erlauben würde, mehr zu geben.“ Ich behauptete, sie würden mir weder die Hälfte, noch ein Viertel geben, sondern gar nichts. — „Das ist unmöglich!“ schrieen die drei. „Ihr sollt sehen, daß ich Recht habe!“ sagte ich und ging

mit meinem Kasten fort. — „Nun?" schrieen mir alle drei entgegen als ich wieder kam. „Nicht wahr," sagte Edmund, „Sie bringen die ganze Summe." „Die Hälfte gewiß!" rief Mariane, „das Viertel!" sagte Emmy. — Ich stellte meinen Kasten ernsthaft hin und ehe ich ihn öffnete, sagte ich: „Die junge Dame und ihr Mann waren sehr überrascht über meine Entdeckung. Sie hatten von dieser Ersparniß des Herrn Pfarrers nichts geahnt und lobten sehr meine Ehrlichkeit, und als einen Beweis ihrer Zufriedenheit überreichte mir die junge Frau — „die ganze Summe!" unterbrach mich Edmund! „Die Hälfte," „das Viertel!" riefen die Mädchen. — Ich öffnete meinen Kasten und sagte: „Als Beweis ihrer Zufriedenheit überreichte sie mir diese drei Stücken Kuchen." — Ich nahm den Kuchen und hielt ihn hoch in die Höhe. Anfangs waren Alle stumm, dann plötzlich brach Mariane in ein unaufhaltsames Gelächter aus, in das wir Alle unwillkührlich mit einstimmen mußten, und das gar kein Ende finden wollte. Dann verzehrten wir unter heitern Späßen unsern theuren Kuchen, als es plötzlich an meine Thür klopfte und dann die zwölf Aeltesten meiner Gemeinde hereintraten. Sie kamen, um mich im Namen der Gemeinde zu bitten, ich möchte sie nicht verlassen, sondern mich um die Pfarre bemühen, damit sie, wie sie sagten, endlich das Glück hätten, mich ihren Herrn Pfarrer zu nennen, was ich ja in der That schon so lange gewesen. Sie sag-

ten, die ganze Gemeinde sei in großer Angst und Kümmerniß, daß ein Anderer ihnen als Pfarrer hergesetzt würde, und sie wollten doch Niemand anders, als mich allein. — Ich kann sagen, dieser Augenblick belohnte mich für alle Mühe und Sorge meines ganzen Lebens, und nie fühlte ich eine freudigere Zuversicht als jetzt. Ob ich nun die Pfarre bekomme, oder nicht, das kann die erhabene Befriedigung jenes Momentes nicht verwischen und nach solchem Genusse kann nichts mehr meine innere Freudigkeit trüben. — Ich konnte es nicht hindern, die Thränen traten mir in die Augen und die Rührung hinderte mich zu sprechen. Endlich rief ich: „Kinder, wenn ich nun auch nicht Euer Pfarrer heiße, daß ich es innerlich bin, das kann mir doch Niemand mehr nehmen!" — „Sie müssen unser Pfarrer werden," riefen die Männer und umringten mich, um mich zu bitten, ich solle zum Minister fahren und mich um die Pfarre bewerben. — „Aber das ist unmöglich," rief ich, „ich kann vor Sr. Excellenz nicht erscheinen, denn ich habe keinen Rock, der gut genug wäre, und dann auch kann ich nicht die weite Reise zu Fuß machen, und woher sollte ich einen Wagen nehmen!" — „Wir geben gern unsere Pferde," riefen die Männer, „und wir wollen schon einen Leiterwagen ganz bequem mit Strohsäcken auspolstern." — „Aber ich kann nicht," rief ich entschlossen, „denn mein Rock ist viel zu schlecht, und dann auch kann ich mich dem Minister nicht aufdrän-

gen. Wenn er einem Andern die Pfarre bestimmt hat, so kann ich diesen nicht um sein Glück betrügen." — Die Männer baten, meine Mädchen weinten und schwiegen, Edmund hatte bis dahin im Fenster gestanden und stumm zugehört, jetzt trat er mir näher und sagte: „Ich kenne den Minister und ich will der Bote Ihrer Gemeinde sein." Ich reise sogleich ab und eile in die Residenz zum Minister. — Emmy reichte ihm die Hand hin mit einem freundlichen Lächeln, die Bauern dankten ihm mit unverstellten, herzlichen Worten, und Edmund schüttelte den braven Männern die Hände und versprach beim Minister zu thun, was in seinen Kräften stände. So gingen die Bauern denn ganz zufrieden von dannen. Wir waren kaum allein und ich setzte mich ganz ermattet nieder, um mich etwas zu erholen, als Mariane zu Edmund sagte: „Weil Sie sich eben so brav und gut gezeigt, will ich Ihnen nun auch Ihre Bitte erfüllen. Sie wollen durchaus wissen, was Emmy noch weiter um Ihretwillen entbehrt?" Ich will es Ihnen sagen. — „Mariane," sagte Emmy feierlich und stolz, „wenn Du das thust, so verzeihe ich es Dir in meinem ganzen Leben nicht!" — „Und ich," rief Edmund, „ich beschwöre Sie, bei Allem, was Ihnen heilig ist, Mariane reden Sie!" — Mariane zauderte einen Augenblick, dann sagte sie: „Emmy hat es verdient, daß ich sie verrathe, warum wollte sie durchaus nicht die Hälfte meines Bettes annehmen. Hören Sie

also Edmund. Es schlafen jetzt, wie Sie wissen, vier Personen in unserm Hause, und wir haben nur drei Betten. Wollen Sie sehen, wo Emmy seit vier Nächten schläft? Auf jenem hölzernen Stuhl dort." — „O mein Himmel," rief Edmund und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. Eine Pause trat ein, Keiner von uns wagte zu sprechen. Wir hörten es wohl, Edmund weinte; plötzlich ließ er seine Hände von seinem Antlitz gleiten, es war bleich vor tiefer Bewegung, helle Thränen standen in seinen Augen, er stürzte zu Emmy hin, die ganz kraftlos sich an die Wand gelehnt hatte, er kniete vor ihr nieder und legte sein Haupt auf ihre Füße. „O Emmy," rief er und seine Stimme zitterte, „Emmy, nimm mich an zu Deinem Sclaven, von dieser Stunde an bist Du meine Herrin, und das schwöre ich, Niemand auf Erden will ich angehören als Dir allein. O Du meine holde, zarte Blume, für mich hast Du Deine Nächte ruhelos verbracht, für mich gelitten und gefroren, für mich, — o mein Gott." — Ich gab Marianen einen Wink und wir schlichen Beide ganz leise hinaus und lehnten die Thür an, um die Beiden nicht zu stören. Denn in solchen heiligen Momenten darf nur Gott zugegen sein und die Geständnisse der Liebe hören. Mariane klagte zwar, daß sie nun das Gespräch der Beiden nicht hören solle, und ich muß sagen, ich wäre auch gern Zeuge gewesen, denn ich habe eigentlich so etwas in meinem Leben nicht gehört, aber

es war doch besser so. Nach einiger Zeit kam Edmund zu mir; seine Augen leuchteten vor Freude und nie sah ich ein glücklicheres, befriedigteres Menschenangesicht. „Vater,“ sagte er zu mir, (und es war das erste Mal, daß er mich so nannte) „Vater, ich muß sogleich fort, um zum Minister zu eilen. Das Glück meiner ganzen Zukunft laß ich unter Ihrer Obhut zurück. Bewahren Sie es mir wohl, bis ich komme, es aus Ihren segnenden Händen zu empfangen.“ — Ich konnte nichts erwidern und drückte ihn stumm an mein Herz. Dann wandte er sich an Mariane und rief: „Ihnen bleibe ich dankbar für mein ganzes Leben, und ich hoffe, Ihnen beweisen zu können, daß ich Sie wie ein Bruder liebe.“ — „Und an mir sollen Sie immer eine treue Schwester finden,“ sagte Mariane und reichte ihm die Hand. — Seltsam, wie die Beiden jetzt so neben einander standen, meinte ich eine Aehnlichkeit der Züge an ihnen zu bemerken. Derselbe Schnitt des Gesichtes, dieselben großen schwarzen Augen, dasselbe dunkle Haar. — Dann ging Edmund wieder in das andere Zimmer, wo Emmy war. Die neugierige Mariane konnte sich diesmal nicht enthalten durch die Thürspalte zu sehen. „Er knieet vor ihr nieder,“ flüsterte sie, „jetzt küßt er ihre Hand, doch mit welchen glühenden Blicken er sie ansieht!“ — Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich bemerkte ich, daß ich auch durch die Spalte schaute, und ich sah gerade immer Emmy's schönes verschämtes

Gesicht und das unbeschreiblich liebliche glückliche Lächeln, das um ihre zuckenden Lippen spielte. „Leben Sie wohl, Emmy," sagte Edmund! — „Leben Sie wohl!" flüsterte sie. Dann sahen sie sich noch einmal an, mein Gott wie beredt sind doch die Augen der Liebenden! — „Emmy!" rief dann Edmund, und plötzlich drückte er sie in seine Arme und sie ließ ihr verschämtes holdes Gesicht auf seine Schulter gleiten. „O Emmy," flüsterte Edmund, „diese Stunde giebt mir Kraft, der ganzen Welt zu trotzen. Mit dem Bewußtsein Ihrer Liebe im Herzen bin ich geheiligt und gefeiet gegen alle Stürme des Lebens, und wenn ich zurückkehre, komme ich, um Sie vor Gott und aller Welt meine Braut zu nennen." — Sie hob ihr erröthendes Angesicht von seinem Busen und er drückte auf ihre Lippen einen langen innigen Kuß, dann ließ er sie aus seinen Armen und stürzte aus dem Zimmer. „Er ist fort," seufzte Emmy, und nun glitt sie auf ihre Kniee nieder und faltete ihre Hände. — Ich zog Mariane von der Thürspalte fort und sagte: „Ihr Gespräch mit Gott dürfen wir nicht belauschen." — Mariane fiel mir weinend um den Hals und sagte: „Ach es muß doch schön sein, einen Geliebten zu haben!" Erst nach einer Stunde kam Emmy zu uns. Sie sah aus wie eine Verklärte, es schien mir, als sei sie plötzlich größer geworden, und wenn sie so durch das Zimmer schwebte, so war es, als ob ihre Füße gar nicht die Erde be-

rührten. Sie umarmte mich und flüsterte: „Freust Du Dich auch? Und willst Du Edmund auch lieben, wie Deinen Sohn?“

Den 3ten Januar. Gestern konnte ich nicht schreiben. Zu viele Gefühle stürmten auf mich ein. Ich merke schon, die Glücklichen sind nicht sehr mittheilend und leben lieber, als daß sie schreiben. Ach mein Gott, wie kann man auf Erden so glücklich sein. O meine Margaretha, nur Du allein fehlst mir, warum bist Du nicht bei mir! — Aber ich will mich zwingen, ruhig zu sein, um den gestrigen Tag zu schildern. Der Morgen verfloß ruhig und sogar ein wenig trübe, denn meine Emmy sah blaß aus und man sah es ihren lieben Aeuglein an, daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen. Sie stand immer am Fenster und blickte stumm hinaus nach der Seite hin, woher Edmund kommen mußte. Plötzlich schrie sie laut auf und sank fast ohnmächtig auf einen Stuhl und Mariane rief: „Welch eine schöne Equipage! Edmund sitzt darin mit einem fremden Herrn!“ — Jetzt hielt der Wagen schon vor unserer Thür, die Bedienten eilten herzu und öffneten den Schlag, Edmund sprang heraus und half dann dem ältern Herrn beim Aussteigen. Ich hatte bis dahin wie gelähmt am Fenster gestanden, mir zitterten die Füße vor Ueberraschung und Beklommenheit, und ich fühlte mich ganz verlegen einem so vornehmen Herrn gegenüber zu treten. Aber ich ermannte mich und dachte,

wie ich oft zu meinem höchsten Herrn vertrauensvoll gesprochen, und das gab mir Muth, und ich wollte gehen, den Fremden in meinem Hause willkommen zu heißen, als die Thür geöffnet wurde und der Herr, auf Edmunds Arm gelehnt, herein trat. Er hatte ein so wohlwollendes, freundliches Gesicht, daß ich mich gleich ganz frei und ungenirt fühlte und mich gar nicht entsetzte vor dem silbernen Stern, der auf seinem Rocke glänzte. Der fremde Herr reichte mir die Hand hin und sagte: „Da Sie nicht zu mir kommen wollten, mußte ich schon zu Ihnen kommen, da Sie Sich nicht entschließen konnten mich um die Pfarre hier zu bitten, so muß ich schon kommen, sie Ihnen anzutragen und Sie bitten, Ihrer Gemeinde das zu bleiben, was Sie ihr bisher waren, der treue, liebende, sich selbst aufopfernde Seelsorger, nur daß Sie von heute an nicht mehr Adjunct, sondern Pfarrer heißen!" — „O, mein Gott, mein Gott!" rief ich, dann brach meine Stimme vor Rührung; meine beiden Mädchen kamen zu mir und umarmten mich und unsere Freudenthränen mischten sich. Dann sagte der Minister, und mich dünkt, auch seine Stimme zitterte: „Das war das Geschäft, was der Minister mit Ihnen abzumachen hatte, jetzt aber kommt der Vater, Ihnen seinen Dank zu sagen. Sie haben Sich liebevoll dessen erbarmt, der meines Lebens theuerstes Gut ist, Sie haben meinen Sohn gepflegt und behütet. Nehmen Sie den heißesten Dank

eines Vaters!" — „Edmund, der Sohn des Ministers!" rief ich ganz erschrocken. „Ja," sagte Edmund, mich umarmend, „der Sohn des Ministers und der Ihrige," flüsterte er leise. — Ich sah nach Emmy, — die war ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken. „Emmy," schrie Edmund ganz außer sich und stürzte zu ihr hin. Mariane lief, ein Glas Wasser zu holen und der Minister sagte: „Das ist also Emmy!" — Er sah sie lange und aufmerksam an, dann sagte er zu mir gewandt: „Sie sind ein glücklicher Vater! Sie haben zwei Töchter!" — In diesem Augenblicke schlug Emmy die Augen auf und Edmund knieete vor ihr nieder und drückte ihre weißen kalten Hände auf seine Lippen. Mariane kam mit dem Glase Wasser, der Minister sah sie an und schien zu erschrecken. „Welche Aehnlichkeit!" rief er unwillkührlich. Dann fragte er hastig: „Das ist Ihre zweite Tochter?" — „Nein," sagte ich, „sie ist nicht meine Tochter, obwohl ich sie liebe, wie ein Vater!" — „Sie ist nicht Ihre Tochter!" rief er und nahm mich unter den Arm, um mich in die andere Fensternische zu führen. „Wessen Tochter ist sie denn?" fragte er, „wie kommt es, daß —" „Mein Gott," rief er dann, sich unterbrechend, „wie kommt dies hierher," und er griff nach meinem Sammetkäppchen, das ich vorhin aus Respect abgenommen und auf das Fensterbrett gelegt. Er betrachtete die goldene Stickerei aufmerksam und rief: „Da, dieser verschlungene Namenszug, diese Ver-

zierungen! O, ich erkenne es! Es ist das Taufkissen meiner Tochter! Wie kommen Sie zu diesem Kissen? O, im Namen Gottes, sagen Sie mir die Wahrheit!" — Er faßte mich heftig an den Arm und ich fühlte, wie seine Hand zitterte. Ich erzählte ihm, daß vor vierzehn Jahren eine fremde, bleiche Dame in einer stürmischen Winternacht gekommen und um Obdach gebeten, weil ihr Wagen zerbrochen sei, und daß wir natürlich uns gefreut sie die Nacht in unserm Hause behalten zu können. O, ich weiß es noch ganz deutlich, wie sie ins Zimmer trat, ihr kleines Kind im Arm, ganz schwarz gekleidet und todesbleich. Meine Margaretha, die damals noch lebte, eilte, der Fremden ein Bett zu bereiten und fütterte dann das schreiende kleine Kind. Andern Tages befand sich die Dame so unwohl, daß sie das Bette nicht verlassen konnte, und wir baten sie, doch bei uns zu bleiben, so lange sie wolle. Meine Margaretha hatte das schöne kleine Kind schon lieb gewonnen und hegte und pflegte es mit wahrer Mutterzärtlichkeit, und meine sechsjährige Emmy war ganz glücklich über die kleine lebendige Puppe. — So blieb die Dame acht Tage bei uns, und als wir sie baten, noch länger zu verweilen, weil die Kälte draußen dem kleinen Kinde schaden könne, sagte sie seufzend: „O, dies arme Kind! Es wird sein ganzes Leben unter der Kälte eines verstoßenen, liebeleeren Daseins zu leiden haben!" Sie drückte das Kind in ihre Arme

und weinte bitterlich. Dann fragte sie, ob wir ihr Kind noch einige Wochen bei uns behalten wollten, bis die Kälte nachgelassen? — Wir sagten freudig Ja, und das schien der Fremden sehr willkommen. „Ich kann mein Kind keinen bessern Händen anvertrauen," sagte sie, „und selbst wenn ich stürbe, würde ich über das Schicksal meiner kleinen Mariane getröstet sein. Sie werden sie nicht verlassen!" — Wir versicherten Beide, daß wir sie lieben wollten, wie unser eigenes Kind, und die Dame fuhr fort: „Das Kind ist in der protestantischen Religion getauft. Auf diesem Kissen da hat ihr eigener Vater es über die Taufe gehalten! Lassen Sie mein Kind immer auf diesem Kissen schlafen. Die Hand ihres Vaters hat es berührt und sie wird nichts weiter in ihrem Leben haben, was sie an ihn erinnerte!" — Dann küßte sie die schlafende kleine Mariane und sagte zu uns: „In zwei Monaten komme ich, mein Kind zu holen." — Sie umarmte uns zärtlich und stieg in ihren Wagen, der inzwischen wieder ausgebessert worden. Seitdem haben wir nichts mehr von der fremden Dame gehört. — Der Minister hatte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und als ich jetzt zu ihm aufschaute, sah ich, daß er bitterlich weinte. — „Arme, arme Cordelia," sagte er schluchzend, und dann nahm er meinen Arm und führte mich in das andere Zimmer, und hier, unter dem Siegel der Beichte, hat er mir sein Leben erzählt. — Armer Mann! Ach, ich sehe es

wohl, Rang und Reichthum ist werthlos ohne die innere Zufriedenheit. Wie viel glücklicher war ich bei allen äußern Entbehrungen, als dieser arme Mann in der Fülle des Reichthums! — Es ist wahr, er hatte sein Unglück selbst verschuldet, denn es ist wohl eine schwere Schuld, ein junges, vertrauendes Mädchen zu verführen und dann zu verlassen, um eine reiche, vornehme Dame zu heirathen, während er doch seiner Geliebten die Ehe versprochen. Aber wie bitter hat er nicht gebüßt! Kaum erfuhr seine Geliebte, daß er eine Andere heirathen wolle, daß ihr Kind nicht seines Vaters Namen tragen solle, (wie er es ihr doch geschworen und bei der Taufe noch zugesagt, indem er das Kind auf einem Kissen mit seinem Namenszug taufen ließ,) kaum hatte sie dies erfahren, als sie die Residenz mit ihrem Kinde verließ, ohne daß der Minister erfuhr, wohin sie gegangen. In einem zurückgelassenen Briefe befahl sie ihm, sie nicht zu verfolgen, und wenn er es doch thäte, schwur sie, sich und ihrem Kinde das Leben zu nehmen. So mußte denn der trostlose Mann, dessen Gewissen schon erwacht war, sich darin fügen, ohne irgend eine Nachricht und in steter Angst und Qual um das verlassene Weib, das er immer noch liebte, obwohl er aus Ehrgeiz die Tochter seines Fürsten heirathen wollte, und um sein liebes kleines Kind zu bleiben. Er kannte aber den entschlossenen Sinn seiner verrathenen Geliebten und wußte, daß sie gewiß ihren Schwur

erfüllen würde, sobald er sie aufsuche. Da kam ihm nach wenigen Monaten ein Zeitungsblatt zur Hand, in welchem ein Schiffbruch, der hart an der englischen Küste statt gehabt, gemeldet ward. Unter den Namen der verunglückten Passagiere las er auch den seiner Geliebten. Das Schiff hatte nach Bordeaux gehen wollen, und dort wohnte ein Bruder der Verlassenen. Bei ihm hatte sie ohne Zweifel Zuflucht suchen wollen, und an diesen schrieb nun der Minister und flehte ihn an, um Nachricht. Es war richtig so, wie er gedacht, die arme verlassene Geliebte hatte ihrem Bruder angezeigt, daß sie zu ihm kommen würde, und war unter den Unglücklichen gewesen, die mit dem scheiternden Schiffe zu Grunde gegangen. Natürlich glaubte der Minister, daß das Kind mit ihr gestorben sei, und konnte ja auch nicht anders. Seitdem ist sein Leben trostlos und freudeleer gewesen. Seine fürstliche Gemahlin ist bald nach ihrer Verheirathung gestorben und in der Einsamkeit seines Hauses hat er von den bittern Schmerzen und Vorwürfen seines Gewissens sein Herz zerfleischen lassen, seinen einzigen Trost findend in dem Umgang mit seinem Sohn, den ihm seine erste Gemahlin hinterlassen. Mit wie rührenden, tief ergreifenden Worten mir der Minister seine Lebensgeschichte, die ich hier natürlich nur kurz angedeutet habe, erzählte. — „Und Sie, edler Mann," rief er dann und stürzte in meine Arme, „Sie haben sich meines Kindes erbarmt, Sie haben meine arme,

verlassene Mariane als Ihre Tochter gepflegt und erzogen, und sind auch meines Sohnes helfender Retter geworden. O nehmen Sie auch mich auf in Ihre Liebe, erbarmen Sie Sich auch meiner Schmerzen und geben Sie mir Trost." — Ich schloß den tief erschütterten Mann gerührt in meine Arme. „Aber mein Kind, meine Tochter, wo ist sie, daß ich sie an mein Herz drücken kann!" rief er dann. „O, wird sie dem Mörder ihrer Mutter verzeihen?" — „Eine Bitte!" sagte ich. „Trüben Sie meiner Mariane nicht ihr schönes Glück, einen Vater gefunden zu haben! Möge sie nichts erfahren von Ihren Irrthümern und Schmerzen, und ihre Freudenthränen seien durch nichts getrübt! Erzählen wir ihr die traurige Geschichte ihrer Mutter in versöhnender Weise! Es war Ihre Gemahlin, die in dem Schiffbruch ihr Leben verlor!" — Er drückte mir tiefbewegt die Hand und ich öffnete die Thür und erzählte meinen Kindern mit zitternder Stimme diese wunderbare Entdeckung. „Mein Vater! mein Vater!" schrie Mariane und stürzte in die geöffneten Arme des Ministers. Weiter konnte ich nichts sehen, denn Thränen verdunkelten meine Augen. „O ich glückseliges Geschöpf, ich habe zwei Väter!" rief Mariane und machte sich von dem Minister los, um sich an meinen Hals zu hängen. „Nicht wahr, mein herzliebes Väterchen," sagte sie zu mir, „Du verstößt mich nicht, Du behältst mich auch lieb? Ach, Du mußt mich lieb behalten, denn

ich bin Deine einzige Tochter. Die Emmy ist Dir ganz ungetreu geworden.“ „Vater,“ wandte sie sich dann an den Minister, „Vater, willst Du mir meine erste Bitte erfüllen?“ — „Alles, Alles,“ rief der Minister. — „Sieh einmal dort meinen Herrn Bruder an,“ sagte sie mit einem schalkhaften Lächeln, „er denkt gar nicht daran, mich als seine Schwester zu begrüßen, so sehr ist er vertieft im Anschauen meiner Schwester Emmy. Er liebt sie am Ende mehr als mich!“ — „Das glaube ich auch,“ sagte der Minister lächelnd, „denn er hat es mir gestanden!“ — „Gieb sie ihm,“ flehete Mariane schmeichelnd und in diesem Augenblick trat Edmund mit Emmy zu seinem Vater hin und sagte innig: „Vater segne unsere Liebe!“ — „So komm an mein Herz, Du meine zweite, geliebte Tochter, kommt Alle an mein Herz, Ihr meine geliebten Kinder.“ — Er breitete seine Arme aus und sie stürzten sich jubelnd in seine Umarmung. Da stand ich alter Mann ganz allein, und als ich nun an meine Margaretha dachte, da konnte ich es nicht mehr ertragen und ich ging in mein Zimmer um bitterlichst zu weinen und mit meiner Margaretha zu sprechen. — Aber gleich kamen mir meine drei Kinder nach, und Edmund bat um meinen Segen, und Emmy kniete mit ihm vor mir nieder. Da gab ich ihnen meinen Segen von Vater und Mutter, denn ich fühlte, daß ihre Mutter bei uns war in dieser heiligen Stunde, und mir war, als hörte ich ihre Stimme mir wie sonst liebe Worte

zuflüstern! — Doch genug, genug, wer vermöchte alle die Freuden und Rührungen dieses Tages zu schildern! — Edmund hatte schöne Geschenke mitgebracht für uns drei, für mich schöne Stoffe, und auch für Mariane, für Emmy einen wunderschönen Schmuck. Aber Emmy war zu glücklich, um sich über das glänzende Geschenk freuen zu können. Sie sah es nur freundlich an, weil Edmund es ihr gegeben und stellte es dann bei Seite. „Du siehst ja Deine Brillanten kaum an?" sagte Mariane. „Weil ich ihn ansehen muß," lächelte Emmy und deutete mit dem Finger auf Edmund. „Ach ja, Du armes Vöglein," rief Mariane lachend, „hatte ich nun nicht Recht, der Basilisk wird Dich doch verschlingen. Ich bin eine gute Prophetin! Und siehst Du, Väterchen, hatte ich nicht Recht, Dir mein Taufkissen zu opfern und Dich damit zu krönen? Verdanke ich doch diesem Einfall jetzt zwei Väter, und was für Väter!" — Und dann erzählte sie dem Minister ihre Neckereien mit dem Basilisken. „Wann soll Hochzeit sein," fragte sie plötzlich. „O Mariane," rief Emmy erglühend. Edmund schloß aber seine verschämte Braut in seine Arme und rief: „Ja, Vater, wann soll Hochzeit sein?" — „Sobald ein Haus eingerichtet ist für meine schöne, liebe Schwiegertochter!" sagte der Minister, „und bis das geschehen ist, ziehet Ihr Alle zu mir und wohnt bei mir!" — Jetzt gedachte ich meiner lieben Gemeinde, die ich doch nicht verlassen kann. — Aber Alle stürm-

ten mit Bitten auf mich ein, und der Minister schlug vor, ich solle mir selber einen Nachfolger erwählen und bei meinen Kindern leben. Aber nach langem Kampfe habe ich es abgeschlagen. Habe ich zwanzig Jahre hier gelebt und gewirkt und soll nun mein Alter in Unthätigkeit beschließen? Kann ich meiner Gemeinde so mit Undank ihre treue Liebe und Anhänglichkeit lohnen und sie verlassen. Nein, Ihr meine Armen und Kranken, ich bleibe bei Euch! Mögen meine Kinder hingehen in die Welt und glücklich sein! Ich bleibe bei Euch in meinem stillen Dorfe! Es ist wahr, ich werde recht einsam sein! Aber meine Kinder werden mich oft besuchen, und dann — bist Du nicht bei mir, meine Margaretha? —

Genf und Rousseau.

Du kannst Dir nichts Schöneres und Großartigeres denken, als diese Fahrt von Basel nach Genf. Zuerst kommst Du durch das Münsterthal mit seinen Felsschluchten und schauerlichen Grotten, die entweder die Natur selber in spielerischer Laune gebildet oder welche die Römer einst haben entstehen lassen. Dann fährst Du rings herum um den Neufchateller See, passirst das freundliche Neufchatel und nun beginnen schon die Savoyer Alpen vor Dir aufzutauchen, sie kommen näher und näher, und inmitten der köstlichsten Landschaft fährst Du dahin, passirst endlich Lausanne, und von nun an schimmert er Dir dunkel und tiefblau entgegen, der schöne Genfer See. Mit klopfendem Herzen näherst Du Dich ihm mehr und mehr, diesem vielgepriesenen, von Romanen und Gedichten vielfach gefeierten Lac Leman, und endlich in der Dunkelheit der Nacht langten wir in Genf an, froh, in dem prachtvollen Hotel Ecu de Genève unser Quartier aufschlagen zu können, in schönen Zimmern nach dem See hin.

Das Hotel liegt dicht am See, unmittelbar an der großen Brücke, die über denselben führt, und das murmelnde Plätschern der an's Ufer schlagenden Wellen

wiegte uns bald in friedlichen, erquickenden Schlummer ein. Gestärkt und voll freudiger Ungeduld erhoben wir uns in der Frühe des nächsten Morgens und eilten, die Fenster zu öffnen. O, mein Gott, welch ein himmlischer Anblick! Dicht vor uns dieser große, dunkelblaue See, je näher dem Ufer, desto heller das Blau, hier und da schillernd mit grünlichen Lichtern und am Ufer sich brechend mit lockigem, silberhellem Schaum. Hier zunächst, das Ufer umkränzend die lange Reihe schöner, alterthümlicher Häuser, ganz vorn hier, unweit der langen Brücke, die kleine Insel mit dem Standbild Jean Jacques Rousseau's, drüben an der Brücke das stolze, palastartige Gebäude des Hotel des Bergues, dieses Rivalen des Ecu de Genève, weiterhin die ungeheuren Massen der Alpen, die hoch hineinragen in die Wolken.

Dort hinten am Horizont war der Himmel von Wolken umschleiert, von hellen, silberglänzenden Wolken, und plötzlich braust der See höher auf, ein heftiger Wind peitscht die Wellen zu glänzendem Schaum empor, die Wolken zertheilen sich, der Himmel strahlt in reinstem Blau, der See scheint dunkler und glänzender, der lichtweiße Wolkenschleier dort hinten zerreißt, und wie eine überirdische, silberglänzende Erscheinung erhebt sich über den grünen Massen der Alpen ein strahlendes, flammendes, erhabenes Gebild, eine Lichtgestalt von überirdischem Glanze. „Das ist der

Montblanc!“ schreien wir athemlos, ganz verloren, mit Thränen in den Augen. Es war nur ein Moment, ein großer, köstlicher Moment, dann schlugen die Wolken wieder zusammen über dieser Lichtgestalt und graue Wolken stiegen, wie sehnsüchtige Geister der Unterwelt, empor zu dem verschleierten Gletscher. Die Witterung ist hier an den Ufern des Genfer See's beständigem Wechsel unterworfen, und die Sonne, die eben noch so hell lächelt, wird bald von grauen Wolkenschichten bedeckt, aber eben so schnell zerreißen diese auch wieder und bald strahlt wieder Alles im hellsten Lichtglanze.

Unfern von unserm Hotel, dicht am Ufer des See's, erhebt sich auf zierlichem Sockel eine einfache, granitne Säule, und von unsern Fenstern aus sahen wir sie stets umstanden von Beschauenden, ja, Niemand ging vorüber, ohne einen Moment stille zu stehen und die Säule zu betrachten. „Gewiß irgend ein Heiligenbild, vor dem die Gläubigen ihr Morgengebet halten,“ dachte ich mir und gläubig lenkten auch wir, als wir hinuntergingen auf die Straße, zuerst unsere Schritte dorthin. Schon in der Ferne blitzte uns das Heiligenbild im Sonnenlicht entgegen, viel Beter und Andächtige standen davor, jetzt endlich gelangten wir auch zu ihm hin und das Heiligenbild verwandelte sich plötzlich in eine lange, gläserne Röhre, in deren Mitte ein glänzender Quecksilberstreif, zu dessen Seite lakonische Gebete: „variable“, „beau temps“, „mauvais temps“. —

Genug, ein Barometer, und wie die Berliner nach der Uhr am Akademiegebäude, so schauen die Genfer nach dem Barometer am Ufer des See's.

Nichtsdestoweniger wissen die Leute in Berlin aber immer noch nicht, was die Uhr geschlagen, und sie wollen es nicht hören, wie und was an der Zeit ist, sie verschließen ihr Ohr den heiligen, weithinrauschenden Klängen der erhabenen, feierlichen Stunde der Zeit, sie — — — Die Genfer wissen aber, was für Wetter ist, ihr Barometer sagt ihnen jedes Unwetter vorher, und sie wissen auch, was es an der Zeit ist, über jedem Hause prangt das Schild eines Uhrmachers, an allen Fenstern siehst Du sie sich hin- und herbewegen mit pendelndem Schlag, mit nie rastender Schnelle, diese berühmten Uhren von Genf, ja, die Genfer wissen auch, was an der Zeit ist, nämlich das Frommsein, das Beten und Bibellesen. In jedem Zimmer unseres Hotels findest Du eine englische und eine französische Bibel. Siehst Du, in Genf weiß man, was an der Zeit ist.

Genf war überhaupt von jeher eine fromme Stadt und mit fröstelndem Schauder stand ich auf der Stelle, dem Rathhause gegenüber, auf der Stelle, wo einst die frommen Leute von Genf das herrlichste Buch eines Genfers, wo sie Jean Jacques Rousseau's Contrat social verbrannten, auf der Stelle, wo der Zelotismus und der barbarische Priesterstolz einen Scheiterhaufen

errichtete, um Jean Jacques' herrlichstes Buch den Flammen zu opfern und seinen Namen mit dem Bannfluche zu belegen.

Aber die wirbelnden Rauchsäulen sind emporgestiegen als ein Dankopfer, sie haben Deinen Ruhm weithin getragen durch alle Lande, durch alle Welttheile, Du wunderlicher, verkannter Sohn der frommen Stadt Genf, der Du aller Welten Schmerz in Deinem Busen trugst und in dessen Herzen die ersten Pulsschläge einer neuen Zeit zuckten und sich regten, einer Zeit, deren Kinder wir sind und deren Kummer und Weh wir Alle in uns tragen.

Diese neue Zeit, sie ward zuerst geboren in Jean Jacques, er hat sie groß getragen unter seinem Herzen, er hat sie geliebt und verachtet zugleich, wie er die Menschheit liebte und verachtete, und weil er aller Zeiten Unglück und Leid empfinden und ermessen konnte in seinem großen, edlen Herzen, darum wollte er auch der Menschheit einen Balsam geben für ihre großen, klaffenden Wunden, und deshalb gab er ihr den Contrat social. Aber die Krankheit, die er heilen wollte, sie ergriff ihn selber und so siechte er hin und starb an dieser großen Krankheit der Zeit, so blutete sein Herz aus tausend Wunden, die ihm die undankbare Welt geschlagen, und an diesen Wunden starb er. Er wollte der Zeiten Arzt sein und war doch auch selber krank an der Zeiten Irrthum, und ein großer Schmerzens-

schrei ging kreischend und unheilsvoll durch die letzten Jahre seines Lebens, es war der Schrei eines Vaters, der seine Kinder von sich gestoßen, und nun, als er die Welt nicht mehr liebte, nach seinen Kindern schrie, die er zu Kindern der ganzen Welt gemacht hatte und nun nicht mehr herausfinden konnte aus der Menge.

Die letzten Jahre seines Lebens waren trübe und einsam, und in dumpfer Resignation verbrachte sie der große, der edle Philosoph; er hatte sein Liebstes hingegeben an die Welt, er hatte ihr Alles geopfert, seine Jugend, seine edelsten Gedanken, seine heiligsten Entzückungen, seine Kinder sogar, und zuletzt schien es ihm, als sei die Welt solcher Opfer nicht werth und als habe die Menschheit ihm keinen Ersatz zu bieten für alle die Liebesopfer, die er ihr dargebracht. Man sagt, er war mürrisch, zänkisch, unverträglich, und die vornehmen Leute nannten ihn grob, weil er sich nicht vor ihnen neigte und demüthigte. Dennoch suchten sie ihn auf, diese vornehmen Leute, dennoch hielten täglich die glänzenden Equipagen der vornehmen Herrschaften vor der bescheidenen Thür des armen, stolzen Philosophen, und die jungen, schönen Damen, Fürsten und Herzoginnen, Marquisen und Gräfinnen kamen, um von Jean Jacques sich Noten copiren zu lassen.

Jean Jacques, der Notenschreiber der üppigen, tändelnden, coquettirenden Pariser Damen, er, Geist und Herz erfüllt mit den heiligsten, schönsten Gedanken,

jeden Vormittag beschäftigt, die leichte, oberflächliche Musik der Mode abzuschreiben! Und abzuschreiben, Notencopist zu sein, nicht etwa aus Caprice oder Laune, nicht um den Sonderling zu spielen, sondern um des äußeren Bedarfs, um des täglichen Brotes willen! Rousseau war zu stolz, um von den Wohlthaten vornehmer und reicher Gönner zu leben, und wenn ihm diese täglich die wärmsten Anerbietungen machten, wenn sie es als eine Gnade von ihm würden betrachtet haben, von ihm ihr Geld und ihre Unterstützungen angenommen zu sehen, so hungerte und darbte er lieber, als daß er auf diese Weise seine köstliche Freiheit hätte hingeben sollen, um sich durch Dankbarkeit abhängig zu machen.

Jean Jacques zog es vor, zu arbeiten, statt sich ernähren zu lassen, und unsern reisenden Freiheitssänger Hoffmann von Fallersleben, den würde er nicht begreifen, vor dem würde er vielleicht erröthend die Augen niedergeschlagen haben. Jean Jacques erröthete und schämte sich oft für Andere.

Einst ward eine kleine Oper von Rousseau zum ersten Male aufgeführt. Es war ein glänzender Abend, selbst Ludwig XV. und die Pompadour hatten der Oper des Philosophen, Beifall bezeigend, beigewohnt, Rousseau hatte im Theater Thränen der Freude und Rührung geweint und ging dann, sich zu erholen und zu stärken, in ein nahes Kaffeehaus. Da sprach man von Nichts, als von der neuen Oper des Philosophen, da

fragte man untereinander, ob nicht Einer unter ihnen sei, der Jean Jacques kenne, und ein vornehmer, alter Militär nahm das Wort und erzählte, daß Rousseau sein Freund sei und heute neben ihm gesessen in der Oper, und er erzählte ferner, was Alles Rousseau zu ihm gesagt während der Vorstellung und wie gerührt er gewesen. Rousseau aber erschrak und erbleichte, denn dieser ehrwürdige, vornehme Offizier war ein Lügner und Rousseau hatte ihn nie gesehen. Aber unter den Versammelten mochte doch Einer sein, der ihm wirklich bekannt, der ihn anreden konnte, und wie beschämt würde dann der Offizier sein, wenn so seine Lüge an den Tag kam. Das dachte Rousseau und zitterte für die Ehre des ihm unbekannten, vornehmen Lügners. Er erhob sich rasch, hielt sein Taschentuch, als ob er leide, vor sein Gesicht, um von Niemand erkannt zu werden, und verließ das Haus. —

Nein, Jean Jacques glich nicht unsern modernen Freiheitshelden, weder Hoffmann von Fallersleben, noch Herwegh, welcher Letztere einst jenen bekannten Besuch beim König von Preußen machte und sich dort unbeholfen, angstvoll und zaghaft zeigte. Auch Jean Jacques wurde zu einem Könige beschieden, ein König wollte nicht allein ihm danken, der Philosoph sollte aus den Händen Ludwig's auch ein Jahrgeld empfangen. Das wußte Rousseau, er wußte aber auch, daß er nicht gemacht sei, mit Königen zu verkehren, daß

er entweder die Freiheit seiner Rede bezwingen und unterdrücken oder durch diese Freiheit seiner Rede anstoßen und verletzen mußte.

Beides wollte er vermeiden und arm, wie er war, entsagte er dennoch dem verheißenen Jahrgeld, nahm Postpferde und verließ Paris, um der Gefahr zu entgehen, dem Könige vorgestellt zu werden.

Er war arm und blieb es, obwohl er Tag und Nacht arbeitete, und obwohl seine Werke ihm gut und oft sogar glänzend honorirt wurden von den Buchhändlern. Aber der Philosoph verstand nicht die schwere Kunst der Sparsamkeit; wenn er besaß, wollte er freudig genießen, und wenn er arm war, konnte er freudig entbehren, aber haushalten, sparen, das verstand er nicht und noch weniger als er, verstand das seine Geliebte und Haushälterin Therese Le Vasseur. Jean Jacques wußte das, aber er liebte seine Therese deshalb nicht minder, sie waren deshalb nicht minder einig, glücklich und unzertrennlich. So unzertrennlich, daß Rousseau lieber mit seinen Freunden brach, als daß er Therese einen Tag von seiner Seite gelassen.

Als Rousseau in seinem kleinen Hause zu Montmorency wohnte, trat einst in der Frühe des Morgens der schöne und liebenswürdige, der reiche und vornehme Prinz Condé ganz unerwartet zu ihm ein. Rousseau liebte den jungen, geistreichen Fürsten und dieser warf sich freudejauchzend in die Arme des Philosophen. „O,

heute will ich einen glücklichen Tag feiern," sagte er. „Ich habe mich frei gemacht vom Hoffeste und von Gesellschaften, meine Maitressen und meine Equipage, meine Titel und meine Lebenslust, das Alles habe ich da drin gelassen in dem lauten, lärmenden Paris, um zu Ihnen zu kommen, um ganz allein mit Ihnen diesen Tag zu verbringen, Jean Jacques. Ja, diesen ganzen Tag muß ich allein mit Ihnen sein, ganz allein mit Ihnen, und das wird köstlich sein, und zu Mittag müssen Sie mir schon erlauben, Ihr Gast zu sein."

Rousseau sagte lächelnd zu und führte den Prinzen in den Garten. Lange wandelten sie dort auf und ab und mit wonnetrunkenem Ohr lauschte der Prinz den begeisterten Worten des Philosophen. Endlich ertönte eine kleine Glocke, zum Zeichen, daß das Diner servirt sei. Sie gingen in's Haus zurück und des Prinzen schönes Gesicht verfinsterte sich, denn er bemerkte, daß auf dem Eßtisch drei Couverts lagen. „Wie?" rief er verstimmt. „Hatten Sie mir nicht versprochen, diesen Tag ganz allein mit mir zuzubringen? Und doch ist für Drei servirt?" —

Der Philosoph lächelte und sein Gesicht nahm jenen strahlenden, heiligen Ausdruck an, der ihm eigen war, wenn seine Seele ergriffen war. „Ich habe versprochen, mit Ihnen allein zu sein," sagte er, „und wir werden es sein. Denn diese dritte Person, mein Prinz, diese dritte Person, die ist ein Theil meines

Selbst, ist die geliebteste zweite, bessere Hälfte meines Ich's. Sie ist weder meine Geliebte noch meine Tochter, weder meine Mutter noch meine Freundin, weder meine Dienerin noch meine Herrin, aber sie ist das Alles in Allem, sie ist Ich selber und doch schöner und reizender, als mein eigenes Ich."

Der Fürst nahm seinen Hut und sagte: "Nun gut, so lasse ich Sie allein mit Ihrem zweiten Ich, und da sie Ihnen Alles in Allem ist, werden Sie mich nicht vermissen."

Ohne Rousseau anzusehen, heftig und gereizt, verließ er ihn; dieser blickte ihm nach und sein Antlitz strahlte noch in einem gütevollen, edlen Lächeln, als Therese in das Zimmer trat. Er schloß sie in seine Arme und sagte: "Ich ahnte wohl, daß es so kommen würde. Dich aber, meine Therese, durfte ich nimmer verleugnen."

Die frommen Genfer, die einst seine Schriften verbrannten, jetzt haben sie Jean Jacques eine Statue errichtet. So ist es gegangen seit Anfang der Welt! Der Lebende wird angefeindet und verfolgt, verlästert und beneidet, der Todte wird gepriesen, ihm setzt man Statuen, ihn preist man laut, und so mußte auch Jean Jacques sterben, um in Genf Anerkennung zu finden. Inmitten des Genfer See's, den er so glänzend verherrlicht, erhebt sich eine kleine Insel, und dort, zwischen duftenden Blumen und säuselnden Bäumen, steht

die Statue Rousseau's. Sitzend und im Begriff zu schreiben, das Antlitz mit dem Ausdruck des seligen, begeisterten Schauens aufwärts gerichtet, so ist er dargestellt, einfach und würdig, und wenn die Abendsonne den Gipfel des Montblanc, den man von der kleinen Insel am schönsten sieht, höher erglänzen macht, dann vergoldet sie mit ihren Strahlen auch die Statue des Dichters, daß sie wie in einer Glorie weithin leuchtet über den See, den er so oft verherrlicht hat.

Ferney und Voltaire.

Noch ein anderes Andenken hast Du hier zu feiern, noch ein anderer Philosoph und Dichter hat sich, des Lebens und der Menschheit satt, hier in Genf niedergelassen, und wenn ihm die Genfer auch keine Statue errichteten, so hat er selber dafür gesorgt, daß es ihm hier an einem Monumente nicht fehle. Ganz Ferney ist sein Monument und deshalb mußt Du, wenn Du das Andenken Voltaire's feiern willst, nach Ferney gehen. Ehe er sich dorthin zurückzog, lebte Voltaire lange Jahre in Genf, bis er endlich der ganzen Stadt sich verfeindet und alle Genfer zu seinen Gegnern hatte. Der Witz und die Satyre ist eine glänzende und gefährliche Waffe, und Voltaire gebrauchte diese zu oft gegen seine Umgebung, gegen Alle, die ihm naheten, als daß nicht bald Alle aus tiefen Wunden hätten bluten müssen.

Solche Wunden aber, die der Eigenliebe geschlagen, heilen nie, bevor sie nicht gerächt sind, und so ließen auch die Genfer keine Gelegenheit vorübergehen, wo sie den satyrischen Philosophen, der sie so vielfach geärgert hatte, gleichfalls ärgern konnten, bis sie ihn endlich vertrieben und in die Einsamkeit jagten.

Auch in Lausanne hatte er ein ähnliches Schicksal gehabt; in Lausanne, wo man anfangs mit der größten Begeisterung ihm entgegen kam, wo die ersten und schönsten Damen der Stadt, die vornehmsten und angesehensten Männer sich vereinigten, um unter Voltaire's Leitung vor ihm und einem ausgewählten Publicum Voltaire's Stücke aufzuführen. Aber der unerbittlich strenge Dichter quälte die armen Dilettanten mit der grausamsten, unnachsichtigsten Strenge. Sie hatten sich amüsiren wollen und wurden jetzt mit dem härtesten, beißendsten Tadel förmlich eingeschult, jede weggelassene oder hinzugefügte Sylbe machte den Dichter erbeben vor Zorn, ließ seinen Mund überströmen von beißenden Sarkasmen und verachtendem Tadel, und die Damen von Lausanne rächten sich dafür, indem sie seine Verse absichtlich falsch sprachen und ihm alle jene kleinen Tracasserieen und Aergernisse bereiteten, in deren Erfindung die Weiber unübertrefflich groß sind, sobald sie einmal den Entschluß gefaßt haben, zu diesen Stecknadelwaffen ihre Zuflucht zu nehmen, dem sogenannten starken Geschlecht gegenüber.

Aber es war auch in der That viel, was Voltaire von den schönen Damen von Lausanne, was er überhaupt von Schauspielern verlangte. Ihm war es nicht genügend, daß in hohen, ergreifenden Scenen einer Tragödie die Schauspieler der darzustellenden Scene gemäß in Geberde und Stimme den tragischen Effect ausdrück-

ten, er verlangte Thränen, wirkliche, fließende Thränen. Voltaire, dessen Muse es mehr mit der Ironie und der Satyre, mehr mit dem Verstande und dem Geiste als mit dem Herzen und Gefühl zu thun hatte, Voltaire verachtete die heilige Thräne des Gefühls in einem solchen Grade, daß er an ihre willkürliche Erzeugung und Hervorrufung glaubte und das Weinen nur wie etwas ganz Aeußerliches, Physisches betrachtete, das durch den Willen des Geistes sich erzeugen lasse.

Einst besuchte Voltaire ein berühmter Italiener, der damals ganz Europa durchreiste und alle Welt von sich reden machte. Voltaire war erfreut, ihn zu sehen und wandte bald das Gespräch auf die berühmten Dichter Italiens. Er hatte Ariost früher verachtet und ihm keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Später hatte er seinen Irrthum eingesehen und diesem größten Dichter Italiens reumüthig öffentlich seine Huldigung dargebracht. Man sprach von Ariost, und der Italiener begann eine Stelle dieses Dichters, eine der ergreifendsten, ungeheuersten, zu recitiren. Er sprach sie, wie eben Italiener solche Lieblingsstellen ihrer gefeierten Poeten zu sprechen pflegen, ganz Gluth, ganz Begeisterung, so hingerissen, daß er während des Vortrags in einen Strom von Thränen ausbrach und nur stockend, schluchzend die letzten Worte sprechen konnte.

Die ganze Gesellschaft, denn es war gerade eine bedeutende Gesellschaft bei Voltaire versammelt, die

ganze Gesellschaft war tief erschüttert, selbst Madame Denis, Voltaire's schöne, frivole Nichte, war sehr gerührt und ihre schönen Augen zeigten sich von Thränen umdüstert.

Auch Voltaire war bewegt, aber während der Italiener von ihm ein Lob Ariost's erwartete, rief Voltaire mit freudestrahlenden Augen: „Sie haben herrlich und tiefergreifend geweint! Das ist es ja, was ich immer sage, es ist nicht genug, daß man Ausdruck in seine Stimme, in sein Mienenspiel lege, man muß weinen, ächte, wirkliche Thränen weinen.“ — „Aber,“ riefen die Damen, „dieser Herr hat geweint, weil seine Seele, sein ganzes Gemüth tief ergriffen war.“ — „Ach,“ sagte Voltaire, „er würde es auch ohnedies gekonnt haben. Und ich verspreche Ihnen, daß ich morgen dieselbe Stelle declamiren und Ströme von Thränen vergießen will.“

Man nahm ihn beim Worte und die ganze Gesellschaft versammelte sich am Abend des anderen Tages wieder, um Voltaire weinen zu sehen. Er begann die Declamation, anfangs mit leisem, ruhigem Tone, dann immer mächtiger anschwellend, immer gewaltiger, seine Augen flammten, seine Züge schienen sich zu verklären, die ganze Gluth des tiefsten Schmerzes zitterte in seiner Stimme, und endlich in dem höchsten, tragischen Moment schien seine Stimme zu erlöschen in Seufzern und Schluchzen, und ein Strom von Thränen entstürzte

seinen Augen, er stammelte mit zitternder Stimme die letzten Worte, erstickt vom Weinen, und als er endlich schwieg, hörte man nur das Schluchzen, das Seufzen und Weinen seiner Zuhörer.

Voltaire genoß einen Augenblick befriedigt diesen Triumph seiner Kunst, aber während noch die Thränen über seine Wangen rollten, umspielte seinen Mund schon jenes eigene, sardonische Lächeln, das seine Freunde kannten und fürchteten, weil es stets der Vorbote eines beißenden, sarkastischen Wortes zu sein pflegte.

Dann rief er mit einem wiehernden Lachen: „Seht Ihr, daß ich Recht hatte! Die Menschen sind wie die Affen. Sie weinen, wenn sie weinen sehen, und meine künstlichen Thränen haben schnell Eure natürlichen hervorgerufen. Ihr bestärkt mich in meinem ausgesprochenen Worte: Der Schauspieler muß Thränen weinen, um Thränen hervorzurufen.“

An einem schönen, sonnenhellen Nachmittage fuhren wir hinaus nach Ferney. Der Weg führt Dich vorüber an den schönsten Gärten mit Villen, wie der Geschmack der hier wohnenden Engländer sie oft bizarr genug ersonnen hat, ja, eine dieser Villen, von einem reichen Engländer erbaut, hat sogar ganz die Form einer gothischen Kirche; dann kommst Du vorüber an einem Kloster der barmherzigen Schwestern; weiterhin durch freundliche Dörfer, zwischen duftenden Hecken führt die Straße weiter und endlich nach einer Stunde gelangt

man nach Ferney. Es ist ein anmuthiger, freundlicher Ort mit kleinen, einstockigen, freundlichen Häusern, Alles sauber und zierlich, Wohlstand verkündend.

Als Voltaire, von seinen Feinden aus Genf vertrieben, sich auf sein Schloß Ferney zurückzog, standen hier nur elende Hütten, vereinzelt, schmutzig und widerwärtig. Voltaire beschloß, eine neue Welt um sich her zu schaffen, er beschloß, der Wohlthäter der Armen zu werden, aber nicht etwa einem Bedürfniß seines Herzens zufolge, sondern um Rache zu nehmen an Genf, das ihn beleidigt hatte.

Genf verdankte seinen blühenden Zustand, seinen Reichthum und Ruhm zum großen Theil der Geschicklichkeit seiner Uhrmacher, und doch wurden diese in vielfacher Weise bedrückt und mit Abgaben belastet. Voltaire gewährte den Unzufriedenen Zuflucht und Aufenthalt in Ferney, er schoß ihnen Gelder vor, er ertheilte ihnen auf seinem Grund und Boden Privilegien, er befreite sie von allen Abgaben und erreichte durch diese anscheinenden Wohlthaten seine Rache vollkommen. Hunderte der geschicktesten Arbeiter wanderten fort aus Genf und ließen sich in Ferney nieder, und weil sie ihre Arbeit, befreit von allen Abgaben, um ein Bedeutendes wohlfeiler zu liefern im Stande waren, wurde die Uhrmachercolonie in Ferney gar bald ein gefährlicher Rival von Genf.

Noch jetzt sind alle Bewohner von Ferney Uhr-

macher, und wenn Du durch diese lange, hügelichte Straße dahin gehst, siehst Du an allen Fenstern die rastlos sich schwenkenden Pendel und die langsam weiter zitternden Zeiger aller möglichen Arten von Uhren.

Wir verließen den Wagen und wandten uns links in eine düstere, von hohen Hecken eingefaßte Allee, an deren Ende wir vor einem hohen Gitterzaune standen. Hinter demselben sahen wir einen öden, offenen Vorplatz und ein altes, graues, verwittertes Haus mit geschlossenen Fensterläden. Ringsum Alles öde und still, kein Ton des Lebens, kein Zeichen menschlichen Treibens, arbeitsamer Geschäftigkeit.

Wie das Skelett eines zerfallenen Menschen, eines entschwundenen Geistes stand es vor uns, dies öde, graue Haus mit den düstern, erstorbenen Fenstern, hinter denen kein Leben, selbst kein Schmerz mehr athmete und ächzte. Jetzt sprangen zwei wüthende Doggen, die bis dahin schlafend, in sich zusammen gekauert vor der Thür des Hauses gelegen, mit gewaltigen Sätzen herbei, mit wildem, zornigen Geheul, das lang und schauerlich im öden Hause wiederhallte, an dem Gitter empor kletternd, zitternd, ächzend vor Wuth über die unwillkommenen Störer, die es wagten, in das verlassene Heiligthum eindringen zu wollen.

Ein gellendes Pfeifen ertönte und plötzlich wurden die Thiere still und schlichen keuchend, nur noch leise knurrend in das dichte, dunkle Gebüsch, das den Vor-

platz begrenzte. Wiederum ward Alles still, wir standen verlegen vor der geschlossenen Pforte. Endlich bemerkten wir einen vielfach zusammengeknoteten, lose herabhängenden Draht, der vermuthlich als Hausklingel dienen sollte.

Wir zogen und zerrten daran und endlich hörten wir im öden Hause langsam und ächzend die Glocke anschlagen, daß es fast unheimlich erklang in der tiefen Grabesstille rings umher. Nun vernahmen wir leise, schlurfende Schritte, der Schlüssel ward langsam und knarrend im Schloß gedreht, die Thür öffnete sich und ein altes, verschrumpftes, zusammengedrücktes Weib kam grämlich über den Vorplatz geschlichen und öffnete das Gitter, nach unserm Begehr zu fragen. Wir sagten ihr unsern Wunsch, Voltaire's Zimmer zu sehen, und sie erwiederte stolz und abwehrend, das sei schon für heute zu spät, die Fenster wären geschlossen und diese Zimmer mit Licht zu betreten, sei ihr verboten.

Unsern dringenden Bitten, unserm Versprechen einer glänzenden Belohnung gelang es endlich, uns die Erlaubniß von der Alten zu erbitten, sie ließ uns eintreten in das Haus, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Eine tiefe Dunkelheit umgab uns, die Alte hatte uns verlassen, schweigend, beklommen harrten wir ihrer Wiederkehr. Endlich öffnete sich die Thür und mit einem ärmlichen, trüben, kleinen Talglichte trat sie ein. Und der Schein des matten Lichtes machte dennoch die al-

terthümlichen, geschnörkelten und vergoldeten Stühle und Tische erglänzen und warf ängstliche, flackernde Streiflichter auf die Gemälde, die in breiten Goldrahmen an den Wänden hingen.

„C'est le salon," sagte die Alte mit schrillem, kreischendem Tone und die Portraits der Herzoge und Fürsten, die an den Wänden hingen, schienen zu erzittern in aristokratischem Grauen vor dieser Stimme, die jetzt in demselben Raume erklang, den sie einst durch ihre glorreiche Erscheinung verherrlicht hatten. Ja, einst war dieser Salon der Sammelplatz der Vornehmsten, der Fürsten und Herzoge so gut, wie der ersten und edelsten Geister Europa's, und Alle kamen, dem großen Genius zu huldigen, der hier fern von der Welt, die er verachtete, fern von den Menschen, die er haßte, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Aber Voltaire konnte doch weder der Welt, noch der Menschen entbehren, er bedurfte ihrer, wie etwa die Tigerkatze oder die Hyäne der Menschen bedarf, er bedurfte ihrer, um sie zu zerfleischen und sich von ihrem Lebensblut zu nähren.

In diesem Salon steht noch Alles wie damals, als Voltaire hier seine Gäste empfing. Zwölf große, ächte Rococo-Lehnstühle stehen rings an den Wänden umher, mit verschossenen, seidenen Stickereien überzogen, die zum Theil von seiner Nichte, der Madame Denis, und anderen huldigenden Freundinnen herrühren. Solche abgeblaßte, vergilbte Stickereien haben immer etwas Un=

heimliches, Trostloses, es sind Gespenster einer fernen, längst begrabenen Zeit, von der wir Nichts mehr wissen, für die wir Nichts mehr fühlen, vermoderte Liebesgaben, die dennoch die Liebe und das Leben überdauert haben. Solche Liebesgaben sollte man anstatt der Wittwe auf dem Grabhügel jedes Verstorbenen verbrennen, eben so die Portraits und Familienbilder, die zuletzt doch nur in öden Winkeln und düsteren Polterkammern begraben werden.

Aber diesmal ist es mir lieb, daß solche Autodafé's nicht stattfinden und daß ich noch ganz frisch den Eindruck dieses Salons habe, den Voltaire einst bewohnte. Viele Portraits und andere Bilder hängen an den Wänden, darunter einige, in denen huldigende Maler Voltaire in einer Glorie, gleichsam wie den Erlöser dargestellt haben. Voltaire unter der Glorie des Messias, den er so vielfach verspottet, von dem er mit lachendem Munde sagte: „Es wird eine Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß die Welt so viel Aufhebens machte von diesem jungen Juden." Wie mag Voltaire gelacht haben, als er dies Bild betrachtete, welche sardonischen Witzesworte mögen seinem Munde entströmt sein, als er sich so selber, glorienumstrahlt, ein zweiter Messias, erblickte.

Von dem Salon führt eine Thür in Voltaire's Studirzimmer. Da steht noch sein Schreibtisch, ein einfacher, schmuckloser Tisch, eine Handschrift Vol-

taire's, in Glas und Rahmen gefaßt, hängt an der Wand, ihr gegenüber das Portrait der großen Kaiserin Katharina II., das sie ihm selbst einst zum Andenken gesandt, auch das Portrait von Voltaire's königlichem Freunde, Friedrich dem Großen, findest Du hier. An diesen kahlen Wänden stand einst Voltaire's schöne Bibliothek; er war ein eifriger Sammler und hatte seltene Bücherschätze. Wo sind sie jetzt? In alle Winde zerstreut, vereinzelt, zerrissen.

Aus dem Studirzimmer führt eine Tapetenthür in das Schlafzimmer, ein enges, kleines Zimmer, geheiligt durch Voltaire's Geist, durch diesen Geist, der hier seine irdische Hülle verließ. Da steht sein Bett, auf welchem er starb. Man hat es aus Paris, wohin er, ein achtzigjähriger Greis reisete, um dort, verherrlicht und gefeiert, zu sterben, hieher gebracht. Auf einfacher Strohmatratze schlief er hier, und die Alte leuchtete mit ihrem spärlichen Lichte auf das Lager hin und sagte: „Auf dieser Matratze hat er geschlafen, mit dieser Steppdecke sich zugedeckt und unter ihr ist er gestorben.“

Das längst verlassene, längst erkaltete Sterbebette eines Menschen, wie unheimlich, wie trostlos ist das! Ich wär's nicht im Stande, auf einem solchen Lager zu ruhen, das unter dem Todeskampf eines Sterbenden einst erbebt ist, das durchnäßt ist von dem kalten, letzten Todesschweiße eines Menschen. Schaudernd und grausend lehnte ich mich an diese letzte Lagerstätte des

großen Voltaire, sie zitterte und ächzte mit knarrendem unheimlichem Ton, und plötzlich regte sich die dunkelrothe Decke, und von der Matratze funkelten mir ein Paar glänzende flammende Augensterne entgegen.

Eine Katze war es, die sich auf Voltaire's Sterbelager dehnte und streckte, und ich gestehe Dir's, als diese weiß und schwarz gesprenkelte Katze sich jetzt erhob, als sie gravitätisch, langsam vom Lager heruntерstieg, und mit gemessenem Schritt, gleichsam bewillkommnend uns entgegen trat, da ward mir fast unheimlich in ihrer Nähe, und ich bildete mir ein, es gefalle dem Satyrgeiste Voltaire's, unter dieser Gestalt sich uns zu verkünden, unter dieser Gestalt uns Audienz zu geben und uns zu begleiten durch seine Wohnung.

Gewiß, es war etwas Seltsames, Geheimnißvolles, Menschliches in dieser Katze, und noch heute möchte ich darauf schwören, daß das nicht eine gewöhnliche Katze war, sondern Voltaire's Geist, dieser koboldartige, große und mächtige, dieser cynische und erhabene, dieser irdisch gemeine und göttlich große Geist, der eben so viel vom Gott, als vom Teufel in sich trug, und den Theodor Mundt „den Hofnarren des Atheismus“ nennt. Ja gewiß, diese Katze, das war Voltaire's Geist, der gekommen war, um uns armen Menschenkindern in seinem Gebiet die Honneurs zu machen.

Als die grämliche Alte das Licht höher empor hielt und das Bild Voltaire's, das über dem Bette hängt,

beleuchtete, da miaute die Katze, aber es war kein gewöhnliches thierisches Miauen, es war wie ein Satyrslachen, ein höhnisches, verächtliches Geisterlachen, und als wir in laute Verwunderung ausbrachen über die Schönheit und Anmuth dieses Portraits, das Voltaire als Jüngling darstellt, da wedelte der Katzenvoltaire ganz vergnügt mit seinem Schwanze und ließ ein wohlbehagliches Spinnen und Schnurren vernehmen.

Ganz entschieden, es war Voltaire, kein Anderer als Voltaire, der jetzt lautlosen Schrittes neben mir einherschlich und mit mir stehen blieb vor dem Monument, das man hier errichtet hat, ein getreues Modell jenes Monumentes, das im Pantheon zu Paris dem großen Dichter der Nation errichtet worden und Voltaire's Asche enthält.

Während wir in ehrfurchtsvollem Schweigen vor dieser Urne standen und uns bemühten bei dem schwachen Lichtschimmer die Inschrift zu entziffern, schnurrte und spann Voltaire ganz behaglich neben mir und einmal glaubte ich ihn leise aber mit schneidendem Hohne lachen und, unheimlich schnurrend, flüstern zu hören: „Quel est la chose, qu'on reçoit sans remercier, dont on jouit, sans savoir comment; qu'on donne aux autres quand on ne sait où l'on en est, et qu'on perd sans s'en apercevoir?".

Ich wußte schon aus Voltaire's Zadig, daß er „das Leben" meinte, aber ich schwieg, denn Voltaire war eben

wieder ganz Katze geworden, er kletterte zu der Urne empor und putzte sich den Bart. Als wir aber mit dem Beschauen des Zimmers fertig waren, stieg Voltaire langsam von der Urne hernieder, öffnete mit seinen Pfoten die nur angelehnte Thür, ging gravitätischen Schrittes uns voran durch das Studirzimmer und den Salon, und blieb dann vor den Glasthüren, die von hier aus in den Garten hinabführen, stehen.

Die Alte wackelte mit ihrem halb schon erlöschenden Talglichte vor uns her und erzählte uns, daß der bisherige Besitzer dieses Schlosses gestorben sei, und daß dessen arme Erben gewillt seien, dasselbe zu verkaufen, daß aber bis jetzt sich noch kein Käufer gefunden habe.

Wir fragten, ob sie uns nicht noch mehr Zimmer zeigen werde, sie erklärte uns aber, daß diese drei Zimmer nur allein noch in dem Zustande geblieben, wie sie zu Voltaire's Zeiten gewesen, und daß sie allein noch die alten Meubles und Geräthschaften enthielten, während die übrigen Zimmer von dem verstorbenen Grafen bewohnt worden seien.

Katze Voltaire kratzte inzwischen ungeduldig an der verschlossenen Glasthür, die Alte öffnete diese, der Wind verlöschte das Licht, und wir eilten, aus dem nun wieder finster gewordenen Salon hinaus zu treten in den Garten. Die Katze stieg mit uns die Stufen hinab, unten aber blieb sie stehen und wandte sich um, dem Hause zu. Auf der obersten Stufe stand die Alte und

sagte etwas freundlicher denn zuvor, — denn der große Moment des Trinkgelds war gekommen — wir könnten nun so lange es uns beliebte, im Garten spazieren gehen, die Außenthür desselben, die wieder in die Allee führe, solle uns offen bleiben.

Als sie ihr Douceur empfangen, und dankend im Hause verschwand, wandte die Katze sich befriedigt um und schlüpfte vor uns her durch die geschnittene Allee, die schon in der Abenddämmerung zu dunkeln begann, und in der es unheimlich still und öde war. Die Katze ging geschäftig weiter, wir folgten ihr und ließen uns von ihr zu einem Bassin geleiten, das rings von uralten hohen Bäumen umschattet, mit stillem schwarzen Wasser gefüllt, inwendig ausgemauert, aber durch keine Einfassung oder Erhöhung von dem Boden abgetrennt, unheimlich und dunkel, wie ein großes Grab, vor uns lag.

Die Katze schaute mit leuchtenden Augen zu uns auf, und schnurrte wohl behaglich, als ich sagte: „Mir graut vor diesem schwarzen Bassin, das ganz wie eine Einladung zum Selbstmorde aussieht, und in das man, nichts ahnend, spazieren gehend, hinein gerathen kann, um sich den Tod zu holen; mir graut auch vor diesen hohen dichtgereihten Bäumen, die mir Sterbelieder zu flüstern und zu säuseln scheinen!“

Die Katze hatte Mitleid mit meinem Grausen und

ging weiter, eine andere beschnittene Taxusallee wieder hinauf, die unweit vom Hause ausmündete in einer Art grüner Thür, durch welche man eine Fernsicht auf Genf und auf die Alpen und Gletscher genießen mag; wir sahen die Stadt nur noch in schwarzen, dunklen Massen, hier und da flackerten Lichter mit grellem Scheine auf, und die Alpen waren von lichtweißen Wolken umschleiert und verhüllt. Die Katze schien unzufrieden, daß die herniedersinkende Dämmerung uns eine Aussicht entzog, die Voltaire so sehr geliebt, und in deren Anschauen er sich stundenlang verlieren konnte.

Raschern Schrittes wandelte sie weiter, an dem dunklen, schweigenden Hause vorüber, dessen eine Seite ganz überkleidet war von weißen, lieblich duftenden Schlinggewächsen, über den Vorplatz begleitete sie uns, die Voltairkatze, die beiden großen Hunde wichen knurrend und scheu vor ihr zur Seite, und gravitätisch und stolz schritt sie aus der geöffneten Pforte und führte uns rechts einen Pfad hinunter.

Vor einem kleinen, tempelartigen Gebäude blieb sie stehen. Diesen Tempel ließ Voltaire einst erbauen zur Ehre Gottes, und über der Eingangspforte prangten die stolzen Worte: Deo erexit Voltaire. Jetzt ist diese Inschrift hinweggenommen, die Pforte steht geöffnet, drin ist es öde und leer, und als wir vor der Pforte dieses Tempels in sinnende Betrachtung verloren da-

standen, war es mir wieder, als lache die Katze höhnisch und spottend, als flüstere sie wie der weise Mambrès in Voltaire's Taureau Blanc: „Daniel a changé cet homme en boeuf, et j'ai changé ce boeuf en dieu." Dann miaute sie laut und sprang seitwärts in's Gebüsch und bald hörten wir sie nur noch in der Ferne lachen und kreischen.

Sinnend und fröstelnd eilten wir, aus dieser unheimlichen, öden Stille fortzukommen, wieder Menschen zu sehen, wieder Leben und Geschäftigkeit zu sehen. Jetzt hatten wir das Ende der Allee erreicht, und betraten wieder die lange und freundliche Straße. In den Häusern brannten schon die Lichter. Vor den Thüren saßen die Mädchen und Bursche, die Männer und Weiber, plaudernd, lachend, schäkernd, ein gemüthliches Bild der Ruhe nach gethaner Arbeit.

Plötzlich hörten wir Gesang ertönen, es war eine einfache, rührende, fröhliche Weise von wunderherrlicher Stimme gesungen, und wir standen still vor dem Hause, aus welchem sie erklang, und lauschten mit angehaltenem Athem diesem köstlichen und lieblichen Gesange. Die ganze Jugendlust und Jugendgluth eines Mädchens zitterte und jauchzte in dieser wunderbar klaren, mächtigen Stimme, und wie die Töne im künstlichsten, übermüthigsten Jodeln auf und nieder rollten, schufen sie vor unserm innern Auge das ganze grüne duftende,

lebensvolle Bild der Alpennatur. Nur ein glückliches, junges, lebensprühendes Kind der Schweiz kann so jodeln und singen, und nach den trüben melancholischen Bildern von Ferney war uns dies Lied und dies Jodeln eine wahre erquickende Herzstärkung.

Der Genfer See. Der Lago maggiore und Louis Napoleon.

Am andern Tag machten wir auf dem Dampfboot die Fahrt über den See bis Lausanne, dieser alten, vielgepriesenen, wunderherrlich belegenen Stadt. Von der Terrasse des Hôtels siehst Du schon die untersten, nächsten Gletscher von der langen Kette des Mont Blanc Dir entgegenleuchten, über den Alpen liegt jener tiefblaue, glänzende Duft, den nur die südlichen Gegenden kennen, und tiefblau, mit leuchtenden Silberspitzen plätschern die murmelnden Wellen an das Ufer.

Keine Stelle auf der Welt ist so geeignet zu köstlichem Sinnen und Träumen, als diese Terrasse des Hôtels Gibbon in Lausanne, und wie ich mich ganz dem Genusse dieser sanften und doch majestätischen, milden und doch stolzen Schönheit hingab, fragte ich mich, ob dieser Lac Leman doch wohl nicht der schönste sei von allen Seen, die ich kenne. Es ruht ein so eigener Zauber über diesen Ufern, die mit neun Städten geziert sind, die Gletscher liegen so nahe, und spiegeln sich so mährchenhaft glänzend in den blauen Fluthen des Sees, der zugleich so geheiligt ist durch Rousseau's Heloise, die Luft ist so weich, so südlich mild und warm, nur der Himmel hat noch nicht die tiefe glänzende Farbe

des Südens, denn wir sind noch nicht jenseits der Alpen und dieser Glanz des Himmels, der ist es, welcher den italienischen Seen einen so eigenthümlichen, überirdischen Zauber verleiht.

Am meisten Aehnlichkeit hat der Genfer See mit dem Lago maggiore, nur daß ihm die drei Inseln fehlen, die den Lago maggiore zieren. Ach, niemals werde ich die köstliche Stunde vergessen, die erste, die ich an diesem See verbrachte.

Es war Abends, als wir in Lugano ankamen, diesem freundlichen Städtchen, unmittelbar am Ufer des Lago maggiore. Meine Reisegefährtin war ermüdet und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Mich hielt es nicht im Zimmer, draußen murmelten und plätscherten die Wellen so lieblich und lockend, ich schlich mich leise hinunter aus dem Gasthof, bestieg ein kleines Boot, und ließ mich vom kleinen Fischerknaben weit hinein rudern in den See.

Es war eine wundervolle, italienische Nacht, der Himmel von leuchtenden, funkelnden Sternen übersäet, die sich in den stillen Wassern des Sees spiegelten, die Luft balsamisch, die hohen Berge, die jenseits den See einschließen, in leichte, durchsichtige Nebelschleier gehüllt, ernst und majestätisch sich hinlagernd, dazu die tiefe göttliche Stille der Nacht, auf Isola Bella in dem stolzen Schlosse die Fenster funkelnd im Lichtglanze, daß es wie ein Feenschloß inmitten des Wassers dastand, hier

und da tönten leise Accorde eines lieblichen Gesanges vom Ufer herüber. Mein Fischerknabe legte sein Ruder bei Seite, ein sanfter Wind trug uns leise über die schaukelnden Wellen, und zu einer einfachen eintönigen Melodie sang der Knabe eine Ballade, die deutsch ungefähr so lautet:

Italienische Liebe.

I.

Unter blüh'nden Myrthenzweigen
Sitzt der Ritter mit der Donna,
Sie, das schönste Weib Italiens,
Er, des Nordens schönster Ritter.

Nachtigallen flöten leise
Und die Myrthe scheint zu lächeln
Bei dem heißen Liebesflüstern
Dieses Ritters und der Donna.

Und das schönste Weib Italiens
Neigt sich zu dem deutschen Ritter:
„Willst mich ewig nun auch lieben,
„Willst auch treu sein, deutscher Mann?

„O, in Deinem kalten Norden
„Mag das Weib gescheidter lieben,
„Mag dem Mann sich erst ergeben,
„Wenn er auch ihr Gatte ist.

„O, in Deinem kalten Norden
„Ist die Liebe auch erstarret,
„Und die zimperlichen Dämchen
„Nennen ihre Kälte Tugend.

„Aber wir, des Südens Töchter,
„Haben heiße, glüh'nde Herzen
„Nennen unsre Liebe Tugend,
„Lieben nur, und rechnen nicht.

„Und dem Mann, dem wir ergeben
„Nennen gläubig Gatte wir,
„Doch wenn er uns feig verlassen
„Rächt die Schande unser Dolch.

„Darum sprich, Du deutscher Ritter
„Willst Du treu mich immer lieben,
„Willst auch nicht gering mich achten,
„Weil ich mich Dir hab' ergeben?“

Und er schwört mit tausend Eiden
Seiner Liebe Ewigkeit,
Schwört es bei der goldnen Sichel
Dorten am Olivenhain.

Schwört es bei dem hellen Sterne,
Der dort oben silbern blinkt,
Und der Stern fällt zischend nieder,
Ein erlosch'nes Meteor.

II.

Bleich die Wange, Gluth im Auge
Steht Italiens schönste Donne,
„Nein, es fall' nicht Eine Thräne
„Der zertret'nen Liebeswonne,
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

„Nach dem fernen, kalten Norden
„Ist er wieder hingezogen,
„Will ein deutsches Mädchen freien,
„Ihm in kalter Lieb' gewogen,
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

„Hat vergessen seine Schwüre,
„Mir gelobt in mancher Nacht,
„Hat vergessen, daß ich gläubig
„Meine Ehr' ihm dargebracht,
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

„Doch ich werde dran gedenken,
„Daß ich Rache ihm geschworen,
„Weil er treulos mich verlassen,
„Zitt're er — er ist verloren!
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

Und sie schreibt ihm holde Worte,
Schreibt, um glücklich ihn zu machen,
Will den Treubruch sie verzeihen.
Spricht dabei mit grausem Lachen:
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

Weiter schreibt sie, daß begierig
Sie auf die Gemahlin wäre,
Bittet ihn mit ihr zu kommen,
Den Besuch nennt sie sich Ehre.
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

Unter Myrthenzweigen, schreibt sie,
Wollen lächelnd wir gedenken,
Wie wir thörigt einst geliebet,
In Erinn'rung uns versenken.
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

Und aus fernem, kalten Norden
Kommt des Ritters Antwortsschreiben,
Freudig folgt er ihrem Rufe,
Will nicht länger ferne bleiben.
„Mein Tag auch, der wird kommen.“

Höher glüh'n der Donna Wangen,
Glücklich nennt sie diese Stunde
Und es blitzt ihr schwarzes Auge,
Als sie spricht mit stolzem Munde:
„Mein Tag auch, der wird kommen."

III.

Durch die schön geschmückten Säle,
Leuchtend in des Festes Pracht
Schön geputzte Menschen wallen,
Alles jubelt, Alles lacht.

Denn Italiens schönste Donna
Giebt dem deutschen Ritter heut
Ein Banquet zum Wiedersehen,
Und dem Weib, das er gefreit.

Und die blonde deutsche Dame
Mit den blauen matten Blicken
Sagt mit Lächeln zu der Donna:
„Prunk nicht kann das Herz beglücken.

„O, nicht neid' ich Euch die Schätze,
„Nicht der gold'nen Säle Glanz,
„Schöner als auf Marmorboden
„Ist auf grüner Wies' der Tanz.

„Seid Ihr reich auch, schöne Donna,
„Kommt Euer Schatz nicht meinem gleich,
„Und weil mein der schönste Ritter,
„Bin ich mehr, als Ihr noch, reich."

Mit zusamm'gepreßter Lippe
Steht die Italiänerin,
Und ihr glühend schwarzes Auge
Paßt nicht zu der Worte Sinn:

„Glücklich seid Ihr, deutsche Dame,
„Und ich gönne Euch Euer Glück,
„Gönne Euch den schönen Ritter
„Mit dem hellen Liebesblick.

„Wißt, auch ich hab' ihn geliebet,
„Er verschmähte meine Gluth,
„Nun ich Euch hab' angesehen
„Fehlt zum Zürnen mir der Muth.

„Glüh'nde Lieb', ihm einst gehörig,
„Geb' ich der Gemahlin nun,
„Drum, Herr Ritter, scherzt und lachet,
„Könnt hier ohne Sorgen ruhn.

„Seht, hier unter Myrthenzweigen
„Sind wir wieder nun zur Stell',
„Fröhlich blinken dort die Sterne,
„Wieder scheint der Mond so hell.

„Und hier wollen wir uns trinken
„Der Erinn'rung Lethetrank,
„Aus dem glänzend gold'nen Becher
„Bei der Nachtigallensang."

Und sie reicht ihm dar den Becher
Und er nimmt ihn an mit Dank, —
Grausam war der Donna Lächeln
Als der deutsche Ritter trank.

Und der Ritter sinkt zur Erde
Mit der Qualen Schmerzenslaut:
„Weh mir, weh, ich bin vergiftet,
„Weh mir, daß ich Euch vertraut."

Todesschatten sinken nieder
Auf des deutschen Ritters Haupt,
Und die Donna flüstert drohend:
„Hab' ich Euch nicht auch geglaubt?"

„Weint Ihr, blonde, deutsche Dame,
„Ach, was können Thränen frommen,
„Hab' getödtet den Verräther,
„Mein Tag auch — er ist gekommen!“

Ein kleines Boot huschte an uns vorbei, die Bootsleute begrüßten sich mit freundlichem Zuruf und fröhlichem Lachen, das das Echo der Felsen wach rief, und das in das Wasser schlagende Ruder erzeugte ein eigenes, phosphorisches Leuchten. La Luna! rief mein fröhlicher Fischerknabe und ließ sein Ruder sinken.

Groß und mächtig, eine dunkelrothe weithin strahlende Leuchtkugel stieg jetzt der Mond über den Alpen empor, die Schleier der Berge zertheilten sich, in unverhüllter Schönheit lagen sie da mit ihren Riesenformen, und der dunkle See flammte auf im Wiederschein des Mondes, der einen langen, goldenen Streifen durch seine Wasser zog. Ach gewiß, jene Stunde gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, und niemals habe ich ihrer vergessen, weder an den Ufern des Comer-, noch des Gardasees, obwohl beide nicht minder schön sind, und der Comersee namentlich mehr den Charakter des Südens trägt. Ich habe viele Seen kennen gelernt, und an fast alle knüpfen sich mir eigenthümliche und liebe Erinnerungen.

Auf dem Comersee traf ich den Alexander Dumas, diesen glänzenden, vielgewandten Dichter, dessen Werke mich oft staunen machen wegen ihrer Poesie und ihrer

Frechheit; am Bodensee habe ich drei köstliche, genußreiche Wochen verlebt, und in Arenenberg, dem schönen Besitzthum der Königin Hortense, lernte ich ihren unglücklichen Sohn Louis Napoleon kennen, den ich dann öfter gesehen und gesprochen habe.

Damals mindestens war er nicht unglücklich, denn ein junges, schönes und glühendes Weib liebte ihn, und hatte den Muth um seinetwillen zu brechen mit der Welt und ihren ehelichen Pflichten, und Louis Napoleon dachte weit mehr an seine schöne blonde Geliebte, die junge Frau von M., als an den abenteuerlichen Kreuzzug, den er einige Wochen später nach Straßburg unternahm. Die Politik war ihm weit weniger wichtig, als seine Liebe, und doch mischte sich schon die Politik hindernd in seine Liebe.

Der Aufenthalt in Constanz war ihm untersagt worden, und doch wohnte dort seine Geliebte, und Louis Napoleon, den sein Freund, der Obrist V..., täglich anspornte, sich den Thron Frankreichs zu erobern, Louis Napoleon dachte vielmehr daran, sich den Thron der Liebe zu erobern, den seine blonde Freundin in Constanz ihm errichtet hatte. Das war seine größte Freude, wenn der Abend dunkelte, wenn die Alpen lange Streifen über den See warfen, denn mit der untergehenden Sonne ging seine Sonne auf, sein Lieblingspferd stand schon bereit, der Prinz drückte den breitgekrämpten Hut tiefer in's Gesicht und sprengte im rasenden Lauf davon.

Die Schatten der Dämmerung beschützten ihn vielleicht, oder vielleicht war es etwas Anderes, Glänzendes, was den Thorwart blendete, genug, er passirte jeden Abend ungefährdet die Thore von Constanz, und Morgens war er einer der ersten, der hinauspassirte. Louis Napoleon war ein heiterer, liebenswürdiger junger Mann, anmuthig und unterhaltend im Salon, gutmüthig und nobel, aber zu der Rolle eines Helden wenig geeignet, und dazu mehr von anderm Einfluß getrieben, als selbst handelnd. Leicht gereizt, leicht enthusiasmirt, ein Kind des Augenblicks, aber ohne nachhaltende, andauernde Energie, leicht erregt, aber auch leicht entwaffnet.

Wie blitzte sein Auge, als er mir das schöne Bild von Le Gros zeigte, das Napoleon in der Schlacht bei Arcole vorstellt, in dem Augenblick, wo er mit dem Ruf: „En avant, mes amis!" die Fahne ergriff. In diesem Augenblick glich er dem Helden, seinem kaiserlichen Großvater, aber gleich darauf verdunkelten Thränen seine Augen, als wir vor dem Bilde seiner Mutter standen.

Dies Bild ist eigenthümlich, mit zartestem Sinne aufgefaßt, vortrefflich gemalt von dem Maler C..., der, Hortensen mit leidenschaftlicher Liebe ergeben, um ihretwillen dem Ruhm und der Welt entsagte, und ihr in die Verbannung folgte. Nun, die Liebe und das häusliche Glück war mindestens von Arenenberg nicht

verbannt, aber die Liebe hält nur das Herz jung, nicht das Antlitz, und Hortensens schönes Gesicht begann zu erblassen, Furchen und Runzeln fingen an, die edeln Schönheitslinien zu unterbrechen, und ihr Freund, der Maler C..., mußte eilen, wollte er noch die letzten Lebenszeichen dieser ersterbenden Schönheit auf der Leinwand festhalten.

Er malte die Königin Hortense in lebensgroßer Figur, auf einem Balcon sitzend und hinausblickend nach dem See, über welchem so eben der Mond aufgeht. Die Schatten der Nacht, welche sich über das Bild breiten, sie decken auch sinnig und zart die Schatten, welche das Alter über Hortensens Züge gelegt, und aus diesem Dämmerlicht leuchtet ihr schönes Angesicht, leuchten ihre großen, dunkelblauen Augen jugendfrisch und strahlend hervor.

Noch andere Seen giebt es, an die ich gern und oft gedenke. Tief unten im Schacht von Wieliczka ist ein kleiner See und dort hätte ich bald mein Grab gefunden, weil ich nichts ahnend von einem See so tief unter der Erde, fast hineingelaufen wäre in dies tiefe, offene Grab.

Hoch oben in den Karpathen ist auch ein wunderbarer See, das schwarze Meerauge, und in diese schwarzen, melancholischen Fluthen hinein, werfen die Schneeberge, die rings ihn umragen, ihre seltsamen weißen Lichter, wie Leichentücher, die einen offenen Sarg bedecken.

O, es ist ein schauerlicher, melancholischer See, dies Meerauge, und als wir fröstelnd und innerlich ergrausend an seinem Ufer standen, überraschte mich das nahe, donnernde Gebrüll des Bären, das ein schauerliches Echo in den Felsen fand, gar nicht, denn es gehörte und paßte ganz dahin.

Noch eines andern Sees gedenk' ich oft, eines kleinen lieblichen Sees, nicht berühmt und nicht bekannt, aber reizend und lieblich mit dem Eichenkranz, der seine Ufer umsäumt, und mir doppelt reizend und lieblich, weil dort meine Heimath ist, weil in dem freundlichen Städtchen, das an seinem Ufer liegt, ich meine glücklichen, frohen Jugendtage verlebte, und weil man nimmer aufhört, die Heimath zu lieben.

Wie oft stand ich an diesem See, träumend von der Welt, von Glück und vom Leben, welches Alles ich damals noch nicht kannte, und nun ich Alles dies mein eigen nenne, wie lieb' ich dich jetzt noch, du stiller, friedlicher See meiner Heimath! — Nun aber mögen die Götter mir verzeihen, daß ich am Genfer See an Mecklenburg denken konnte, und an den Tollensee! —

Savoyen und die abgebrannte Stadt Cluze.

In Genf giebt es wenig Sehenswerthes; keine bedeutenden Kunstschätze, keine ausgezeichneten Gebäude, nur schöne Punkte, wo man eine herrliche Aussicht hat auf den See und in die Gletscher. Auf den Straßen und Plätzen ist ein reges, fröhliches Leben, die Menschen besitzen schon die französische Beweglichkeit, Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, und unterscheiden sich dadurch sehr von den eigentlichen Schweizern. — Früh um sechs Uhr wollten wir Genf mit der Diligence verlassen, Alles war bereit, die Plätze im Coupé für uns reservirt, die Koffer gepackt, und wir im Begriff abzufahren, da fehlt der Paß, den wir unserm Wirth übergeben, um ihn beim sardinischen Gesandten visiren zu lassen, denn die sardinische Grenze wird sehr streng bewacht, und es ist fast unmöglich, die Grenze zu überschreiten, wenn man nicht den Paß in Genf beim Gesandten visiren ließ.

Die sardinische Regierung hat zu dieser Strenge ihre guten Gründe. Jedes Paßvisum kostet zwei Francs, und man hat berechnet, daß der sardinische Gesandte in jedem Jahre durchschnittlich viertausend Pässe zu

visiren hat, also acht tausend Francs dafür einnimmt; ungefähr so viel Gehalt bekommt der Gesandte, also ist es der sardinischen Regierung durch diese Paßvisirung außerordentlich bequem gemacht, ihren Gesandten zu besolden. —

Unser Paß aber lag noch durch die Nachlässigkeit des Kellners ganz ruhig beim sardinischen Gesandten, und ihn so früh am Morgen zu wecken, schien unmöglich und durfte nicht geschehen. Wir vertrauten uns also zagend und ein wenig beklommen der Kühnheit und Geschicklichkeit unsers Conducteurs, der uns versprochen, die Cerberusse an der sardinischen Grenze zu beschwichtigen. —

In sausendem Galopp ging es vorwärts, noch blitzte uns der schöne blaue See von der Seite des Weges entgegen, dann ging es tiefer hinein ins Gebirge, bald war die ganze Gegend rings eingeschlossen von himmelblauen Alpen, von deren Gipfeln der Schnee silberhell uns entgegenleuchtete. Immer näher, immer riesiger treten sie heran, diese ungeheuren Kolosse, hier und da, zwischen grünen Matten liegen die braunen Hütten der Sennerinnen, die braunen Kühe, die schlanken, weißen Ziegen klettern zwischen niedrigem Gebüsche grasend auf und ab, kleine und große Wasserfälle stürzen silbernblinkend, brausend und rauschend zu beiden Seiten des Weges von den Bergen hernieder, die Luft duftet von aromatischen Kräutern, Bursche und Mägde

ziehen jodelnd und schäkernd vorüber, ach, das ist die Schweiz, die schöne, frische, ewig junge Schweiz, das sind ihre reizenden, zierlich geschnitzten Häuser, das sind ihre Wiesen und ihre Matten, Alles athmet Frohsinn, Heiterkeit und Wohlstand!

Da, jetzt sind wir an der sardinischen Grenze, jetzt hält der Wagen, und die Passagiere müssen aussteigen, ihre Koffer und den Wagen visitiren zu lassen. Einen komischen, aber auch tragischen Anblick gewährte es, als die Herren sich sämmtlich in einen Kreis stellen mußten, in dessen Mitte zwei Soldaten standen. Jeder mußte seine Taschen ausleeren und sie dann umkehren, um zu beweisen, daß sie keine Cigarren oder dergleichen mehr enthielten. Die Herren mit den melancholisch aus den Rockschößen heraushängenden leeren Taschen sahen halb beschämt, halb wüthend aus, Jeder sah auf den Nebenmann, und lachte spöttisch über diesen, nur die Soldaten blieben in ihrer steifen Grandezza und wühlten in den Koffern und in dem Wagen, ohne aber etwas Verbrecherisches zu finden.

Dann bestiegen wir wieder den Wagen, um einige funfzig Schritte weiter abermals Halt zu machen zur Visitation der Päsße. Das war für uns allerdings ein sehr verlegener Moment, der uns leicht, wider unsern Willen, hier festhalten konnte. Unser Conducteur hatte, uns geheimnißvoll zuwinkend, sich mit dem Beamten ins Haus zurückgezogen, und von drinnen tön-

ten jetzt laute, scheltende Stimmen an unser Ohr. Endlich kam der Conducteur, ein Italiener mit zornfunkelnden Augen folgte ihm; er warf einen stechenden, verachtungsvollen Blick auf uns Verbrecher und sagte ingrimmig: „Ne faites pas plus de telles bêtises."

Der Conducteur schwang sich in den Wagen und weiter ging es in sausendem Galopp; wir natürlich fühlten uns um ein Bedeutendes leichter und freier und belohnten freudig den Conducteur, dem man mit dreitägigem Arrest gedroht, wenn unser Paß nicht, wie er versprochen, noch am selben Tage von Genf aus nachgeschickt würde, was übrigens glücklicherweise geschah. Daß man aber in cultivirten Ländern und Staaten eines Passes bedarf, daß man sich ausweisen muß, kein Verbrecher zu sein, und daß man ohne Paß eigentlich für einen solchen gehalten wird, das ist auch ein Symptom jener großen Krankheit, an der unsere arme, fieberisch zuckende Zeit darniederliegt. Ach wie viele sind schon gekommen, dieser kranken Zeit den Puls zu fühlen, und doch schreit und ächzt sie noch immer nach dem rechten Arzte!

Wenn man die sardinische Grenze überschritten hat, nimmt die Gegend bald einen andern Charakter an. Sie wird großartiger, wilder, die Gärten und Felder, die Matten und die strotzenden Kühe verschwinden, der steinige Boden trägt keine Blumen mehr und kein Wiesengrün; auch die zierlichen Schweizerhäuser und die

gesunden, fröhlich blickenden Schweizer siehst Du nicht mehr. Graue, schmutzige, halb zerfallene Hütten ohne Fenster, ohne Schornstein stehen hier und da am Wege, und in den Thüren zeigen sich hohläugige, zerlumpte, bleiche Gestalten, abgemergelt vom Hunger, zu kraftlos und schwach selbst, um zum Wagen heran zu stürzen und um eine Gabe zu flehen.

Nur die widerlichen Gestalten der Cretins umsprin- gen hie und da den Wagen, kreischend und heulend, und mit unartikulirten Tönen Dir ihre verkrüppelten Hände hinhaltend. Auf den Stationen, wo der Wagen hält, kommen sie auf kleinen Rollwagen, sich mit den Hän- den auf der Erde weiter rollend, herangefahren, äch- zend und schreiend wie wilde Thiere, und zeigen Dir ihre verkrüppelten Glieder, ein entsetzlicher Anblick!

Und das Menschenelend wird immer größer, die Häu- ser sehen aus wie zerfallene Hundehütten, die Menschen dem Hungertode Preis gegeben, o wie furchtbar, so zu leiden, so hinzusiechen inmitten der herrlichsten, großar- tigsten Natur; diese wird immer prächtiger, immer gi- gantischer, überall brausende Wasserfälle, überall Schnee- spitzen, und zwischen den Wolken hervorschauende Glet- scher.

Bald treten die himmelhohen Felsen näher heran, die Straße verengt sich, jetzt bei einer Biegung des Weges siehst Du Dich rings eingeschlossen von Felsen wie in einem Gefängniß. Jetzt fährt der Wagen mit

donnerndem Getön über eine Brücke, und wieder schließen Felsen zu beiden Seiten den Weg ein, bis in die Wolken steigen sie empor, daß nur ein kleiner Streif des Himmels zwischen ihnen sichtbar ist. Aber an der Seite der Straße, am Fuße dieser Felsen, was sind das für Trümmer, die umherliegen, schwarze, verkohlte Trümmer, was ist das für Steingeröll, über welches der Wagen dahinfährt?

Wie entsetzlich ist dieser Anblick, ein Bild des Todes, der Verwüstung! Ach, diese schwarzen Steinhaufen, diese öde Straße mit den leeren, öden Trümmern, das ist die hübsche Stadt Clüze, die vor acht Tagen fast ganz vom Feuer vernichtet worden ist, und von der jetzt nichts mehr zu sehen, als ein rauchender, schwarzer Aschenhaufen.

Nur das massive Posthaus und einige wenige andere Häuser sind von den Flammen verschont geblieben, und wie jetzt der Wagen hält, erfüllt lautes Geheul und Jammergeschrei die Luft. Rings um das Haus, die Diligence erwartend, haben sich ganze Schaaren dieser armen, obdachslosen Unglücklichen gelagert. Hunderte von Greisen und Kindern, von Männern und Weibern, hat hier das Elend zur Gemeinschaft zusammengedrängt; sie zeigen Dir jammernd ihre ausgemergelten, nur von elenden, schmutzigen Lumpen verhüllten Gestalten, sie prahlen mit ihrem Leid und ihrer großen Kümmerniß, und reißen den Verband von ihren ver-

stümmelten Gliedern, um zu zeigen, was sie leiden; sie lassen Dich ihre Arme, ihre Hände sehen, die von Brandwunden untauglich gemacht sind.

Andere liegen, zu schwach zur Bitte, laut jammernd und ächzend auf den harten Steinen, und nur ihr brechender Blick fleht noch um Trost und Beistand. Manche haben im Schreck jener gräßlichen Stunden die Sprache verloren, und ein solcher, im Entsetzen auf ewig verstummter Greis mit flatterndem Silberhaar, mit schlotternden, kaum von Lumpen bedeckten Gliedern trat zu uns heran, um uns die Geschichte jener trostlosen Nacht, jenes schauerlichen Tages zu erzählen. Seine Hände und Arme waren nur eine einzige große Brandwunde, aber er bewegte sie im raschen, pantomimischen Spiel, und schilderte uns deutlich und bewegt jenen furchtbaren Brand: wie er ruhig geschlafen, und endlich vom Feuer, das seine Kleider schon ergriffen, geweckt worden, wie er sein Weib, seine Kinder, die neben ihm an der Erde kauerten, gerettet habe.

Aber bald kamen Andere und drängten den Greis schreiend und jammernd bei Seite, und wollten auch ihren Theil haben von unserem Mitleid und unserer Hülfe. Und zwischen diesen Aechzenden und Jammernden, zwischen diesen zerlumpten, zitternden, hungernden, ausgemergelten Bettlern gingen ein Paar Mönche, Trosteswort murmelnd und Segen austheilend, auf und ab. Ihre feisten, gesunden Gestalten, ihre rothen, frischen

Wangen contrastirten seltsam gegen diese hohläugigen, siechen Gestalten, die ihre dürren Hände hinreichten, um Erbarmen flehend, und denen die Mönche nichts geben wollten, als ihren Segen.

O, mein Gott, was fragt die arme, hungernde, frierende Creatur nach dem himmlischen Segen, wenn sie nach irdischem Wohlbehagen jammert und schreit in ihres Leibes Bedrängniß und Noth! Was kümmert sie ihrer Mönche hingemurmelten Gebete, wenn sie nach irdischem Brode schreit! In solcher Zeit der Qual und des irdischen Jammers, da verlieren diese sogenannten Priester des Herrn ihre Bedeutsamkeit, und nur das sind alsdann die ächten Priester, die mit dem himmlischen Trost auch die irdische Speise bringen.

Mit den frommen Segenswünschen und den heiligen Gebeten, mit den frommen Vereinen und dem Trost der Kirche ist der Armuth nicht geholfen, kann das Elend nicht beschwichtigt werden. Schafft der Armuth Arbeit, und das Gebet findet sich dann von selbst, macht erst den Leib satt, und dann wird das Bedürfniß der himmlischen Speise sich der Seele schon aufdrängen!

Bald hinter Clüze passirt man ein wunderbar schönes, eng geschlossenes Thal, wo von hoher Felsenwand vierhundert Fuß hoch der wundervolle Wasserfall Chêde mit donnerndem, weithin tönendem Brausen herniederstürzt, und bald darauf erreicht man Sallenche, ein kleines, aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, das

schon viertausend Fuß über der Meeresfläche liegt. Bei Sallenche hört die Chaussee auf, die Diligencen können nicht weiter gehen, aber die kleinen, schmalen, sogenannten Char à banc, in denen man bequem sitzt, stehen schon bereit für die Reisenden, und nach eingenommenem Diner ging es lustig weiter auf diesen kleinen, leichten, mit einem Maulthier bespannten Wägelchen. Oft aber ist der in den Felsen eingehauene Pfad so schmal, daß selbst diese kleinen, nur zwei Fuß breiten Wagen Gefahr laufen, hinunterzustürzen in diesen mehre Tausend Fuß tiefen Abgrund, in dessen Tiefe die Avalanche mit donnerndem Schäumen dahin stürzt.

Immer höher und höher in Schneckenwindungen geht es aufwärts, bald so steil, so gefahrvoll an den schwindelnden Abgründen zur Seite des Weges, daß man es vorzieht, lieber den kleinen, schwankenden Wagen zu verlassen und zu Fuß weiter zu gehen. An Wasserfällen, an schäumenden, kleinen Cascaden, an tiefen, unermeßlichen Abgründen vorüber führt der Pfad immer höher und höher hinauf, die Vegetation erstirbt mehr und mehr, die Bäume verkrüppeln, aber schon beginnen die dunkelglühenden Alpenrosen Dir entgegen zu leuchten, und Himbeeren und Erdbeeren duften Dir überall lockend entgegen.

Mit der Dämmerung des Abends erreicht man Chamouny und ist froh, nach so vielen Anstrengungen des reichen, genußreichen Tages endlich zur Ruhe zu kom-

men im freundlichen, geheizten Zimmer. In Chamouny darf das Feuer im Kamin niemals verlöschen. Als wir am Morgen Genf verließen, zeigte der Thermometer schon im Schatten 22 Grad und die Hitze war drückend, und als wir denselben Abend Chamouny erreichten, dankte man Gott, geheizte Zimmer, warme Pelze und dicke Federbetten zu haben.

Ein furchtbares Ungewitter hatte sich erhoben und machte die Kälte noch empfindlicher; dicht eingehüllt in unsere Pelze saßen wir um den Kamin, in dem ganze Holzscheite brannten, und bald mit ihrem hochauflodernden Schein das Zimmer zur Tageshelle erleuchteten, bald wieder, zusammensinkend, es mit einem dunkelrothen Gluthschein umdämmerten. Draußen heulte die Windsbraut mit klagendem Aechzen und dann wieder mit lautem Geheul, das in den Gletschern ein donnerndes Echo fand. Zuweilen erzitterte das ganze Haus unter den einzelnen Windstößen, denen dann eine unheimliche Stille folgte, in welcher das Anschlagen des Regens an die kleinen, knisternden Scheiben wie Geistergeflüster erklang.

Mir war, als ob alle Dämonen und neckischen Berggeister losgelassen seien, uns zu ängstigen, und uns, wie es in dem alten Mährchen heißt, „Grusseln zu machen.“ — „Das ist heute recht ein Abend, um Gespenstergeschichten zu erzählen,“ sagte ich, zusammenschauernd, „und wenn unser lieber alter Freund Holtei hier wäre,

müßte er uns grauliche Geschichten erzählen. Aber da er es nicht ist, soll ich einmal versuchen, Euch graulich zu machen?"

"Das wird Dir nicht gelingen," riefen meine Reisegefährten.

"Wir wollen sehen," sagte ich, und das Kaminfeuer tiefer zusammenstoßend, daß es düsterer brannte, erzählte ich ihnen.

Das fluchbeladene Haar.

Ein Scherz.

I.

Es war Lord Clarke's Hochzeitstag. Die glänzenden, alterthümlichen Säle seines Schlosses waren geöffnet und strahlten im Glanz der Kerzen, der schimmernden Girandolen; schöner noch strahlten die Augen der Damen, die in kostbarem Putze am Arm ihrer Cavaliere in den Sälen auf- und abwandelten, deren Pracht bewundernd, flüsternd und lächelnd, koquettirend und erröthend. Hier und da hatten sich einzelne Gruppen gebildet, die, im eifrigen Gespräch begriffen, es ganz zu vergessen schienen, daß sie als Gäste im Hause des Lord Clarke, dessen Verbindung sie bekrittelten und daß sie zu Zeugen dieser Verbindung geladen seien.

„Es giebt nichts Abgeschmackteres, als diesen Lord Henry Clarke," sagte die schöne Lady Fitz-William mit spöttischem Lächeln. „Der Himmel gebe nur, daß er niemals auf die sublime Idee kommt, ins Ausland gehen zu wollen! Der wäre, wo er erschiene, Allen ein willkommener Beweis von der Sonderbarkeit unserer im Ausland verschrieenen Nation. In der That, er ist der personificirte Spleen."

„Das liegt im Blute, meine Gnädigste,“ sagte Lord Kingby achselzuckend. „Was wollen Sie? sein Vater war der größte Sonderling seiner Zeit, und seine Vermählung mit Lord Henry's Mutter war auch weiter nichts, als eine Sonderbarkeit.“

„Man sagt, sie war häßlich und alt?“ fragte Lady Fitz-William.

„Häßlich und alt, und dennoch liebte der Lord sie bis zur Raserei.“

„Ah, süperb!“ rief die Lady lachend. „Da müßte man ja wünschen, häßlich zu sein, um eine rechte Passion zu erregen, denn unserer Schönheit gelingt es nicht mehr, solche zu erwecken!“

„Und das sagt die grausame Lady Fitz-William, deren Schönheit täglich einige Opfer tödtet?“

„Welch' eine banale Redensart, Vicomte! Aber, sagen Sie, im Ernst? Liebte Lord Henry's Vater seine Gemahlin wirklich trotz ihrer Häßlichkeit?“

„Nicht trotz ihrer Häßlichkeit, Gnädigste, sondern wegen ihrer Häßlichkeit und vorzüglich deshalb, weil sie — keine Haare hatte, sondern, was man so nennt, eine vollständige Glatze. Sie lachen, meine Damen, aber ich versichere Sie, die Sache hatte auch ihre tragische Seite, und es hing mit dieser Passion eine sehr traurige Geschichte zusammen.“

„O, erzählen Sie, Vicomte, erzählen Sie,“ baten die Damen, sich dichter um ihn drängend, und ihn

hineinziehend in eine Fensternische, wo man ganz unbemerkt war.

„Nun denn, hören Sie! Aber nein, die Geschichte ist zu lang, als daß ich von Ihren kleinen, chinesisch kleinen Füßen verlangen könnte, sie sollten so lange Ihre stolzen, schönen Gestalten tragen. Lassen Sie uns in das entlegene Boudoir dort gehen, es ist da lauschig und still, und Niemand bemerkt unsere Abwesenheit, denn in den Sälen hier ist es übervoll, und unser schöner Wirth, Lord Henry, am allerwenigsten beobachtet uns, ich sah ihn mit seiner Braut in den Garten hinabgehen.“

„Gott, ich möchte die verliebten Schwärmereien dieses Sonderlings wohl belauschen!“ lachte Lady Fitz-William.

„Lauschen Sie diesmal lieber der Geschichte von dem Ursprung seiner Sonderbarkeiten,“ sagte der Lord, und die Damen folgten ihm in das bezeichnete Boudoir, dessen Thür durch reiche Gardinen verhangen war, so daß der Lärm der wogenden Menschenmasse und das Schmettern der Musik nur wie ein Wellengemurmel zu ihnen herüber drang.

„Ah,“ sagte der Lord, im Boudoir umherblickend, „ich hatte also ganz richtig berechnet, dies ist das merkwürdige Boudoir, in dem diese schauerliche Geschichte stattfand.“

„Also schauerlich ist sie? Ach, das ist köstlich,“

riefen die Damen und ließen sich auf den seidenen Polstern nieder, die ringsum an den Wänden hinliefen.

„Vorerst, meine Damen, betrachten Sie diese Bilder dort," sagte der Lord, auf die Wand, dem Sitze der Damen gegenüber, deutend. Dort hingen drei große Oelgemälde. Auf dem mittelsten derselben sah man eine hohe Frauengestalt, eingehüllt in weiße Gewänder. Das Haupt aufwärts gerichtet, zeigte sich in dem schönen, bleichen Antlitz der Ausdruck des Entsetzens und des Zornes. In der gen Himmel erhobenen Rechten hielt sie eine lang herabrollende, blonde Locke und dieser schien ihre Verwünschung, ihr Zorn zu gelten. Zu ihren Füßen lag ein blutbespritzter Dolch.

„Das ist die Ahnfrau des Hauses Clarke," sagte Lord Kingsby.

„Und das Portrait dort rechts, neben diesem Bild? Dies schöne Weib mit dem langen, blonden Haar?"

„Es ist Lord Henry's Großmutter."

„Ah, und jenes Portrait da links, die alte Frau mit dem kahlen Kopfe?"

„Ist Lord Henry's Mutter."

„Bah, und diese ward leidenschaftlich von ihrem Gemahl geliebt?" fragte Lady Fitz-William.

„Wie ich Ihnen sagte, aber vielleicht nicht so leidenschaftlich, wie jenes Mädchen, dessen Bild hier in dieser Nische hängt," sagte der Lord, einen Vorhang zurückziehend, hinter dem man jetzt die lebensgroße Fi-

gur eines wunderschönen Mädchens gewahrte. Ihr blondes Haar hing in langen, köstlichen Locken, einem Schleier gleich, um ihr liebliches, ovales Angesicht, um die ätherisch zarte Gestalt. Ein holdes Lächeln umspielte ihre rothen Lippen, und sicherlich waren es Gedanken der Liebe, die sie beschäftigten und lächeln machten. Die weißen, vollen Arme hatte sie erhoben zu ihrem Haar. Der Spiegel, neben dem sie stand, schien ihr die schönste ihrer Locken gezeigt zu haben, und diese hielt jetzt ihre linke Hand, während ihre Rechte mit einer kleinen goldenen Scheere in diese Locken hineinschnitt.

„Wie schön!" flüsterten die Herren.

„Sollte diese Locke, die sie abschneidet, nicht im Zusammenhange stehen mit der Locke in der Hand der weißen Dame?" fragte eine der Damen.

„Nous verrons!" sagte der Lord, geheimnißvoll lächelnd. „Aber lassen Sie uns das Licht dieser Lampe hier dämpfen; es erzählt sich besser im Dämmerlicht! — So, jetzt streift nur ein matter Lichtglanz diese beiden Bilder der weißen Dame und des blonden Mädchens. Und nun hören Sie!"

„Es war auf St. Domingo! Unter den Sclaven des reichen Pflanzers Watman war eine Verschwörung ausgebrochen. Die armen, schwarzen Geschöpfe waren einen Augenblick auf die wahnwitzige Idee gekommen, sie seien menschliche, fühlende, denkende Wesen, gleich ihren weißen Peinigern, sie könnten es nicht länger

ertragen, gleich dem Vieh, nein, ärger als das Vieh, gemißhandelt zu werden. Irgend ein Toller, Berauschter unter ihnen hatte in seiner wilden Phantasie eine Stimme gehört, welche ihm zugerufen: Ihr seid nicht blos Sclaven, sondern auch Menschen! Ihr seid nicht geboren, um zu Tode gequält zu werden, sondern um zu leben und glücklich zu sein! — Der tolle Träumer erzählte seinen Brüdern von diesem Traume, und bald waren sie alle berauscht von derselben Idee ihres Menschheitsgefühls. Und darum wollten sie ihre Fesseln abwerfen, darum wollten sie frei sein, darum diese Verschwörung gegen das Leben des reichen Pflanzers Watmann und seiner schönen Tochter Cordelia. Der Tag war schon bestimmt; in derselben Stunde sollten Vater und Tochter überfallen, getödtet werden. Die Tochter, die Tochter vor Allen, sollte sterben. Denn sie war es, welche die armen Sclaven peinigte, bis auf's Blut sie peinigte, sie war es, die als Kind schon in grausamer Lust nackte Negerkinder an einen Pfahl hatte binden lassen, und sie dann mit ledernen Riemen gepeitscht hatte, bis das Blut der armen, schreienden, heulenden, wimmernden Kinder in Strömen herunterfloß, und grausam, wie als Kind, war sie geblieben als Jungfrau. Keiner konnte erfinderischer sein im Ersinnen neuer Qualen für die armen Sclaven, Keiner konnte mit größerem Entzücken dem Angstgeschrei der armen Opfer lauschen, Keiner konnte den armen Sclaven ein

grimmigerer Feind sein, als die schöne Cordelia. O, sie haßte diese armen Neger, sie hatte ihnen eine ewige, unversöhnliche Feindschaft geschworen, denn Cordelia's Mutter war eine Schwarze gewesen, und in der bräunlichen Farbe ihrer Haut trug Cordelia das verwünschte, bejammerte Zeichen ihrer schmachvollen Abkunft. Sie war eine Mestize, und um deswillen konnte Cordelia nimmer hoffen, Gemahlin irgend eines reichen Pflanzers zu werden, denn die Mestizen waren verachtet und wurden geflohen, und um deswillen haßte Cordelia alle Neger und hatte ihnen ewige Feindschaft geschworen. Aber die Verschwörung der Sclaven ward entdeckt und die Anführer derselben auf die Folter gespannt, um alle Theilnehmer zu verrathen. Cordelia war dabei zugegen. Sie leitete die Folterknechte, sie hatte erfinderisch neue Folterqualen ersonnen, und wenn die armen Sclaven ächzten und jammerten in unendlicher Qual, wenn sie kreischten um Erbarmen, um Gnade, dann leuchteten Cordelia's Augen höher auf in unheimlichem Feuer, ein mattes Roth stolzer Freude überflog einen Moment ihr marmorbleiches, schönes Angesicht, und lächelnd winkte sie den Folterknechten, fortzufahren in ihrem Werke. Unter den zur Folter Ausgewählten war eine Mutter mit ihrer kaum zwölfjährigen Tochter. Das Kind war unschuldig, wußte nichts von einer Verschwörung, aber die Mutter wußte darum, die Mutter, die willig ihre Glieder den Folter-

knechten darbot und nur um Erbarmen flehte für ihr Kind, die Mutter, die mit zerrissenen, blutigen Gliedern sich zu Cordelia's Füßen schleppte und um Gnade bat für ihr einziges, unschuldiges Kind. Da leuchteten Cordelia's Augen in jenem unheimlichen Feuer, das die Sclaven wohl kannten, und das sie fürchteten, weil es ihnen stets neue Marter bedeutete. Sie winkte den Folterknechten und flüsterte ihnen einige Worte zu, dann sagte sie zu der armen Mutter mit grausamer Ruhe: „Du sollst gestraft werden in Deinem Kinde!" — Und das Kind ward ergriffen, ward hinausgeschleppt; zitternd, mit aufgelösetem Haar, folgte die jammernde Mutter; ihre langen, schwarzen Zöpfe hingen herunter über ihren Rücken und färbten sich blutroth in den Wunden desselben. So kamen sie hinaus in den Garten. Cordelia befahl, das Kind zu peitschen, — man hatte die Lederriemen vergessen, Cordelia schnitt mit einem grausamen Lachen die langen Haarflechten der Negermutter ab und befahl, damit das Kind zu peitschen. Und so geschah es und die Mutter mußte zuschauen, wie ihr Kind, ihr einzig Kind mit ihrem Haar gepeitscht ward, bis das Blut herabfloß in Strömen, bis das Kind ohnmächtig zusammensank! Nun nahm Cordelia selber das Kind auf, mit geschäftigen Händen flocht sie des Kindes Haar zusammen, schlang diese Flechte über den Ast einer Pinie und zog so das Kind empor, bis seine Füße nicht mehr die Erde berührten, bis es, auf-

gehängt an seinem eigenen Haar, erwachte aus seiner Ohnmacht zu neuen, grimmigen Schmerzen, um auf's Neue mit der Haarflechte seiner eigenen Mutter gepeitscht zu werden. Und die Mutter? Sie stand da, mit wirren Blicken, fast besinnungslos vor Qual, ach, aber noch nicht betäubt genug, um nicht die Qualen ihres Kindes zu begreifen. Drei Tage lang hing so das Kind, aufgehängt an seinem eigenen Haar, und stündlich gepeitscht mit der Haarflechte von seiner Mutter Haupte, drei Tage lang hörten die vor Grausen und Entsetzen zitternden Negersclaven das Winseln und Klagen, das Kreischen und Jammern des unglücklichen Opfers, drei Tage lang lag die Mutter mit stieren, glanzlosen Augen, stumm, zitternd auf ihren Knieen, ihrem einzigen Kinde gegenüber, jede seiner Qualen empfindend, jeden Schlag fühlend, den das Kind mit der Haarflechte seiner Mutter empfing, drei Tage lang weidete Cordelia sich an diesen Martern. Dann starb das Kind. Mit dem letzten Todesröcheln ihrer Tochter schien die Mutter zu erwachen aus ihrer dumpfen Betäubung, sie flog empor, ihre stieren Augen belebten sich, blitzten auf im Feuer des Wahnsinns, des Zorns; mit der Kraft der Leidenschaft packte sie Cordelia's Arm und schrie mit wahnsinnigen Tönen: „Fluch über Dich, die Du mein Kind an seinem eigenen Haar erhenkt hast! Fluch über Dich, die Du mein Kind mit dem Haar seiner Mutter zu Tode peitschtest!

Verdammt und verwünscht sei Dein Leben, verflucht Dein ganzes Geschlecht; also wie Du jetzt mit einer Haarflechte Mutter und Kind getödtet, so sei jedes Haar auf Deinem Haupte verwünscht und auf dem Deiner Kinder und Kindeskinder, so bringe Euer eigenes Haar Euch Allen Fluch und Unglück!" — Nachdem sie so gesprochen, sank sie nieder, ein Blutstrom entstürzte ihrem Munde und nach wenigen Minuten war sie gestorben. — Cordelia nahm lächelnd die verhängnißvolle Haarflechte der Negerin und sagte ruhig: „Bah, ich fürchte diesen Fluch nicht und zum Zeichen deß, befehle ich, auch das Haar vom Haupte des todten Kindes abzuschneiden!" — Dienstbeflissen vollführte einer ihrer Sclaven diesen Befehl, und Cordelia nahm die beiden Haarflechten der Mutter und des Kindes und sagte: „Ich will sie mir zum Andenken aufbewahren!" Dann schlang sie sie lächelnd um ihren Hals und hüpfte von dannen. — Aber diese Begebenheit hatte den Haß der Negersclaven nur erhöht, ihre Erbitterung war durch diese schreckliche Strafe nicht gemildert, sondern nur gesteigert worden und wenn Cordelia unter ihnen erschien, wenn sie an ihrem Gürtel herabhängend jene beiden verhängnißvollen Haarflechten gewahrten, dann blitzten ihre Augen auf in wildem Zorn, und Rachegedanken waren in ihrer Seele. — Cordelia's Vater zitterte für sein Leben, für das seines Kindes, er verkaufte seine Pflanzung und kehrte zurück

nach seinem Geburtslande, nach Brittanien. Die beiden Haarflechten aber nahm Cordelia mit, als eine Erinnerung ihrer unumschränkten Herrschaft und Macht."

„Mein Gott, jene Cordelia ist doch nicht die weiße Dame dort?" fragte Lady Fitz-William.

„Sie ist es! In London kannte Niemand ihre Geschichte; sie war nicht zu lesen in ihren edlen, sanften und stolzen Zügen. Lord Clarke glaubte diesen Zügen; Cordelia's sichtbare Leidenschaft für ihn erweckte seine Gegenliebe und Cordelia ward Lady Clarke.

„Das Glück schien diese Ehe zu segnen. Cordelia gebar ihrem Gemahl einen Sohn und Erben, und im Besitz dieser geliebten beiden Wesen schien ihr ganzes Dasein ausgefüllt und befriedigt. Alle Kraft und Glut ihres leidenschaftlichen Naturells, sonst der Grausamkeit zugewandt, war jetzt dieser Liebe zu dem Gemahl und Sohne geweiht, und Lord Clarke stand oft staunend vor diesem Born einer unerschöpflichen, immer neu sich gestaltenden, leidenschaftlichen Liebe. So vergingen fünf Jahre, selige Jahre für die liebenden Gatten! Das Glück hatte Cordelia's Herz erweicht, sie war mild und sanft geworden, sie war gut, weil sie glücklich war, ihre Hyänennatur schlummerte! Nur zuweilen sah Lord Clarke das schöne, marmorbleiche Antlitz seiner Gemahlin wie von Wolken umdüstert, und eines Tages fand er sie in ihrem Gemach auf ihren Knieen, ihr Angesicht überfluthet von Thränen,

zwei lange Haarflechten in ihrer Hand. Sie sagte ihm auf sein angstvolles Fragen, sie weine der Erinnerung und dieß Haar sei das Haar ihrer Mutter. — Lord Clarke durfte nichts wissen von der Vergangenheit, er durfte nicht ahnen, daß Cordelia diese zu bereuen hatte, daß sie, ach und mit wie bittern Qualen, sie bereuete! — Da kam eines Tages mit der indischen Post ein Brief an den Lord. Cordelia erbleichte und zitterte, — ihr ahnungsvoller Geist sagte ihr, daß dieser Brief für sie ein Unheil sei. Und so war es! Irgend eine rächende Hand hatte in diesem Brief alle von Cordelia verübten Grausamkeiten aufgezeichnet und dem Lord ihre ganze Vergangenheit verrathen. Und als er verzweifelnd, zitternd, todesbleich seiner Gemahlin diesen Brief zeigte, als er von ihr Wahrheit forderte, als er sie erinnerte, daß er in ihren Händen jene ominösen Haarflechten gesehen, deren Geschichte in dem Briefe stand, als er bei dem Heile ihres Sohnes sie beschwor, die Wahrheit zu sagen, da sank Cordelia zu seinen Füßen nieder und gestand ihr Verbrechen. Lord Clarke war außer sich, rasend vor Schmerz. Er stieß die Knieende mit dem Fuße von sich, daß sie blutend zusammensank, und dann stürzte er hinaus. In diesem Augenblicke war es Cordelia, als berühre eine kalte Hand ihre Stirn, — sie blickte auf und bei dem düstern Schein der Lampe sah sie, dicht vor sich, wie in einen Nebel gehüllt, das grinzende, blutige Antlitz der Negermutter.

Cordelia kreischte laut auf, ein höhnisches Gelächter gab ihr Antwort, — dann ward Alles still, und als die Dienerinnen herbeieilten, fanden sie die Lady ohnmächtig am Boden liegen." —

„Entsetzlich!" rief Lady Fitz-William, scheu nach dem Bilde der weißen Dame blickend.

„Von dieser Zeit an," fuhr der Lord lächelnd fort, „war das Glück aus dem Schlosse des bis dahin so glücklichen Paares für immer entflohen. Der Fluch begann schon zu wirken. Lord Clarke floh seine Gemahlin, ihre Berührung erregte ihm Grausen, und wenn er, um seines Sohnes willen, Niemandem die Verbrechen seiner Gemahlin verrieth, wenn er sich vor der Welt nicht von ihr trennte, so war er doch in seinem Herzen auf ewig von ihr geschieden. Eine unübersteigbare Kluft lag zwischen ihnen, und Cordelia's glühende Liebe, ihre Thränen vermochten nicht, diese auszufüllen. O, was litt sie in dieser heißen, unerwiederten Leidenschaft, wie flehete sie auf ihren Knieen ihren Gemahl um Verzeihung, um Erbarmen, um Liebe. Aber Liebe, läßt sich die erflehen? Lord Clarke wandte sich schaudernd ab und ganze Wochen lang war er von seinem Schlosse fern. Wo war er? Bei wem verweilte er? Wer tröstete und erheiterte ihn? Wer zauberte die Falten von seiner Stirn, daß er, nach solcher Abwesenheit, heiter und zufrieden zurückkehrte? Das fragte Cordelia mit bitterer Qual, das fragte sie anfangs mit

dem Schmerz des Entbehrens, dann mit der Wuth der Eifersucht? Die schlummernde Hyäne erwachte in ihr! Sie war gut gewesen, so lange sie glücklich war, mit ihrem Unglück erwachte das Böse in ihr. Aber noch war es nur ein Verdacht, ein leerer, unbegründeter Verdacht. Wer konnte ihr sagen, ob er Wahrheit sei? Wer konnte ihr ein Zeichen geben seiner Untreue? Mit solchen Gedanken entschlief Cordelia einst, nachdem sie sich lange schlaflos auf ihrem Lager gewälzt. Da sah sie im Traum das Antlitz der Negermutter, sie nickte ihr lächelnd und flüsterte freundlich: „Du willst Wahrheit? Stehe auf und folge mir!“ — Und Lady Cordelia richtete sich auf und erwachte. Sie meinte noch, das Antlitz der Negerin zu sehen, sie meinte zu sehen, wie sie mit der Hand winkte, ihr zu folgen, und wie von zauberhafter Gewalt getrieben, stand Cordelia auf und folgte diesem Etwas, das, einem grauen Nebel gleich, vor ihr herschwebte und sie nach sich zog. Jetzt war sie im Schlafgemach ihres Gemahls, der heute nach langer Abwesenheit wieder heim gekommen. Er schlummerte und erwachte nicht, denn geräuschlos und stille, wie ein Geist, durchschwebte Cordelia das Gemach und stand jetzt an dem Bette des Schlummernden. Warum erbebte sie? Was erblickte sie in des Gemahls Hand, was hielt er im Schlaf noch fest an seine Brust gepreßt, als sei es sein höchstes, köstlichstes Gut? Eine Locke war es, eine lange, blonde

Locke, das schönste, glänzendste Frauenhaar, und diese Haarlocke verrieth Cordelia den Verrath, die Untreue des Gemahls! Sie zog leise diese Locke aus den Fingern des Schlummernden. Sie flog zurück in ihr Gemach, sie warf sich auf ihre Knie nieder, die Haarlocke in ihrer Hand, hob sie diese Hand gen Himmel und schwur mit einem furchtbaren Eide, sich zu rächen an der Verführerin, diese Locke einzulösen mit dem Blute derer, die die Locke gegeben! Sie hatte so lange geseufzt und gefleht um Liebe, sie hatte so lange geschwärmt wie ein liebendes Weib, daß es ihr jetzt war, als sei eine Last von ihrem Busen gefallen, nun sie befreit war von dieser Schwärmerei! Diese Liebe war eine Unnatur gewesen, sie erwachte daraus zu ihrer eigentlichen Natur, zum Hasse, und sie athmete wie erleichtert auf, sie lächelte, wenn sie der Qualen gedachte, die sie der gehaßten Nebenbuhlerin bereiten, der Qualen, mit denen sie den Gemahl strafen wollte. Sie war wie erwacht zu ihrer eigentlichen Natur, und wie in einem Wahnsinnsrausch der Freude tanzte sie umher, jauchzte sie laut, nahm sie mit zitternden Händen die Haarflechten, die sie sonst sorgsam in einem geheimen Fache ihres Büreaus zu bergen pflegte; und sie schlang diese Flechte um ihren Hals und berauschte sich in der Erinnerung ihrer Grausamkeiten und labte sich an dem Kreischen und Jammern ihrer Opfer, und schwur, diese Zeit wieder zu erneuern und neue Qualen zu bereiten.

Sie war wieder sie selbst geworden, die Fesseln der Schwärmerei waren von ihr abgestreift, es dürstete sie wieder nach Blut, nach dem Anschauen menschlicher Qualen. Sie nannte die Haarflechten ihren Rosenkranz, zu dem sie beten wollte, und schwur, sie nicht eher von ihrem Halse zu nehmen, als bis sie gerächt sei. Und nun war sie ruhig und gefaßt, nun konnte sie schlummern, denn sie war wieder gesund geworden in ihrer eigentlichsten Natur; die Kränklichkeit der Liebe war von ihr genommen! — Sie erwachte am Morgen ruhig und gefaßt, und lächelnd verbarg sie die blonde Haarlocke an ihrem Busen und schürzte die schwarzen Haarflechten fester um ihren Hals. Der Lord, ihr Gemahl, wollte das Schloß schon wieder verlassen, sagte ihr der Kammerdiener. Cordelia nickte lächelnd dazu, sie war so gewiß, daß die Stunde der Rache ihr kommen müßte, daß sie gar nicht eilte, sie herbeizurufen. Aber es waren ihr in dieser Nacht eigene Gedanken und Vermuthungen gekommen! Sie ahnte den Aufenthalt ihres Gemahls, sie wußte, daß er immer die Richtung nach jenem Walde dort drüben einschlug. In jenem Walde stand ein einsames Jagdschloß, lauschig und still, gut geeignet, darin ein Liebchen zu verbergen!

„Als Cordelia noch glaubte, ihr Gemahl sei nur fern, um sie zu fliehen, hatte sie jenes Jagdschlosses nicht gedacht; jetzt, da sie wußte, er fliehe sie, um eine

Andere zu suchen, jetzt gedachte sie dieses Verstecks, in dem sie einst, in den Tagen ihrer schwärmerischen Liebe, oft mit dem Gemahl ganze Tage einsamen, unbelauschten Glückes verbracht! O, dort war es einsam und still! Dort konnte man nicht das Jauchzen der Liebe, aber auch nicht den Angstschrei der Qual, nicht das Hohnlachen der Rache hören! Ha, wenn ihr Gemahl dort seine blondgelockte Geliebte verbärge! —

Cordelia wartete, bis der Abend kam, dann steckte sie den Dolch in ihren Gürtel, schlang die Haarflechte fester um ihren Hals und bestieg so wohlausgerüstet ihren bereitstehenden Wagen. Sie fuhr bis zum Anfang des Waldes, dann verließ sie den Wagen und ging allein, von Niemand begleitet, in den Wald. Die Nacht war dunkel, aber es schien Cordelia, als hüpfe eine blaue Flamme vor ihr her, ihr den Weg zu zeigen, es war ihr, als flüstere und lache es um sie her, als nicke die Negerin ihr Beifall und Gruß, und sie eilte weiter, glühend vor Begierde und dämonischer Lust.

Jetzt stand sie vor dem Jagdschloß. Da, dort oben in jenen Fenstern war Licht! O, allmächtiger Gott! Es war dasselbe Zimmer, das der Lord einst in glücklichen Tagen mit ihr bewohnt. Eine geheime Treppe führte zu diesem Zimmer. Sie kannte sie wohl, sie kannte auch die geheime Pforte, die zu der Treppe führte und vermittelst des Druckes einer Feder zu öffnen war. Die Feder gab ihrem Drucke nach und sie

schlüpfte die Treppe hinauf, so leise und geräuschlos, wie nur die Rache und das Verbrechen zu schweben vermag. Jetzt stand sie an der Thür zu dem verhängnißvollen Gemach. Nun lauschte sie. O, mein Gott, sie hörte die Stimme ihres Gemahls, sie hörte auch eine weibliche, zarte, holde Stimme, sie lauschte den süßen Betheuerungen der Liebe, den heiligen Schwüren ewiger Treue, und sie lachte dazu mit grausamem Hohn. Endlich ward Alles still, Cordelia hörte durch die dünne Tapetenwand nur die langen Athemzüge der Schlummernden, sie öffnete leise die Thür und trat ein. Die Nachtlampe warf einen matten Schein auf das Lager dort, und Cordelia sah den Gemahl, sah ihm zur Seite ein Weib, schön und lieblich wie ein Engel anzuschauen, die langen, blonden Locken um sie her fallend, wie eine Himmelsglorie. Da übermannte sie die Wuth und nahm ihr die Besonnenheit der Grausamkeit.

Sie hatte sie langsam morden wollen, das vergaß sie jetzt, sie zuckte den Dolch und stieß ihn tief in die schöne, weiße Brust, daß das hervorspritzende Blut heiß und brennend den schlummernden Geliebten bethauete, und ihn aus süßen Träumen zur schauervollen Wirklichkeit weckte. Er sprang empor, er erkannte sein Weib, die, nach der Thür eilend, entfloh. Er überschaute mit einem Blick den ganzen entsetzlichen Zusammenhang, er warf sich laut jammernd über die im Todeskampf zuckende Gestalt seiner Geliebten, er rief sie mit den theuer-

sten Namen, sie, die schuldlos ihn geliebt, sie, die ihn geliebt als einfachen Jägersmann, die nichts gewußt von seiner Gemahlin und seinem Range, sie, die seines Lebens letzter Stern gewesen. Der Stern war untergegangen und finstere, ewige Nacht umgab ihn! Noch einmal öffnete die Geliebte die blauen Augen und heftete einen letzten Blick voll unaussprechlicher Liebe auf ihn, dann verlosch der Glanz dieses Auges, — sie war gestorben! — Und während Lord Clarke jammerte und klagte, kehrte Cordelia stolz und glücklich, mit einem triumphirenden Lächeln zu ihrem harrenden Wagen und in das Schloß zurück. Freudetrunken und wie getragen von innerer Seligkeit fühlte sie sich. Mit solchem Lächeln, mit solchem Freudenschrei mögen die Dämonen der Unterwelt das Verbrechen begrüßen, wie Cordelia jetzt lächelte, als sie, in ihrem Boudoir angelangt, den blutbespritzten Dolch betrachtete und um denselben die blonde Locke wand in spielerischer Lust. In diesem Augenblick lösten sich die schwarzen Haarflechten von ihrem Halse und fielen zur Erde mit einem eigenthümlichen flüsternden, ächzenden Tone, und wie Cordelia entsetzt rückwärts blickte, schaute sie in das grinzende, blutbefleckte Antlitz der Negermutter. Es war nur einen Moment, dann war die Erscheinung verschwunden, jetzt ward die Thür hastig aufgerissen, und in derselben erschien der Lord, bleich, mit flammenden Blicken, mit blutbespritzten Kleidern, mit zerstörten Zügen, gräßlich anzuschauen.

„Mörderin!" schrie er, auf Cordelia zustürzend, und zum ersten Male erbebte sie und zitterte vor einem menschlichen Zornesblicke. Der Dolch entglitt ihrer Hand, die Stunde der Rache war gekommen, sie fühlte, sie erkannte es an ihrem hochklopfenden Herzen, an ihrer gräßlichen Angst! Sie sank auf die Knie, lautlos, zitternd, sie hob die Hände flehend empor zu dem Gemahl und dann schauderte sie, denn vor ihr, dicht vor ihr, wie in einen Nebel gehüllt, sah sie das grinzende, blutige Antlitz der Negermutter, die mit gräßlichem Hohngelächter hoch in ihrer Rechten die schwarze Haarflechte schwang und damit Cordelia's Rücken traf, daß sie kreischend zusammensank.

Jetzt summte und brauste es vor Cordelia's Ohren, sie fühlte eine kräftige Hand sie rückwärts ziehen, sie fühlte die Haarflechte sich um ihren Hals legen, sie hörte den Fluch ihres Gemahls an ihrem Ohr ertönen, sie fühlte einen brennenden, erstickenden Schmerz am Halse, o, gerechter Gott, — sie — —. Das ganze Schloß war in Allarm gerathen, überall hatte man das wilde Geschrei, das ersterbende Aechzen vernommen, und zitternd stürzten die Diener nach den Gemächern der Lady, nach dem Boudoir, in welches man den Lord hatte hineineilen sehen. —

Man fand den Lord ohnmächtig am Boden liegen, neben ihm seine Gemahlin — entseelt, ohne Zeichen des Lebens. Man sagte, der Schlag habe sie

getroffen. Zwei schwarze Haarflechten waren um ihren Hals gewunden. —

Drei Tage stand die Leiche auf dem Paradebett ausgestellt im hohen Ahnensaal, Kerzen brannten rings um den hohen Katafalk, Weihrauchdüfte durchzogen den Raum, ein Priester knieete am Sarge und betete Tag und Nacht fromme Gebete für die Seele der Gestorbenen. Es war Mitternacht, der Priester war, Gebete murmelnd, eingeschlafen, Alles war still, nur in dem Vorgemach, durch hohe Glasthüren vom Ahnensaal getrennt, ging die Ehrenwache langsam auf und ab. Alles war still, die Schloßuhr ließ mit langsamen Schlägen die Mitternachtsstunde ertönen, als plötzlich eine kalte Hand die Wange der auf- und abwandelnden Schildwache berührte. Vor ihm stand ein Negerweib, an ihrer Hand ein kleines Negermädchen. Sie winkten nach der Glasthür, die zum Ahnensaal führte. Aber es graute der Wache vor diesen blutigen Gesichtern, vor diesen kahlen, geschornen Häuptern, der Mann stand wie gefesselt, regungslos, aber er sah, wie die beiden schwarzen Gestalten durch die Thüre schwebten, ohne diese zu öffnen. Er sah, wie sie mit lustigen Sprüngen zu dem Sarge eilten, wie das Negerweib mit einem lauten Lachen die schwarzen Haarflechten, die mit der Leiche sollten begraben werden, aus dem Sarge nahm. Und jetzt, o, allmächtiger Gott, jetzt sah er, wie die Leiche sich aufrichtete in ihrem Sarge, wie sie die Arme aus-

streckte nach der Negerin und ihrem Kinde, wie sie dann flehend die Hände in einander faltete. Und die beiden schwarzen Gestalten lachten laut, sie tanzten mit wilden Sprüngen um den Sarg her, sie zeigten höhnend die Haarflechten der Flehenden hin, und schwangen und wirbelten sie dann hoch in die Luft, und kreischten mit höllischen Tönen und schlangen die Haarflechten um ihren Arm, um ihr Haupt, und sprangen darüber hin, schwenkten sie mit beiden Armen wie zum Shawltanz auf und stürzten dann wieder zum Sarge hin. Nun blitzten die Augen der Negerin in höllischem Feuer, sie hob den Arm, in welchem sie die Haarflechte hielt, und schlug damit auf das Gesicht der Leiche und hieb wieder und immer wieder auf dasselbe ein mit den schwarzen Haarflechten, während das kleine Negermädchen lachend mit wilden Sprüngen um den Sarg her tanzte.

Ein Uhr schlug's, jetzt ein gellendes Lachen, der Priester erwachte und betete angstvoll und laut, es war ihm unheimlich in dem großen öden Saale neben der Leiche. Er wagte nicht, auf die Leiche zu blicken, und als er es endlich that, schrie er laut auf vor Schrekken, — das Gesicht der todten Lady war dunkelblau, mit Blut unterlaufen, wie von heftigen Geißelhieben; auch schien es dem Priester, als habe die Leiche eine andere Lage angenommen. Zitternd rief er die Wache, diese kam und berichtete schreckenbleich die grauenvolle Vision; aber der Priester zweifelte noch an diesem Be-

richt, als er zu seinem Schrecken die beiden Haarflechten, die auf des Lords Befehl um den Hals der Todten gelegt waren, um mit ihr beerdigt zu werden, an der Erde, neben dem Sarge liegend fand. Nun betete der Priester, bis der Morgen kam, dann ging er zum Lord und berichtete ihm den Vorfall. Der Lord befahl, die beiden Haarflechten in dem Kabinet, wo die Lady gestorben, aufzuhängen und die Leiche sofort in die Familiengruft zu tragen. Von dieser Zeit an war das sonst so lebendige Stammschloß des Lord Clarke öde und leer. Der Lord vermied es, dasselbe zu besuchen.

Er reiste mit seinem einzigen Sohne auf den Continent und lebte nur der Erziehung dieses Kindes und seinen grauenvollen Erinnerungen. Bei dem berühmtesten Maler in Paris bestellte er das Portrait seiner Gemahlin in einer von ihm angegebenen Situation. Als es vollendet, sandte er es auf sein Stammschloß mit dem Befehl, es in dem Boudoir aufzuhängen, in welchem die Lady gestorben. Es ist das dort an der Wand, meine Damen! Der Lord, selber ein geschickter Maler, entwarf nach der Erinnerung das Portrait seiner unglücklichen Geliebten und sandte es gleichfalls hierher. Sie sehen es dort, das schöne Mädchen mit den blonden Locken! Bis zur Volljährigkeit seines Sohnes verweilte der Lord auf dem Continent, dann kehrten Beide, Vater und Sohn, nach England und auf

ihr Stammschloß zurück. Aber der Aufenthalt daselbst war dem Lord nicht günstig. Er kränkelte und schwand sichtlich hin. Vergebens riethen die Aerzte eine Luftveränderung, den Aufenthalt in Italien als einziges Heilmittel an; der Lord verfiel in düstere Schwermuth und erklärte, das Schloß nie mehr verlassen zu wollen.

Der Lord lag im Sterben. Es war eine schauerliche Nacht, der Wind pfiff und heulte mit gräßlichen Tönen, die Mitternachtsstunde ertönte dumpf vom Schloßthurme hernieder, als die eisernen Thüren des Grabgewölbes rasselnd aufsprangen, und Lady Cordelia, bleich und stolz, in weißem Gewande, langsam aus demselben hervorstieg. Mit stieren, weitgeöffneten, aber glanzlosen Augen schwebte sie daher, die Schloßthore sprangen vor ihr auf und langsam trat sie durch das Portal ins Schloß. Grausend entflohen vor ihr die Diener, sie schritt stolz und geräuschlos weiter durch die Gänge und Corridore, und wohin sie kam, flogen die Thüren vor ihr auf und schlossen sich hinter ihr. So kam sie in dies Boudoir, und sie hob den Arm und nahm die beiden Haarflechten, die auf der Rückseite ihres Bildes aufgehangen waren, und schlang sie sich um den Hals, dann hing sie sie wieder an ihren alten Platz und wandelte zurück, wie sie gekommen.

Zur selben Stunde war der Lord gestorben, nachdem sein Sohn ihm geschworen, die beiden verhängnißvollen Haarflechten treu zu bewahren und an der

Stelle zu lassen, wo sie sich befänden. — Dies, meine Damen und Herren," sagte der Vicomte, sich verneigend, „ist die Geschichte von der Ahnfrau des Hauses Clarke."

„Sie ist entsetzlich," rief Lady Fitz-William. „Aber sagen Sie, wirkte der Fluch fort?"

„Er wirkte fort und fort, bis zu dieser Zeit."

„Und der Sohn der Lady Cordelia?"

„Er verheirathete sich mit der schönsten Dame Londons und ward der glückliche Vater dreier Söhne. Der Fluch war vergessen, man glaubte nicht mehr an ihn. Aber nur zu bald sollte man an ihn wiederum erinnert werden! Der Lord erkrankte und starb an einer entsetzlichen Haarkrankheit, dem sogenannten Weichselzopf. Er starb unter entsetzlichen Qualen, und in seiner Sterbestunde sah man wieder die Lady im weißen Gewande stolz und langsam durch alle Gänge des Schlosses dahinschreiten bis zu diesem Boudoir, und von dort, langsam, wie sie gekommen, zurückkehren zum Grabgewölbe.

Der Fluch wirkte fort und fort, ja, man kann nachweisen, daß die meisten Glieder der edlen Familie Clarke an irgend einer Kopfkrankheit starben, oder, geängstigt von diesem Fluch, in eine tiefe Melancholie verfielen, die sie langsam tödtete.

Tragisch war in dieser Art das Schicksal der Großmutter des Lord Henry, jener schönen Dame dort mit

dem langen, blonden Haar. Sie können denken, daß alle Glieder des Hauses Clarke, in Folge dieser schauerlichen Familiensage, einen besonderen Werth und eine hervorstechende Beachtung auf das Haar jedes Menschen verwandten, und so waren es die blonden Locken der Lady Bendrick, in die sich Lord Henry's Großvater zuerst verliebte. Lady Bendrick nahm seine Huldigungen an und ward seine Gemahlin, und nie sah man auf Erden ein schöneres und glücklicheres Paar.

War Lady Clarke bekannt wegen ihrer Schönheit und Lieblichkeit, so war sie berühmt wegen ihres blonden Haars, das einzig in seiner Art, von einer Länge und Fülle war, wie man nie dergleichen gesehen. Unaufgesteckt fiel es in dicken Zöpfen über den Nacken bis zu den Füßen der hohen, schlanken Gestalt herab, glänzend und seidenweich. So berühmt war dies köstliche Haar, daß, als der Lord mit seiner Gemahlin in Paris seinen Aufenthalt nahm, alle französischen Zeitungen davon sprachen, und als bei einem Hoffeste die schöne, heitere Königin Marie Antoinette die liebliche Lady Clarke bat, ihr berühmtes Haar unentfesselt zu zeigen und diese mit einem verschämten Erröthen das goldene, fesselnde Netz von ihrem Haupte nahm, daß die Flechten unentfesselt bis auf die Erde herabfielen, da lief ein Ausruf des Staunens und der Bewunderung durch die glänzende Hofgesellschaft.

Marie Antoinette löste schäkernd in holder Anmuth

das Geflechte auf, und machte die Streifen von einander, daß die schöne Lady, ein wunderbar lieblicher Anblick, in ihr eigenes Haar wie in einen seidenen, durchsichtigen Schleier gehüllt, erröthend dastand. Auch diese kleine Begebenheit berichteten die Zeitungen dem Pariser Publikum.

Um diese Zeit brachen die Schreckenstage der Revolution aus, — der Kampf des Volkes gegen das Königsthum und die Aristokratie begann. Niemand war mehr sicher, Marie Antoinette schmachtete mit ihrem Gemahl im Kerker. Wer fliehen konnte, entfloh. Auch Lord Clarke wollte mit seiner Gemahlin und seinem einzigen Sohne nach England zurückkehren. Da erkrankte dieser Sohn und Wochen vergingen bis zu seiner Genesung. Aber nun war eine Flucht schwer zu bewerkstelligen! Wer auf der Flucht ertappt wurde, büßte rettungslos unter der Guillotine für solchen Frevel. Dennoch faßte der Lord den Entschluß, zu entfliehen mit Weib und Kind. Für hohe Summen wurde alles Nöthige geschafft, ein Wagen sollte außen vor der Barrière halten, und als Fischer und Fischerin verkleidet wollte das edle Paar zu Fuß bis dahin gehen, während der treue Kammerdiener James auf einem andern Wege den Sohn der Fliehenden zum harrenden Wagen brachte.

Der verhängnißvolle Tag kam. Die Verkleidung ward angelegt, noch ein Mal, stumm und zitternd,

umarmten sich die beiden Gatten und gingen dann, als Fischer und Fischerin, hinunter auf die Straße. Lustige Lieder singend, im Geschmack der Revolution, wanderten sie unbeachtet durch die Straßen. Schon näherten sie sich der Barrière, o, nur noch kurze Zeit, und sie sind gerettet, und mit ihrem Sohne vereint fliehen sie in ihr Heimathsland. Da wälzt sich durch das Thor eine Rotte wilder, jauchzender Menschen daher, zurückkehrend von dem Tempel der Vernunft, und noch ganz berauscht von der Anbetung dieser Göttin. Singend und kreischend kamen sie daher; die schöne Fischerin ward von dem Anführer dieser Rotte bemerkt, ihr schüchternes Ausweichen erregte seine Aufmerksamkeit, er redete sie an, und ihre zögernde, leise Antwort paßte schlecht zu ihrer Verkleidung. Aber die Geistesgegenwart des Lords rettete sie aus dieser Angst. Er sagte lachend auf Kosten seines Weibes einige scherzende Worte, welche die ganze Versammlung lachen machten, und unbehindert wollte das Paar weiter gehen, als der Anführer plötzlich, der Lady Arm ergreifend, rief: „Einen Tanz, schöne Fischerin, laßt uns tanzen, Brüder, zu Ehren der schönen Fischerin.“ —

Alle jauchzten diesem Vorschlag Beifall, ein Kreis ward gebildet, ein wilder Kerl sang mit rauher Stimme die Marseillaise und nach dieser Melodie tanzte der Andere mit der armen, geängsteten Lady. Bald bemächtigte sich eine rasende Tanzwuth der ganzen Rotte, die

schöne Fischerin ging von Hand zu Hand, entzückte durch ihre Anmuth jeden ihrer Tänzer. Man nannte sie neckend und lachend eine kleine Aristokratin, und sie hatte den Muth, in den Scherz einzustimmen. Da, war es Zufall, oder war er argwöhnisch geworden, trat der Anführer des Haufens zu der athemlosen Tänzerin, der man eben noch ein donnerndes Vivat gebracht, und sagte lachend: „Aber citoyenne, warum hast Du Dein Haupt verhüllt, warum dies Tuch über Dein schönes, schwarzes Haar?" —

Mit rascher Hand riß er das Tuch von ihrem Haupte, dabei verschob sich die schwarze Perrücke und ihr blondes Haar ward sichtbar.

„Eine Perrücke!" schrie der wilde Mensch. „Verrath! Sie trägt eine Perrücke. Das ist keine der Unsrigen!"

„Verrath! Verrath!" schrie die leicht bewegte Rotte, während der Lord vergeblich mit Scherzensworten den Sturm zu beschwichtigen strebte. Man riß die Perrücke von ihrem Haupte und unter derselben fiel das lange, blonde Haar aufgelöst und köstlich hinab bis zur Erde, und wie in einen Todesschleier gehüllt, bleich, aber ergeben und still, stand die schöne Lady unter ihrem glänzenden, verrätherischen Haar.

Eine tiefe, unheilvolle Pause trat ein, aller Augen blickten auf die schöne, entdeckte Verbrecherin, denn es galt für ein unverzeihliches Verbrechen, entfliehen zu

wollen, und daß sie dies wollte, ahnte man schon. Da rief eine wilde Stimme aus dem Haufen hervor: „Das ist die englische Lady mit dem berühmten Haar. O, ich kenne sie! Ich war dabei, als Marie Antoinette ihr das Haar auflösete, ich hab's gesehen, Bürger, und erkenne sie wieder!"

„Sie ist eine Aristokratin und sie wollte entfliehen!" brüllte die rasende Menge, „fort mit ihr, fort mit der Verbrecherin!" Und hundert Arme streckten sich nach ihr aus, sie zu packen und sie fortzuschleppen zum Gefängniß. Auch der Lord ward gefesselt und ins Gefängniß abgeführt. Das lange, blonde Haar hatte das unglückliche Paar verrathen und schon nach wenigen Tagen fielen ihre Häupter! Der Kammerdiener aber war mit dem Sohne der Unglücklichen, Lord Henry's Vater, glücklich entkommen nach England. Aber es war natürlich, daß sich die Geschichte seiner Aeltern dem Gedächtniß des Sohnes mit unverlöschlichen Zügen einprägte, und daß er damit die alte Familiensage in Zusammenhang brachte. Er war ein trüber, ernster Knabe, und blieb als Jüngling und Mann trübe und ernst. Er schauderte beim Anblick langer Haare, und der Anblick jedes schönen, von Locken umwallten Mädchenkopfes erregte ihm Grausen.

Da hörte er von der alternden Lady Tenbrick, die nach einer Krankheit gänzlich ihr Haar verloren und vergebens alle Kunst der Aerzte aufbot, es wieder zu

erlangen. Sein Herz klopfte laut in Freude und Glück, das war das Weib, dessen er bedurfte, und schon, ehe er sie gesehen, liebte er die Lady. Bald legte er, der schöne, feurige Jüngling, der alternden Lady seine Liebe, seine Jugend, seine Reichthümer zu Füßen, und entzückt reichte Lady Tenbrick ihm die Hand. Aber diese Ehe war keine glückliche, denn was der Lady ein Unglück, schien dem Gemahl ein unendliches Glück, was sie ängstlich verhüllte, wollte er stolz der ganzen Welt zeigen — seiner Gemahlin kahles, haarloses Haupt. O, wie viele Kämpfe, wie viele Thränen der Lady, die dennoch scheiterten an des Gemahls unerschütterlichem Willen! Sie mußte, zum Entsetzen ihrer selbst und Aller, die sie sahen, mit unverhülltem, kahlem Haupte gehen, und nur dann war der Lord, ihr Gemahl, glücklich und befriedigt. Ihr heißer Wunsch, das einzige Gebet ihres ganzen Lebens war es, das verlorene Haar wieder zu erlangen, während Er schon über diesen Gedanken in Wuth und Zorn gerieth. So schleppten sie sich lange, schmerzvolle Jahre der Qual und des Unfriedens hin, da kam eines Tages ein Zigeunerweib und verlangte die Lady zu sehen; sie habe eine Salbe, die unfehlbar das verlorne Haupthaar wieder erzeuge. Der Lord war nicht im Schlosse und seine Gemahlin beeilte sich, das Zigeunerweib vor sich zu berufen. Ihre Kammerfrau allein war zugegen, sie sah das Weib eintreten und ihr grauete vor diesem schwarzen, blutunterlaufenen

Angesicht. Die Lady aber empfing aus den Händen des grinsenden Weibes eine verschlossene Dose mit Salbe, ihr Haupt damit einzureiben. Als die Lady die Dose nahm, schlug die Alte ein höhnisches Gelächter auf und plötzlich war sie verschwunden, Keiner der im Vorsaal versammelten Diener sah sie hinausgehen, Keiner sie das Schloß verlassen, aber sie war verschwunden. —

Die Lady aber fiel nach dem Gebrauch der Salbe in furchtbare Zuckungen und Krämpfe, sie redete irre, sie schrie laut vor brennendem Schmerz. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten nach sorgfältiger Analyse die Salbe für ein wenig bekanntes, indisches Gift, dessen Einreibung unrettbar todbringend sei. Nach drei Tagen schon starb die unglückliche Lady. — Ihr Gemahl aber verfiel seit dieser Zeit in eine unheilvolle Schwermuth, die in Raserei ausartete, sobald er irgend ein von langen Haaren bedecktes Menschenhaupt sah. — Sie wissen, er starb vor einigen Jahren in Bedlam!"

Eine tiefe Stille trat ein, als der Lord seine Erzählung beendet, die Musik in den Sälen war verstummt, und schaudernd drängten die Damen sich näher an einander.

„Und Lord Henry?" fragte endlich Lady Fitz-William schüchtern.

„Lord Henry, dessen Vermählung wir heute feiern, Lord Henry, der Letzte seines Stammes, war, gleich

seinem Vater, von Jugend auf schwermüthig und melancholisch, hatte aber, gleich seiner Mutter und von dieser ihm übertragen, eine an Wahnsinn grenzende Leidenschaft für langes Weiberhaar. Dies schien seine einzige Liebe, sein einziges Begehren, das einzige Ziel seines Strebens, und ich bin überzeugt, daß er seine junge Gemahlin, die er vor einigen Tagen zum ersten Male gesehen, nur um ihres köstlichen Haares willen zu besitzen gewünscht. Er liebt nicht das Weib, sondern ihr Haar!"

„Wehe ihr dann, wenn sie es verlöre!" seufzte eine der Damen.

„Ja wohl, wehe der Lady, wenn sie ihr schönes Haar verlöre!" sagte der Vicomte. „Denn Lord Henry würde bei seiner wilden, an Wahnsinn grenzenden Heftigkeit sie ermorden um dieses Verlustes willen."

„Und erschien die Ahnfrau bei jedem Todesfall?" fragte Lady Fitz-William, scheu nach dem Bilde blickend.

„Bei jedem Todesfall! Die Pforten des Todtengewölbes brechen von einander, und stolz und ruhig, eingehüllt in weiße Gewänder, steigt sie empor; mit stieren, glanzlosen Augen, todesbleich, leicht und schwebend, wie ein Schattenbild, tritt sie ins Schloß, die Thüren springen vor ihr auf und schließen sich hinter ihr, lautlos schwebt sie durch die Corridore und geht in dies Boudoir hier. — Aber mein Gott, was ist das?" unterbrach sich der Vicomte hier selber.

„Es war ein Ton, wie wenn etwas fällt," sagte Lady Fitz-William erbleichend. „Es war zugleich ein Aechzen und Seufzen. O mein Gott, mir schaudert!"

Zitternd schmiegten die Damen sich fester an einander.

„Sehen Sie," sagte der Vicomte endlich mit bebender Stimme, „sehen Sie, dort unter dem Bilde, die beiden schwarzen Haarflechten, sie sind herabgefallen. Beim Himmel, das ist ein böses Omen!"

In diesem Augenblick drang durch die Thür des Boudoirs plötzlich ein eiskalter Luftzug, so daß die Behänge an derselben sich mit Heftigkeit bewegten und als die Damen sich schaudernd wandten, stand an der Thür, durchsichtig und schwebend, einem Nebel gleich, eine lange, weiße Gestalt, die Arme emporgestreckt, mit stieren, glanzlosen Augen, mit weißem, farblosen Leichengesichte. Wie ein Lufthauch, eisigkalt schwebte sie durch das Gemach zu dem Bilde hin und hob die Haarflechten empor. — In diesem Moment hörte man einen durchdringenden, gellenden Schrei, er wiederholte sich, kam näher und näher, und hereinstürzte, mit zerrissenem Gewande, athemlos und zitternd, Lord Henry's junge Gemahlin, ihr nach Lord Henry.

„Lügnerin, Betrügerin!" kreischte er laut, „Du hast mich belogen, Du trägst falsches Haar! Das sollst Du büßen! Beim Himmel, das sollst Du!"

Jetzt hatte er sie gepackt, und ehe noch Einer der

Anwesenden es hindern und abwehren konnte, hatte er ihr den Dolch tief in die Brust gestoßen, daß das Blut hoch empor spritzte auf das Portrait der weißen Ahnfrau. Und es schien, als belebten sich die Augen des Bildes, als funkelten und blitzten sie in höllischer Freude.

Lord Henry aber brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus, er kauerte sich nieder neben der blutenden Gestalt seiner Braut und sagte mit wahnsinnigem Lächeln: „So, nun ist Alles erfüllt, mein Liebchen, Alles, wie es die Ahnfrau gewollt. Wir sterben Alle am Haar, mein schönes Täubchen, und ich mußte Dich tödten, weil Du mir sagtest, daß Du falsches Haar trügest. Siehst Du, Dein Blut ist zur Ahnfrau emporgespritzt, ein neues Opfer, mein Kind. Ha, was ist das?" kreischte er jetzt. „Die Haarflechten der Negerin liegen an der Erde. Seht Ihr nicht, wie sie sich regen, wie sie mir winken, wie sie, Schlangen gleich, zu mir heranringeln, um mich zu erwürgen. Hinweg! Hinweg! Seht mich nicht so an mit blitzenden Augen! Ich bin unschuldig, ich habe Euch nicht gemordet, Ihr Neger! Ich habe auch meine Braut nicht gemordet! Die Haarflechten haben's gethan, die Haarflechten der Negermutter und ihres Kindes! Ha, sie kommen näher und näher! Hinweg, sage ich! Nein, nein, Ihr sollt mich nicht würgen! Ihr nicht, ich selbst, ich selbst!"

Er riß den Dolch aus dem Busen seiner Braut und stieß ihn sich tief ins Herz.

Und während sein Blut hoch emporspritzte, ertönte ein entsetzlicher Knall, — das Bild der grausamen Ahnfrau war mitten von einander geborsten, eine kleine, blaue Flamme zog spielend durch die Haarflechten, die unter dem Bilde am Boden lagen, sie leckten an ihnen umher, und als sie erloschen, war von den Haarflechten nichts mehr übrig, als ein kleiner Aschenhaufen. Vom Schloßthurme ertönte die Mitternachtsstunde und der Letzte des Hauses Clarke hauchte eben seinen letzten Seufzer aus.

Das Chamounythal und das Eismeer.

Es schläft sich gut nach einem anstrengenden Tage und es bedurfte starken Klopfens, ehe man uns früh am anderen Morgen aus dem Schlafe wecken konnte. Aber da war keine Zeit zu verlieren, die Maulthiere waren um 7 Uhr bestellt, die Führer warteten; wir kleideten uns rasch an und eilten auf den Balcon, um zuerst einen Blick auf Chamouny selbst zu werfen. Es war ein köstlicher Morgen, kalt, aber klar, der Himmel hell, nur die Alpen und Gletscher noch verhüllt im Morgennebel, der in riesigen Geistergestalten, in phantastischen Gruppen hin und her schwebte. In einem tiefen, von ungeheuren Felsmassen eingeschlossenen Thale liegt der kleine Ort Chamouny. Die Sonne dringt nur spärlich und selbst im höchsten Sommer nur wenige Stunden in dies traurige, aber gigantisch schöne Thal, in welches das Eismeer und der Gletscher Bosson ihre eisigen Arme weit hinein strecken. Die wirbelnden Morgennebel hatten sich jetzt zertheilt und plötzlich, hoch über den schwarzen Felsen, unermeßlich, gewaltig, zeigte sich eine weiße, strahlende, ungeheure Erscheinung, so riesenhaft, so furchtbar, daß unwillkührlich ein Schrei des Ent-

setzens unsern Lippen entfuhr, und daß wir schaudernd unsern Blick abwandten, um doch, unwillkührlich gefesselt, sogleich wieder hinzuschauen nach diesem mährchenhaften, wunderbaren, durchsichtigen Gebilde, dessen blendenden Glanz das Auge kaum zu ertragen vermag. So gewaltig, so imposant ist der Montblanc, daß man vor seiner grandiosen Erscheinung zittert, daß man keine Freude, kein Behagen hat an seinem Anblick, daß man, wie er unmittelbar über uns hängt, drohend und ungeheuer, jeden Augenblick fürchtet, er möge herabstürzen, uns unter seiner Riesengestalt zu begraben. Der Montblanc ist von wahrhaft erschreckender Schönheit, es fehlt ihm alle Lieblichkeit, alle Anmuth der Formen, es ist ein starres, unnahbares, grandioses Wunder, das man nur anstaunen, das man aber nicht lieben kann. Eine gewaltige, schroffe und steile, aber dünne Spitze erhebt sich über der ganzen Kette des Montblanc, gleichsam wie drohend und racheverkündend zum Himmel aufzeigend. Ich möchte nicht, das Gewissen mit einem Morde oder einem anderen großen Verbrechen belastet, in Chamouny dem Montblanc gegenüber stehen. Dieser Anblick würde mich tödten vor Furcht und Entsetzen.

Unten scharrten die Maulthiere und harrten die Führer und wir eilten hinab, um die Maulthiere zu besteigen und hinauf zu reiten zum Eismeer. Das ist ein beschwerlicher Weg, gefahrvoll und angreifend, es gehört nicht allein Muth dazu, sondern man muß auch

ganz frei von Schwindel sein, um ihn wagen zu können. Auf losem Steingeröll geht es schroff den Felsen hinauf, bald in Schneckenwindungen, bald so ungeheuer steil, daß das Maulthier ganz gerade in die Höhe steigt und Du Dich kaum vor dem Hinuntergleiten bewahren kannst. Viele erliegen diesen Fährlichkeiten und an der kleinen Quelle auf der Hälfte des Weges trafen wir mehrere junge Damen, weinend und zitternd, nicht im Stande weiter hinauf zu reiten, noch viel weniger im Stande wieder hinunter zu reiten, denn der Schwindel hatte sie gepackt und eine von ihnen lag ohnmächtig, besinnungslos in den Armen ihres Begleiters.

Wir aber hatten Muth und keinen Schwindel, und nach dreistündigem Ritt hielten wir oben vor dem Gasthof, verließen die Maulthiere und eilten in's Zimmer, um uns zu wärmen an dem flackernden Feuer im Kamin, uns zu stärken an Gemsenbraten und saurem Wein. Dann ging es zu Fuß weiter; welch eine wunderbare, köstliche Wanderung. Einen Felspfad klettert man hinab, so steil, so schmal, und doch läßt der ungeheure Anblick, den man vor sich hat, keine Furcht und kein Zagen aufkommen. Denn da liegt es vor uns, dieses gigantische, fabelhafte Eismeer, da liegt es in seiner kolossalen Schönheit, und wenn Du nach einer viertelstündigen Wanderung es erreicht hast, blickst Du staunend, ungewiß, ob nicht ein Traum Deine Sinne befangen hält, umher. Wie wunderbar! Du stehst auf dem klaren, durchsich-

tigen Eise, das an beiden Seiten begrenzt ist von ungeheuren Felswänden, die purpurn erglänzen in dem Blüthenschmuck der Alpenrosen, von denen sie wie von einem undurchsichtigen Teppich ganz überzogen sind. Rings um Dich die Gluth des Lebens, das saftige Grün der Vegetation, und inmitten dieses Lebens die Erstarrung des Todes, das Aufhören alles Lebens, der Winter, wie ein blitzender Diamant rings eingefaßt vom grünen, leuchtenden Sommer.

Und wenn Du Dich satt gesehen an den Umgebungen, so starrt Dein schwindelndes Auge trunken auf dieses geheimnißvolle Wunder zu Deinen Füßen hin. Du stehst auf einem Meer, das mitten in seinem Lauf erstarrt ist. Von der Höhe dort ist es hernieder gesprungen in wilden, schäumenden Sätzen, mit ungeheuren, brausenden Wogen, und plötzlich, wie von einem Zauberwort berührt, ist es stehen geblieben, sind seine schäumenden Wogen erstarrt, seine sich bäumenden Wasser, statt übereinander herzustürzen, aufrecht stehen geblieben.

Es ist, als habe Gott in einer Caprice dieses Meer erstarren gemacht, um dem staunenden Menschenkinde seine Allmacht, die die Natur überwindet und bändigt, zu zeigen. Denn dieses Eismeer ist wider die Natur, das Meer ist bezaubert, es liegt da, ein gefesselter, schlummernder Löwe, mitten in der schäumenden That der Bewegung gebändigt zu der erstarrten Ruhe der Unbeweglichkeit. Ungeheure Abgründe gähnen zwischen diesen

Eiswogen, und wenn Du, vorsichtig an den Rand der Wellen tretend, hinabschaust in diese tiefen Spalten, so wird Dein Auge wie geblendet von dieser wunderbaren Schönheit. Oben ist das Eis klar und weiß und in den Spalten ist es durchsichtig und von dem wundervollsten, lichten Blau; je tiefer die Spalte, desto intensiver wird die Farbe, tief unten ein ganz glühendes, tiefes Dunkelblau und darunter fließt krystallhelles, durchsichtiges Wasser. Der Schmelz, die Farbengluth dieses schattirten, durchsichtigen Blau ist wunderbar köstlich, kein Maler ist im Stande nur eine Idee, eine Ahnung davon zu geben, denn man kann wohl die Farbe, nicht die Durchsichtigkeit, die Krystallhelle, den Glanz des Eises wiedergeben.

Wenn man sich satt gesehen an dieser mährchenhaften, wunderbaren Schönheit, wenn man am Rande des Eises sich einen Strauß der köstlichsten, glühendsten Alpenrosen gepflückt hat, dann geht man wonnetrunken, staunenden Sinnes wieder hinauf, besteigt die Maulthiere und beginnt den nun doppelt gefährlichen Ritt den Felsen hinunter. Selbst den nicht zum Schwindel Geneigten sind diese schnellen Wendungen des Schneckenweges gefährlich, denn die Maulthiere wenden sich da so rasch und dabei hat man links und rechts so ungeheure Abgründe, von denen man das Auge nicht abzulenken vermag.

Ganz zerbrochen und zerschlagen kamen wir endlich

wieder in Chamouny an. Aber eine anstrengendere Partie stand uns am nächsten Tage bevor, und waren wir heute fünf Stunden geritten, so hatten wir morgen eine Tour von zehn Stunden, denn wir wollten über den Tête noire, den Passe maudit und den Trient nach Martigny.

Trient, Tête noire und Martigny.

Früh am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg; bald war Chamouny und das Eismeer hinter uns verschwunden, immer höher hinauf führte unser Weg, immer dichter schlossen die Gletscher rings umher uns ein, immer eisiger ward die Luft, unsere Maulthiere, die Stirn mit großen Büscheln Alpenrosen geziert, trabten muthig weiter, und bald hatten wir den sogenannten Passe maudit erreicht. Es ist ein anderthalb Fuß breiter, roh in einen Felsen gehackter Weg, an dessen einer Seite der Felsen schroff in die Höhe geht, während auf der anderen Seite ein viertausend Fuß tiefer Abgrund schwarz und schauerlich Dich angähnt; dazu ist der Felspfad glatt und schlüpfrig, denn kein Sonnenstrahl dringt jemals in diesen Wald von Krüppelholz, und aus dem Felsen sickert und tropft das Wasser. Der geringste Fehltritt des Maulthiers bringt Dir den Tod, aber wie zierlich diese Thierchen treten, wie sorgsam sie erst jeden Schritt prüfen, ehe sie ihn wagen, und doch, kein eingeschultes Kunstreiterpferd hat so hohe Sprünge, so künstliche Kletterübungen zu machen! Mein Führer kletterte voran und wenn wieder neue Felsstücke zu erklettern waren, wandte er sich ge-

bieterisch nach mir um: „Le haut du corps en avant," ich rief es hinter mir den Reisegefährten zu, dann legten wir den Kopf dicht an den Kopf des Thieres, das mulet machte einen gewaltigen Satz und wir waren oben. Aber wie viel hundert Mal sich das wiederholte, bis endlich auch das Krüppelholz aufhörte, der Wald sich lichtete und der Pfad um ein weniges breiter und trockener wurde! Jetzt treten die hohen Felswände zu beiden Seiten noch näher aneinander, dazwischen in unermeßlicher Tiefe schäumt und braust die Avalanche wie ein blitzendes Silberband dahin, endlich verengt sich der Weg so sehr, treten die Felsen so dicht zusammen, daß man sich ganz athemlos, ganz bedrückt, wie erstickend fühlt. Zuletzt sind sie nur noch fünf Fuß von einander, dazwischen ein Abgrund von dreitausend Fuß.

Hier haben die Römer ein Thor gemauert zwischen beiden Felsen, und wenn Du dies passirt hast, lichtet sich der Pfad mehr und mehr, aber dennoch bleibt er schreckensvoll und wild, obwohl minder gefährlich, denn hier und da ist eine Barrière angebracht. Bald reitet man nun über Schneefelder dahin, während dicht daneben die Kühe auf den Matten weiden, und nach fünf Stunden endlich erreicht man das erste Haus, sieht man wieder Menschen und ruht im Hôtel des Alpes von seinen Fährnissen und Freuden aus. Aber es ist nur eine kurze Rast, man muß weiter, denn das Schwerste kommt noch, der Trient, dieser steile Berg da dicht vor uns,

muß noch erklettert werden. Erklettert in der That, und wenn man ihn ansieht und den schmalen kleinen Pfad betrachtet, der ganz gerade daran emporsteigt, so hält man es für unmöglich mit dem Maulthier da hinauf klimmen zu können. Indeß, es muß sein, es giebt nur einen Weg, rückwärts oder vorwärts.

Also vorwärts! Hatten wir vorher in der feuchten Kälte des Waldes reiten müssen, so war nun der Weg vor uns in der heißesten Gluth des Mittags zurück zu legen. Die ganze Kraft der Sonne ruhte und brannte auf diesem Felsen und drohte uns zu versengen mit ihrer furchtbaren Gewalt, denn einen Schirm zu halten war unmöglich, da man genug mit sich und seinem Maulthier zu halten hatte. Rechts die steile Felswand, von der die Sonne abprallte, links der gähnende Abgrund, viele tausend Fuß tief, der Weg so schmal, so glatt, und dabei die eigenthümliche Gewohnheit der Maulthiere, immer gerade am Rande des Abgrundes hin zu balanciren und nicht sich drüben an der Felswand zu halten. Ich konnte die Hitze, die mir die Stirn verbrannte, die Gefahr dieser Situation nicht mehr ertragen, gewagt mußte einmal werden, ob man rasch oder langsam ritt, ich trieb mein mulet zum rascheren Schritt und galoppirte am Rande des Abgrundes den Berg hinauf. Aber wenn man die Höhe erreicht hat, belohnt die köstliche Aussicht den Muth und die Anstrengung. Zu unseren Füßen tief unten erblickst Du das wunder-

volle Thal der Rhone; leuchtend im Sonnenglanze schlängelt sich der Strom dahin, Kastanienwälder, Städte und Dörfer fassen seine Ufer ein, zu beiden Seiten schließen ungeheure Felsen, überragt von den leuchtenden Gletschern, das Thal, das drüben ganz eingeschlossen wird von der langen, gigantischen Kette des Montblanc. Am Fuße des Montblanc, dort unten am Kastanienwalde, schimmert Dir Martigny entgegen, das Kreuz der Kirche leuchtet im Abendsonnenglanz, ganz schwach trägt Dir der Wind das Läuten der Vesperglocke entgegen und von der Alm herüber ertönt das fröhliche Lied der Sennerin. O, dieser Anblick ist göttlich schön und Du wünschest Dir Flügel, um hinunter fliegen zu können in dieses überirdisch schöne, entzückende Thal. Aber Maulthiere haben keine Flügel, und erst wenn Du noch drei Stunden steil bergab geritten bist auf lockerem Steingeröll, erst wenn die Rhonefliegen Dein mulet so zerstochen haben, daß es fortwährend sich bäumt und ausschlägt und Du immer in Gefahr bist zu fallen, erst wenn Du das Alles überstanden hast, gelangst Du endlich nach Martigny und steigst vor dem glänzenden Gasthof dort vom Pferde.

Martigny liegt überirdisch schön, rings eingeschlossen von Gletschern, dabei ist die Luft geschwängert von aromatischen Düften, die von den grünen Matten der Alm herüberwehen, und ganz südlich milde und weich. Aber doch ist es wie ein offener Sarg, ein wundervol-

ler, köstlicher, mit Blumen bestreueter Sarg, aber immer doch ein Sarg, der mit dem Leben, mit der Welt nichts mehr zu thun hat, und wenn Du die unermeßlichen Schönheiten dieses engen, tiefen Thals tief in Deine Seele gesogen hast, dann bist Du froh wieder einen Weg zu finden, der Dich wieder in das Leben und in die Welt führt. Und welch einen Weg! Ich glaube nicht, daß es auf Erden etwas Schöneres giebt, als den Weg von Martigny nach Ber und von da weiter nach Villeneuve und Vevay. Aber das läßt sich nicht beschreiben und sagen, das muß gesehen und genossen werden. Was hilft es, wenn ich Dir erzähle von den Gletschern, die ringsum Dir entgegen leuchten, von dem Schlachtfeld der Walliser, über das wir dahin fuhren, von der Rhone, die sich in einem köstlichen Wasserfall vom Felsen stürzt, und endlich von dem berühmten Wasserfall der Pissevache, welcher vielleicht der grandioseste Wasserfall in Europa ist?

Der Schmelz der Farben, das Leuchten der Gletscher, der dunkelblaue Duft, der über den Bergen liegt, die einzelnen Tropfen des Wasserfalls, die wie tausend Diamanten in der Sonne flammen, die milde, weiche, glühende Luft, die dennoch immer von kühlenden Winden gefächelt wird, das Alles läßt sich nicht beschreiben. Es ist ein Thal des Südens, gar nicht zu vergleichen mit der übrigen Schweiz, grandioser und doch lieblicher, Alles kolossaler und doch sanfter, weicher.

Und nun endlich, wenn Dir in der Ferne der Genfer See mit seiner dunkelblauen Fluth entgegen leuchtet, wenn Du mit vor Freude klopfendem Herzen Dich ihm wieder näherst, wenn Du in Villeneuve wieder dicht an seinem Ufer anlangst und ihn ganz vor Dir ausgebreitet siehst in seiner wundervollen Schönheit und Lieblichkeit, müssen Dir da nicht Thränen in die Augen treten vor tiefer, unaussprechlicher Rührung und seligem Glück, mußt Du da nicht Gott danken, daß er die Welt so schön gemacht und Dir Augen gegeben hat, sie zu sehen? Sich der Welt und ihrer Schönheit freuen, heißt Gott danken, und so war unser Wiedersehen des Genfersee's, unsere Fahrt an seinen Ufern ein langes, ununterbrochenes Gebet.

Chillon und das Berliner Gefängniß für einsame Haft.

Zwischen Villeneuve und Vevay liegt das alte, feste Schloß Chillon, mit seinen ungeheuren Thürmen und Mauern ganz hinein gebaut in den See und rings von seinen Wassern umfluthet. Wir verließen den Wagen, um die berühmten unterirdischen Gefängnisse zu sehen, in denen einst die Herzoge von Savoyen ihre Staatsgefangenen einkerkerten. Ueber zwei enge, geschlossene Höfe, durch ungeheure, allen Zeiten trotzende Thore gelangt man in diese furchtbaren Gewölbe, an deren, das Gewölbe tragenden Stützpfeilern noch die eisernen Ringe hängen, mit denen die Gefangenen hier an ihrer Kette befestigt wurden. Ganz oben in den viele Ellen dicken Mauern sind schmale, kleine Schießscharten angebracht, durch die man Nichts gewahrt, als die Spitzen der Wogen. Und in diesem Aufenthalt, in dieser Verdammniß haben Menschen ihre Brüder verurtheilt zu leben, hier haben Menschen geseufzet und geächzet. Einer von ihnen, ein freier, edler Mann, der es gewagt seinem tyrannischen Fürsten die Wahrheit zu sagen, ist hier viele Jahre Gefangener gewesen, bis man ihn endlich verhungern ließ. Du siehst noch den Ring, an wel-

chem er gefesselt war, und der Felsengrund ist ausgehöhlt von seinem jahrelangen Stehen und Aufundniederschreiten. An diesem Pfeiler neben dem Ring hat Lord Byron seinen Namen eingeschnitten, eben so Victor Hugo. Das berühmte Gedicht des Ersteren, das ihm in Chillon seine Muse zugeflüstert, kennst Du.

Und diese Gefängnisse, diese Käfige, in denen in nie gestörter Einsamkeit die Gefangenen lange, lautlose, gräßliche Tage verbrachten, die nennen wir jetzt die Ueberbleibsel einer barbarischen Zeit, und, prunkend mit der Humanität unseres Jahrhunderts, reißen wir die Thüren dieser mittelalterlichen Kerker auf, damit das Gotteslicht unserer modernen Freiheit sie durchleuchte. O mein Gott, sind wir denn weniger barbarisch, weniger grausam als die Zwingherrn des Mittelalters? Lieben wir unsere Brüder mehr, erbarmen wir uns mit milderer Freundlichkeit der Gefallenen?

Diese einsamen Gewölbe, diese Burgverließe und unterirdischen Kerker, die nennen wir barbarisch und grausam? Die Zellengefängnisse der neuern Zeit aber, dieses sogenannte pensylvanische System, willst Du das einer humanen, nach Freiheit strebenden Zeit würdig finden? O Allmächtiger, wenn Du auf unsere Erde blickst, und all dieses Treiben und Wogen, dieses Streben und Unterdrücken, wenn Du es siehst, wie kannst Du es dulden, daß so der Mensch den Menschen in seiner innersten Würde zertritt, und zu einem eingefan-

genen Thiere erniedrigt, das man durch Qualen zu bändigen sucht! — Ich besuchte neulich hier in Berlin das neue Gefängniß, das nach diesem vielgepriesenen pensylvanischen System erbaut wird, und da schien mir Chillon, welches das Gefängniß der Tyrannei war, noch milde gegen dieses Haus, welches die erbarmende christliche Liebe der gefallenen Menschheit errichtet. Christliche Liebe, dieses schöne, erhabene Wort, wie vielfach ist es nicht gemißbraucht worden, wie vielfach wird es nicht noch täglich gemißbraucht! Um der christlichen Liebe willen hat man Andersgläubige an das Kreuz geschlagen, hat man ganze Völker zerstampfen lassen unter den Pferden wilder christlicher Krieger. Um die christliche Liebe zu predigen, sind die heiligen Väter nach Indien gegangen und haben dort ein ganzes, in Unschuld und Frieden lebendes Volk ihrem Glücke und ihrer Harmlosigkeit entrissen, haben es aus dem Paradiese ihrer Unschuld hinausgetrieben, um es die Sünde kennen zu lehren, und das Verbrechen, um es zu entnerven; und als sie dieses ganze glückliche Volk zertreten, zermalmt, als sie es an das Kreuz geschlagen haben, da frohlockten die heiligen Väter, und weil sie das Volk gekreuzigt hatten, nannten sie es ein christliches Volk. Aber die Kreuzträger sind nicht allemal die Christen, und diejenigen irren, welche meinen, seinem Volke ein Kreuz aufzuerlegen sei gleichbedeutend damit, es zu guten Christen zu stempeln. — Die christliche Liebe hat

Tausende der armen geängsteten Menschheit auf den Scheiterhaufen geführt, die christliche Liebe, sie hat auch diese Gefängnisse des Schweigens erbaut! Ja, Schweigen, das allerdings mag eine Tugend sein, und diese Tugend des Schweigens zu lehren, dazu sind diese Zellengefängnisse trefflich geeignet. Aber welch ein Schweigen wird dies sein! Ein Schweigen, wo der Grimm mit beredten Worten nach Innen frißt und nagt, wo die Rache mit äußerlich lautlosem Donnerklang an die Pforten des Busens klopft, und die zähneknirschende Verzweiflung jeden geraubten Tag und jede stumme Stunde mit blutigen Lettern in das Herz zeichnet! O ich weiß es wohl, Schweigen ist eine Tugend, das lehren uns ganze Völker, und wenn dies nicht wäre, wie würde die ganze Welt wiederhallen von dem Geschrei der Wuth, der Indignation, des Schmerzes und der empörten leidenden Gerechtigkeit! Aber still, — ich entsinne mich zu rechter Zeit, daß Schweigen eine Tugend ist! — Du, folge mir jetzt in dieses Haus des Schweigens, wo die Worte eingefangen werden, und die flüchtigen, über Berg und Thal schweifenden Gedanken zu bleierner Schwere gefesselt werden durch diese Bande des Schweigens. Komm, tritt mit mir durch diese hohe enge Pforte, die inmitten dieser zehn Fuß hohen glatten Mauer steht. Da, in der Mitte dieses trostlosen, öden Hofes, in welchem kein Baum und keine Blume blüht, da, dieses unermeßlich große, pallastartige Ge-

bäude mit den vielen, von schwerem Eisengitter umschlungenen Fenstern, das ist unsere Bastille. Und sieh, wenn der Gefangene durch diese Pforte getreten, dann hat er der Außenwelt den letzten Scheidegruß gesagt. Zwei Schritte über diesen Hof, und nun Lebewohl, Du blauer Himmel, Du sanft fächelnde Luft, Lebewohl Du süßer Klang menschlicher Rede, Lebewohl befreundetes Wort, Du geheiligte Brücke, welche der Gedanke von einem Menschenherzen zum andern legt, Lebewohl auch Hoffnung und Zukunftsglück, wer diesen Flügel des Gebäudes dort betreten hat, der hat mit Allem abgeschlossen, selbst mit den Flüchen seiner Qual, selbst diese müssen als ätzendes Gift nach Innen fressen, und wenn er dereinst dieses Haus verlassen kann, dann wird seine Brust von diesem Giftstoff so zerfressen sein, daß eine ganze Welt der Liebe ihn nicht mehr zu heilen vermag. — Durch diese erste Pforte da tretend, empfängt der Gefangene die Nummer seines Gefängnisses und wird dem Gefangenwärter übergeben. Der führt ihn durch lange Corridore, an deren Seiten in regelmäßiger Unterbrechung schmale Thüren sich befinden. Still ist Alles, und mit dröhnendem Klang hallt der Schritt des neuen Ankömmlings durch diese hohen Hallen und sagt den hinter diesen schmalen Thüren befindlichen Gefangenen, daß sie einen neuen Gefährten ihrer Qual empfangen haben. Da, jetzt steht der Gefangenwärter still, diese Thüre hat die bezeichnete Nummer, und von die-

sem Momente an ist der Gefangene, den er führt, nicht mehr ein Mensch, ein freies, denkendes Wesen, sondern ein mit einer Nummer bezeichnetes Ding, das nach der Nummer seiner Zelle benannt wird, und aus der Liste der Menschen ausgestrichen ist. Denn die Rede, des Gedankens Ausdruck das ist es, was dem Menschen als heiliges Vorrecht gegeben, und dieses Vorrecht ihm entreißen, heißt ihn von seiner Menschenwürde hinabstoßen. — Jetzt hat der Gefangene die Schwelle seines Käfiges übertreten, die Pforte schließt sich hinter ihm, — er ist allein! Welch ein Alleinsein! Schaudernd blickt er umher, schaudernd sieht er sich um in seinem Grabe! Seine Zelle ist achtzehn Fuß lang, zehn Fuß breit, wohl, er könnte in der Länge einige Schritte gehen. Aber nein, in der Mitte dieses Raumes, ihn durchschneidend und die ganze Breite einnehmend, befindet sich seine Matratze, auf der er ausruhen soll von seinen langen, stummen Tagen zu traumlosem Schlaf, und durch diese Matratze ist ihm der enge Raum noch enger gemacht, das Auf- und Niedergehen unmöglich geworden. Kahl und leer sind die Wände; trostlos schweift das Auge des Gefangenen hinauf zu dem kleinen, eng vergitterten Fenster! O, wenn er nur ein wenig Himmel sehen könnte, nur ein wenig von der blauen, frischen Gottesluft! Aber die Fenster sind mit mattgeschliffenem Glase ausgefüllt, und kein Stern, kein Mond und keine Sonne selbst kann diesen matten Schleier durch-

dringen. Und wenn der Gefangene, mit schlotternden Knieen, nun ganz sein Unglück begreifend, und nicht vermögend sich auf seinen Füßen zu halten, nach einem Sessel sucht, so sieht sein umherirrendes Auge als einziges Geräth seiner Zelle in der Ecke einen kleinen, in die Wand eingemauerten, blechernen Kasten, das ist sein Tisch, sein Stuhl, sein Gebetpult, dieser Kasten, er ist der einzige Kanal, der ihn mit dem Leben verbindet. Dieser finstere bleierne Kasten läßt sich öffnen, und er ist zugleich der Abzugskanal der elenden, creatürlichen Noth, und der Kanal, durch welchen er seine Speise empfängt und den Trank für seine durstigen Lippen. Denke Dir, wie einem empfindenden, gottähnlichen Geschöpf zu Muthe sein muß solcher Entwürdigung gegenüber; in dem Augenblick, wo er sich entschließt, aus diesem Kasten, der ihm vielleicht kurz zuvor zu seinen thierischen Bedürfnissen hat dienen müssen, sich seine Speise zu nehmen, in dem Augenblick reißt er sich los von seiner Menschenwürde und hat auf ewig gebrochen mit dem Gefühl seines Adels und seiner Gottähnlichkeit. Und auf diesem Kasten, welcher ja zugleich sein Stuhl ist, sitzt nun der Gefangene Stunde nach Stunde in ununterbrochener Stille da. O, anfangs, da wird ihm die Stille noch lieb sein, er bringt noch Gedanken, noch Erinnerungen mit, er beschäftigt sich noch mit der Außenwelt, er hofft vielleicht noch zu entrinnen, er macht noch Zukunftspläne. Aber wenn langsam die Tage sich

abspinnen, wenn sie zu Wochen sich ausdehnen, dann verblassen die Erinnerungen, dann stocken die Gedanken, die keine Nahrung haben von der Außenwelt, dann erlahmen die Flügel der Phantasie, und mit zerrupften Schwingen liegt die ganze Zukunft, ein zuckender Leichnam, zu den Füßen des Gefangenen da. Was soll er nun denken, womit sein Gehirn ausfüllen! Mit Gebet! O, wie kann er beten mit gedankenlosem Hirn, wie kann er auf Gott hoffen, wenn er nicht mehr auf die Menschheit hoffen kann, wie kann er Gott lieben, wenn er die Menschen nicht mehr liebt! Und nun wird er starrend auf seinem Kasten sitzen, und sein ausdörrendes Gehirn wird er fragen, ob es noch Gedanken enthält, und jeden Gedanken wird er prüfen, ob er noch vernünftig sei und inhaltsvoll, und wie er prüft, und immer prüft, und zweifelnd, angstvoll sich selber auf eine Nadel steckt, und jeden Gedanken beschaut, ob er noch gesund, wird er, aus dieser Furcht und diesem Zweifel diese Krankheit, die er fürchtet, allgemach herauf beschwören. Aus der Ecke seiner Zelle wird sie, einer nimmer rastenden Spinne gleich, langsam sich heranschleichen, diese unheilsvolle Krankheit, ihn umspinnend mit ihren Fäden, immer enger und enger ihre Kreise ziehend um ihren, in entsetzlichem Bangen zusammenschauernden Gefangenen, der sie herankriechen sieht, und ihr doch nicht wehren kann, und endlich, endlich gefangen ist in diesem Netz. Wahnsinn, das ist die Spinne,

welche diese Gefängnisse des Schweigens durchschleicht, und in jedem derselben die Beute findet, welche die Einsamkeit und das Todesschweigen ihr bereitet hat. Die Erfahrung hat gelehrt, daß fünf Jahre eines solchen Zellengefängnisses unvermeidlich jeden Gefangenen zum Wahnsinn treiben! Also nicht länger als fünf Jahre darf irgend ein Gefangener in diesem Hause des Schrekkens sein, und doch gehören die zu fünfjähriger Gefangenschaft Verurtheilten nicht zu den schweren Verbrechern, sondern ihre Schuld ist nicht so gar groß. Hunger, die Verzweiflung um eine ächzende, nach Brod schreiende Familie kann den liebenden Vater zu einer That verleitet haben, die fünfjährige Strafe nach sich zieht, ein unvorsichtig ausgesprochenes, hämisch gedeutetes Wort kann zu einer Majestätsbeleidigung gestempelt werden, die mehr denn fünf Jahre Gefängnißstrafe nach sich zieht. Freilich, für solche Verbrecher erscheint kein Ort geeigneter, als das Haus des Schweigens, denn dort wird man versuchen, sie zu bessern. Wer wird diese Verbrecher bessern? Der Priester wird es, und Der wird für den Gebesserten gelten, der all seinen tobenden Ingrimm, seine unermeßliche Qual, seinen Jammer und sein Leid in sich hinunter würgt und seine Mienen zwingt zur Demuth und Ergebung, und mit zerknirschten Thränen ergebungsvolle Floskeln stammelt. So wird man die Rationalisten lehren, Pietisten zu werden, und den Ungläubigen, den man nicht gläubig

machen kann, wird man wenigstens zu einem Heuchler verketzern. Denn, unbedingte Gewalt hat in diesem Hause der Priester. Nur der Gefangene, dessen Betragen zur Zufriedenheit gereicht, nur der allein wird mit Arbeit begnadigt. Wer aber entscheidet, ob er zur Zufriedenheit sich beträgt? — Der Priester, denn er allein hat Zutritt zu den Gefangenen, er allein spricht mit ihnen, und nur der natürlich wird seine Zufriedenheit erringen, der in gläubigem Händefalten die Gebete nachspricht, die er ihm sagt. Ist der Priester orthodox, so müssen die Gefangenen orthodox sein, ist er ein Pietist, so müssen sie einstimmen in diesen zerknirschten Jammer, in diese stolze Demuth, in dieses ganze heuchlerische Wesen, nur, um dadurch seine Zufriedenheit zu erlangen, nur, um sich Arbeit zu verdienen. — Solche Gedanken bestürmten mich, als ich erbebend und grausend durch diese langen Hallen ging, die bald nur noch ertönen werden von dem schlurfenden Schritte verzweifelnder Verbrecher! — Verbrecher? Wer sind die? Dieser Begriff auch ist sehr relativ, und mancher, der vor dem Gesetze ein Verbrecher ist, wird rein befunden werden vor Gott, Mancher, den seine That zum Verbrecher stempelt, kann in seiner Gesinnung voll Edelmuth und Hoheit sein. Und wie viele, mildernde Umstände giebt es nicht, die wohl eine That entschuldigen können vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gesetz. — Ich habe mir einmal die Geschichte eines armen

Menschen erzählen lassen, der freilich ein Verbrecher war, aber dennoch ein edler Mensch, und der nur fiel, weil sein eigenes Schicksal ihn fallen ließ, und weil das Unglück ihn entnervt hatte. Und weil wir jetzt so viel von Gefängnissen und Verbrechen gesprochen haben, will ich Dir hier die Geschichte eines Verbrechers erzählen!

Jacob Eltester.

I.

Aber können Sie uns denn gar nicht sagen, wer dieser junge Mensch eigentlich ist? fragte das schöne Fräulein Julie den Doctor Alfred.

O doch, sagte er. Er heißt Karl Wangerlin und ist der Wirthssohn aus Ostrau!

Mein Gott, was kümmert uns sein Name! riefen alle um den Theetisch versammelten Damen im Chor. Seinen Namen wollen wir gar nicht wissen. Sie sollen uns seine Schicksale erzählen, Herr Doctor. Denn Sie müssen diese doch kennen. Sie müssen doch wissen, weshalb dieser junge Mann hierher gebracht ist, da Sie sein Arzt sind.

Nun, sagte der Arzt, Sie wissen es ja selbst, meine Damen, daß unser Krankenhaus hier in Halle überall berühmt und anerkannt ist! Weshalb wundern Sie sich denn, wenn dieser arme Geisteskranke gleichfalls zur Heilung hierher gebracht worden?

Wir wundern uns ja auch nicht, rief Fräulein Julie, Sie sollen uns nur erzählen, weshalb er geisteskrank geworden?

Das weiß ich selber nicht, sagte Alfred. Niemand

weiß es, auch sein Vater nicht. Man fand ihn eines Morgens lang ausgestreckt, unbeweglich und starr auf einem Grabhügel liegen, in welchem man Tags zuvor ein armes, junges Mädchen begraben hatte. Er war ganz steif und kalt, und man hielt ihn schon für gestorben. Aber den Bemühungen der Aerzte gelang es endlich, ihn ins Leben zurückzurufen. Er schlug die Augen auf, er blickte starr umher, dann seufzte er so tief und schmerzlich, daß es seinem armen Vater, dessen einziges Kind er ist, Thränen in die Augen trieb. Aber auf alle seine zärtlichen, angstvollen Fragen erwiederte sein Sohn kein Wort. Er schlug sich nur mit der Hand auf die Brust und seufzte und wimmerte laut, man wußte nicht, ob vor geistiger Qual oder vor körperlichem Schmerz. Dann brach er in eine so wilde Tobsucht aus, daß sechs Männer kaum im Stande waren, ihn zu halten. Er wollte durchaus zum Fenster hinausspringen und schrie und schlug nach denen, die ihn daran verhinderten. Vergebens waren alle Mittel der Sanftmuth und Liebe, diese Anfälle erneuerten sich täglich mehre Male, und so sah sich sein alter, trostloser Vater endlich genöthigt, ihn hierher nach Halle zu bringen in unser Krankenhaus. Das ist Alles, was ich von ihm weiß.

Und das ist wenig genug! rief Fräulein Julie spöttisch. Was aber denken Sie von der Ursache seines Zustandes?

Ja, was denken Sie davon? riefen alle Damen.

Ich denke, sagte der Arzt, daß irgend ein ungeheurer Schmerz, den er geheim halten wollte, ihn in diesen beklagenswerthen Zustand gebracht hat. Irgend ein tiefes Seelenleiden hat seinen Geist zerrüttet.

Sagten Sie uns nicht, man habe ihn auf dem Grabe eines jungen Mädchens gefunden?

Ja wohl! Auf dem Grabe des jungen Mädchens, dessen Mörder man in einigen Tagen hinrichten wird!

O, gewiß hat er das junge Mädchen geliebt, gewiß hat der Schrecken um ihren plötzlichen, jammervollen Tod ihm den Verstand geraubt!

Auch ich dachte daran, erwiederte der Arzt, und habe deshalb in Ostrau nachgefragt. Doch wußte Niemand, ob er mit dem armen Mädchen in irgend einem Verhältnisse gestanden, vielmehr sagte man, der Wirth, sein Vater, habe das Mädchen heirathen wollen.

Seltsam! sagte Fräulein Julie nachdenklich. Ich möchte wohl den Zusammenhang dieser Geschichte wissen, denn dieser bleiche, junge Mann interessirt mich unendlich. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck von Jammer und Qual in seinem Antlitz, in seinen Blicken, und wenn er lächelt, so ist dies Lächeln herzzerreißend.

Gestern begegneten wir ihm auf einem Spaziergange, erzählte eine andere Dame. Er stand an eine Eiche gelehnt und blickte mit ineinander geschlagenen Armen starr hinauf zu den fliegenden Wolken, und wolkengleich zo-

gen Stürme über sein bleiches, schönes Gesicht dahin, und um seinen Mund zuckte es wie Wetterleuchten des Schmerzes. Dann schrie er mit einem durchdringenden Wehelaut: Beide in Einem Grab!

Und dann, unterbrach sie der Arzt, dann knieete er nieder und weinte laut! O, ich kenne das! Es sind seine täglichen, stündlichen Leiden. Die Raserei hat ihn jetzt ganz verlassen und seine ganze Krankheit besteht jetzt in diesen Anfällen verzweiflungsvoller Traurigkeit, Anfällen, die aber in ihrer Heftigkeit schon beginnen, seine Gesundheit zu zerrütten. So lange er wirklich wahnsinnig war, blieb, wie dies immer zu sein pflegt, sein physisches Wohlbefinden ungeschwächt, seit aber diese Geisteskrankheit gehoben ist, ergreift die Krankheit seinen Körper.

Er ist also wirklich ganz geheilt? fragte Julie.

Das heißt, sagte der Arzt, er hat sein Bewußtsein wieder erlangt, aber auch, wie es scheint, mit diesem das Bewußtsein eines großen, geheimnißvollen Schmerzes! Aber sehen Sie, dort kommt er selbst! Lupus in fabula!

Wirklich war in diesem Augenblick ein junger Mann ins Zimmer getreten, der wie mit zauberhafter Gewalt die Blicke aller jungen Damen an sich zog. Er schien dies gar nicht zu bemerken, sondern schritt gesenkten Hauptes, wie Einer, den der Gram gebeugt, zu dem Doctor Alfred hin.

Schelten Sie nicht, Herr Doctor, sagte er mit einer Stimme, die wie in tiefem Schmerz klagte und zitterte, ach, schelten Sie nur nicht, lieber Doctor, daß ich Sie hier aufsuche. Ihr Diener sagte mir, daß ich Sie hier finden würde.

Und was führt Sie zu mir, lieber Karl? fragte der Arzt mit theilnehmenden Blicken, dem bleichen Jüngling die Hand reichend.

Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, sagte dieser nach einer Pause.

Abschied? So wollen Sie uns schon heute verlassen? fragte Alfred. Ich meinte, Sie wollten noch acht Tage hier verweilen, bis —

Bis Jacob Eltester hingerichtet wäre? fragte der Kranke mit einem matten Lächeln. Ja freilich, das wollte ich auch anfangs. Aber jetzt habe ich mich anders besonnen. Ich werde meinem Vater Hülfe leisten müssen in seinem Geschäft. Denn diese Hinrichtung wird von nah' und fern Neugierige herbeiziehen und da wird es viel zu thun geben im Gasthofe meines Vaters.

Da haben Sie wohl Recht, sagte der Arzt. Aber fühlen Sie sich wirklich kräftig genug, sich schon wieder Anstrengungen und Geschäften zu unterziehen?

O doch! sagte Karl mit einem eigenthümlichen, schmerzvoll zuckenden Lächeln. Ich fühle mich ganz gekräftigt zu dem, was ich zu thun habe. Und also

denn, Herr Doctor, leben Sie wohl, fuhr er fort, dem Arzt die Hand reichend. Ich danke Ihnen für alle die Liebe und Geduld, die Sie mit mir gehabt. Möge es Ihnen immer gut gehen! Der Himmel bewahre Sie vor großem Kummer, lieber Herr, und erhalte Ihnen, was Sie lieben!

Er seufzte noch einmal tief auf, dann wandte er sich um und schritt gebeugten Hauptes aus dem Gemach.

Die Damen hatten, tief gerührt, kaum athmend, um keins seiner Worte zu verlieren, dieser Scene zugeschaut, und auch jetzt noch, als der Unglückliche schon wieder verschwunden, saßen sie noch eine Zeit lang schweigend und still da.

Und ich glaube doch, daß er das ermordete Mädchen geliebt hat, sagte endlich die schöne Julie, und mit diesen Worten war das Signal gegeben zu einer lebhaften Unterhaltung über die möglichen Ursachen von Karl Wangerlin's Krankheit. Doctor Alfred aber war seit den letzten Worten still in sich gekehrt gewesen; er raffte sich endlich auf und näherte sich der schönen Julie, die, abseits von den Andern, in eine Fensternische getreten war.

Julie, sagte er leise und dringend, dieser Arme hat mich schwermüthig, angstvoll gemacht. Es ist, als ob eine Vorahnung tiefen Kummers auf meiner Seele lastete. Ich muß Gewißheit haben! Das Wort muß endlich gesprochen werden. Sie wissen es, daß ich

Sie liebe. Und Sie, Julie, werden Sie mich von sich stoßen? Werden Sie mir die Hand reichen, um an meiner Seite durch das Leben zu wandeln?

Sie antwortete einige leise, unverständliche Worte. Er neigte sich näher zu ihr, ihre Hände berührten sich, und dann mußte er auch ihre Worte verstanden haben, denn bald stellte er der froh überraschten Gesellschaft die schöne Julie als seine Braut vor. Man scherzte und lachte und freute sich, und an den unglücklichen Karl Wangerlin dachte Keiner mehr! — So ist das Leben! die Glücklichen haben ein kurzes Gedächtniß für der Unglücklichen Qualen, und dieselbe Stunde, die dem Einen Freude bringt und Lust, trägt für den Anderen Leid und unaussprechliches Weh in ihrem Schooße!

Während diese hier scherzten und lachten, wanderte Karl Wangerlin raschen muthigen Schrittes gen Ostrau, einem, wenige Stunden von Halle entfernten Marktflekken, in welchem sein Vater, der reiche Gastwirth, wohnte. — Es schien, als triebe eine ängstliche Hast den Wanderer fort, als gehe er einer drängenden Pflicht entgegen und bange, die rechte Stunde zu verfehlen. Oft zog er seine große, silberne Uhr hervor, und schaute mit ängstlichem Blick auf die langsam vorschreitenden Zeiger hin, und die langen Schatten, welche die Abendsonne an den Bäumen dahinzog, schienen ihn mit Schrekken zu erfüllen. Er murmelte zuweilen einige leise, un-

verständliche Worte, zuweilen drang es auch wie ein Schrei der Qual aus seiner Brust hervor, und dann plötzlich stürzten ihm die Thränen aus den Augen. So wanderte er immer fort, durch die wallenden Kornfelder dahin, die, von der scheidenden Sonne beleuchtet, wie ein goldenes Meer wogten und rauschten. Jetzt erklomm er eiligen, ungehemmten Schrittes den steilen Hügel dort, und nun, auf der Höhe angelangt, sah er es vor sich liegen dort drunten im Thal, das geliebte Heimathsdorf Ostrau. Da lag es, inmitten einer lachenden, üppig prangenden Flur, auf den Hügeln rings umkränzt von dichtem Waldgehölze, friedlich und still lag es da mit seinen rauchenden Schornsteinen, und hoch überragt von dem stolzen Schloß der Grafen F..., das in der Mitte des Ortes auf einem Hügel, rings umgeben von einem tiefen Graben, sich erhob, und mit seinen alterthümlichen Thürmen und Erkern gar wunderbar contrastirte zu den kleinen, demüthigen Häusern, die rings es umgaben. Nur eins dieser Häuser ragte bedeutender hervor über den andern, und das war das Haus des reichen Gastwirthes. Aber nicht dorthin, nicht nach dem Hause seines Vaters, waren Karls Blicke gerichtet. Dorthin schweiften seine Augen, dorthin nach dem stillen Friedhof, und dort suchten sie unter den Kreuzen das weiße Marmorkreuz eines Grabhügels. O, dies Kreuz, es leuchtete hell zu ihm herüber, und Karl breitete die Arme wie begrüßend dorthin, und

flüsterte leise: Morgen! Dann sank er auf seine Knie und weinte bitterlich. Aber bald raffte er sich wieder auf, und seine Thränen trocknend schritt er den Hügel hinab. Bald hatte er jetzt Ostrau erreicht, und durch die kleinen, offenen Gassen ging er eiligst dahin. Wie war es heute lebendig und menschenbewegt in dem sonst so stillen Orte; zu ganzen Schaaren zogen die Menschen herbei von nah und fern; die armen Leute hatten nicht die weiten Wege, nicht den verlornen Verdienst eines ganzen Tages gescheut, sie waren herbeigeströmt von allen Seiten, um einen ihrer Brüder sterben zu sehen; die Reichen kamen gefahren in stolzen Carossen, und hinter den glänzenden Spiegelscheiben sah man das schöne Angesicht mancher schönen, nervenschwachen Dame, die es doch nicht scheute, einer Hinrichtung beizuwohnen. Es war ein Wogen und Drängen in den Straßen, wie zu irgend einem freudigen, köstlichen Feste, man lachte und jubelte, hier und da waren Buden aufgeschlagen zu Würfelspiel und Lotterie, schön geputzte Bäuerinnen gingen umher, ihre Eßwaaren feil zu bieten, und hier und da sang eine schrille Weiberstimme zu den melancholischen Tönen des Leierkastens irgend ein fröhliches, lustiges Lied. Niemand dachte daran, daß er gekommen, einen Menschen sterben zu sehen, Niemand, daß das Geräusch dieser Fröhlichkeit auch zu den Ohren Dessen dringen müsse, der schon des Todes geweihetes Opfer, und jetzt seine letzten Abschieds-

stunden mit dem Leben feierte! — Karl Wangerlin achtete nicht auf die wogende Menge, durch die er sich hindurchdrängte, er blickte starr vorwärts auf einen einzigen, schwarzen Punkt, der dort vom Marktplatz her ihm sichtbar ward, und jetzt, um eine Straßenecke biegend, lag er vor ihm, dieser Markt, mit seinem stolzen Grafenschlosse, und hier, dem Schlosse gegenüber, erhob es sich drohend und schwarz, das Blutgerüst! Wie Karl das erblickte, schien es, als blitzte eine wilde, grausame Freude in seinen Augen auf; seine zusammengesunkene Gestalt richtete sich stolz und kühn empor, wie im Triumph. So schritt er zu dem Hause seines Vaters, das dem Schaffot gegenüber lag. Und in der Thür des Hauses stand eine hohe Greisengestalt; sein weißes Haar flatterte im Winde, seine trüben, schwermüthigen Blicke waren auf das schwarze, unheilvolle Schaffot gerichtet, und er sah nicht seinen Sohn, der jetzt schon vor ihm stand, wieder ganz zusammengesunken, ganz gebeugt und wehmuthvoll.

Vater! sagte endlich Karl leise, schüchtern.

Der Alte schreckte zusammen und fragte wild: Vater! Wer nennt mich Vater?

Ich, Dein Sohn Karl! sagte dieser weinend.

Ach Du! sagte der Greis, und reichte seinem Sohne die Hand, die dieser an seine Lippen drückte und mit seinen Thränen benetzte.

Bist Du auch gekommen, um ihn sterben zu sehen?

fragte der Alte nach einer Pause. Wolltest Du auch zu diesem Festtag nicht fehlen? Ach, es wird ein Fest, ein herrliches Fest sein, fuhr er mit bitterem Spotte fort. Schon sind alle Zimmer meines Hauses gefüllt mit vornehmen Damen und Herren, die Alle herbeigeströmt sind zu diesem seltenen Schauspiel. O, es wird schön werden morgen! Hei, wie herrlich das leuchten muß, wenn sein rothes Blut dort das schwarze Tuch überspritzt, wenn es in Strömen darüber hinfließt, sein liebes, junges Blut, das nicht mehr sein armes, leidendes Herz durchströmen soll! Ach, Du armer, verlassener Knabe sitzest da drüben einsam in Deinem Kerker, allein mit Deinen Todesschmerzen und Deiner Angst, und Niemand ist da, der Dich tröstet, der den Abschiedssegen des Lebens über Dir weint!

Hier schwieg der Alte, Thränen erstickten seine Stimme und er barg sein Gesicht in seinen Händen und weinte laut.

Vater, sagte Karl nach einer Pause, Vater, Ihr beklagt ihn?

Wer, ich? rief der Alte aufschreckend. Nein, ich beklage ihn nicht. Er ist ein Mörder, und verdient nicht, daß man ihn beklagt. — Du hast ganz Recht gethan, mein Sohn, daß Du gekommen bist, ihn sterben zu sehen.

Nein, ich werde ihn nicht sterben sehen, sagte Karl mit einem trüben, wahnsinnigen Lächeln. Ich werde

ihn nicht sterben sehen. Aber ich bin gekommen, weil ich ihn vor seinem Tode noch sehen muß. Ich habe ihm noch einen Auftrag mitzugeben in die andere Welt, ich muß ihm noch ein Geheimniß zuflüstern.

Du auch? fragte der Alte schmerzvoll erstaunt. Nun wohl denn, sagte er nach einer Pause, so laß uns zusammen gehen; ich habe ihm ein Geheimniß mitzutheilen in den Tod.

Er nahm den Arm seines Sohnes, und sich auf ihn stützend schritten sie Beide über den Platz dahin, nach dem Schlosse zu, in dessen unteren Räumen sich das Gefängniß des verurtheilten Jacob Eltester befand.

II.

Jacob Eltester war ein Jüngling von zwanzig Jahren, und bis zu jener entsetzlichen Mordthat hatte es Niemand in Ostrau gegeben, der nicht den armen Jüngling geliebt und ihn eines Verbrechens für unfähig gehalten. Er war so gutherzig und sanft, so arbeitsam und treu. Wie oft hatten ihn die Väter ihren Söhnen gezeigt und sie ermahnt, dem Jacob nachzustreben in tugendhaftem, frommem Wandel! Der arme Jacob aber hatte keinen Vater, die Armuth nannte er seine Mutter, das Unglück seinen Vater, und das waren seine einzigen Angehörigen! Zuweilen auch ging Jacob Abends in der Dämmerung, wenn des Tages Arbeit vollendet war, hinunter zu dem See, der, von Tannen

rings umgeben, schwarz uud still inmitten des stillen Gehölzes lag, und der mit seinem schwermüthigen, leisen Rauschen und Plätschern dem armen, einsamen Jacob wunderbare Sterbelieder sang. Er setzte sich nieder am Ufer und schaute lange und sehnsuchtsvoll hinunter in das Wasser, und dann schien es ihm, als wenn sich langsam die Wogen von einander theilten, und ein Weib mit langwallendem, thränenfeuchtem Haar tauchte hervor und nickte ihm zu mit bleichem Angesicht, und winkte ihm mit ihrer dürren Hand, und Jacob erwiederte ihren Gruß und flüsterte leise: Schlafe sanft in Deinem kühlen Grabe! Dann meinte er einen langhallenden, durchdringenden Schmerzensschrei zu hören, die Erscheinung versank in den Wassern, und schwermuthsvoll, leise rauschten und plätscherten die Wogen wieder darüber hin.

So saß Jacob Eltester eines Sonntags im Dämmerlicht am Ufer des schwarzen Sees; von der nahen Wiese herüber tönte das lustige Jauchzen der fröhlichen Jugend, denn dort auf der Wiese waren die jungen Mädchen und Jünglinge versammelt zum fröhlichen Sonntagstanze. Jacob war diesem lustigen Treiben entflohen, es duldete ihn nicht in der Mitte des Frohsinns, und gramvoll war er geflüchtet zu den Ufern des schwarzen Sees. Da saß er und stützte sein Haupt in die Hände, und dachte an sein Verlassensein, und daß Niemand auf Erden ihn liebe und ihm angehöre,

als hinter ihm leise, flüchtige Schritte ertönten, und ein junges Mädchen mit hochgerötheten Wangen und fliegendem Athem aus dem Gebüsche hervortrat. Man sah, sie war eiligen Schrittes gegangen, und sie war gekommen, Jacob zu suchen, denn gerade zu ihm hin ging sie, und als sie leise seinen Namen nannte, schreckte Jacob zusammen, und ward noch blasser, als zuvor.

Du hier, Marie? fragte er. Warum bleibst Du nicht dort, wo Ihr fröhlich seid und guter Dinge? Was willst Du hier am traurigen See?

Ich kam, Dich zu suchen, Jacob, sagte das Mädchen nach einer Pause. Warum fliehst Du aus unserer Mitte, warum suchst Du die Einsamkeit, und bist still und traurig, während Du doch mit uns heiter sein könntest! Das sollst Du mir sagen, Jacob, denn sind wir nicht zusammen aufgewachsen in einer Hütte, sind wir nicht Freunde gewesen von frühester Kindheit her? So habe doch Vertrauen zu mir, Jacob, und sage mir, weßhalb Du nur immer hier so einsam sitzest und seufzest?

Da! sagte Jacob, und zeigte auf die Mitte des Sees, da, bis dahin fuhr meine Mutter auf dem kleinen Fischerboote, das sie vom Ufer abgelöst, und von dort sprang sie hinab in das Wasser, den Tag, nachdem sie mich geboren. Das weißt Du doch und fragst mich, weshalb ich hier sitze? Da drunten schläft meine Mutter, und ich sitze an ihrem Grabe und denke, daß

es da drunten still sein muß und kühl, und ich sehne mich, auch so in Ruhe zu schlafen, wie meine Mutter da drunten!

Das sind traurige Gedanken, Jacob, sagte das Mädchen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Warum sehnst Du Dich nach dem Tode, da Du doch so jung bist und lebenskräftig, da Du noch so viel Freude und Glück erleben kannst!

Ach, Marie, rief Jacob tief bewegt, Marie, warum spottest Du über mich, da Du doch wissen kannst, daß es für mich kein Glück giebt und keine Freude! Bin ich nicht arm und allein, und zehrt nicht die Armuth an mir jeden Tag und jede Stunde, und drückt mich nieder unter das Joch, und läßt mich entbehren und leiden!

Aber Du bist so fleißig, sagte Marie, die Arbeit vertreibt die Armuth.

Was hilft es mir, daß ich arbeite von früh bis in die Nacht, fragte Jacob, was hilft es mir, daß diese Hände voller Schwielen sind und mein Rücken gebeugt von der Schwere übermäßiger Anstrengung? Meine Arbeit reicht nur hin, um mich vor dem Hunger zu schützen. Sie macht mir auch keine Freude, denn ich arbeite nur für mich. Ach, hätte ich Jemand, für den ich arbeiten könnte, gäbe es ein Wesen, das mich liebte, für das ich sorgen müßte, das sich meiner Einsamkeit erbarmte, und mir die Erde zu einer Heimath machen

wollte, ach, wenn solch ein Wesen mein wäre, dann wollte ich freudig arbeiten, arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzte, und unter der schwersten Arbeit wollte ich heiter sein, denn nicht blos für mich, sondern für sie, die ich liebe, würde ich dann arbeiten. Aber was hilft es, solchen Gedanken nachzuhängen, fuhr er traurig fort, das sind doch nur Träume, die niemals wahr werden, und das Mädchen, das ich liebe, wird sich niemals entschließen können, meine Armuth mit mir zu theilen!

Er schwieg und blickte schwermuthsvoll vor sich nieder. Eine Pause trat ein; Marie spielte verlegen mit den seidenen Bändern ihrer Sonntagsschürze, über ihre Wangen jagte sich dunkle Röthe und tiefe Blässe, und ihr Athem ging so fieberhaft wild, daß ihr Busen stürmisch auf und ab wogte unter dem Mieder. Jacob, flüsterte sie dann, Jacob, willst Du für mich arbeiten?

Er sah sie an, ganz ungläubig, ganz verwirrt, und jetzt wiederholte sie ihm mit einem süßen Lächeln ihre Frage.

Mein Gott, schrie Jacob mit einem Ton des Entzückens, der Mariens Herz erbeben machte. Mein Gott, ist es denn möglich, daß ich glücklich sein soll? Marie, Du willst, daß ich für Dich arbeiten, für Dich leben soll? Ach, weißt Du es denn, daß ich Dich so unaussprechlich, so über allen Ausdruck liebe, daß ich

nach Dir geseufzt, nach Dir geschrieen habe in meines Herzens Verzweiflung, und daß ich mich zu Tode grämen wollte, weil Du nicht mein werden konntest. Aber nein, das weißt Du nicht, das weiß Niemand als Gott und meine Mutter da drunten in ihrem Grabe.

O, sagte Marie mit einem schelmischen, verschämten Lächeln, es wissen's auch noch mehr Leute, Jacob; ich habe es schon lange gewußt; ein Mädchen merkt es immer, wenn ein Mann sie liebt, und das ganze Dorf hat es auch gewußt, und wenn Niemand mit Dir darüber sprach, so war's nur, weil Du mit Niemand sprachst.

Du wußtest, daß ich Dich liebte, sagte er ganz träumerisch, und Du warst nicht böse deshalb? Ach, sage mir, Marie, ist es denn wirklich Dein Ernst, daß Du mir gut bist? Ach, treibe keinen Scherz mit mir, es wäre gar so grausam, Marie, denn siehst Du, wenn ich erst einmal an die Möglichkeit geglaubt habe, daß Du mein Weib werden könntest, dann müßte ich ja sterben, wenn es doch nur ein Scherz gewesen. Sage mir deshalb die Wahrheit, Marie, hier an dem Grabe meiner Mutter, sage mir, ob es Dein Ernst ist, daß Du mich lieben und mein Weib sein willst?

Er sah sie so flehentlich und angstvoll an, daß Mariens Augen sich mit Thränen füllten. Mein armer lieber Jacob, ist es denn so schwer, an das Glück zu glauben? sagte sie leise. Warum zweifelst Du denn,

wenn ich Dir doch sage, daß ich Dich liebe, daß ich mit Dir leben und sterben, und Dein treues Weib sein will!

O mein Gott, mein Gott, rief Jacob, Marie will mein Weib sein! Mutter, hast Du's gehört, rief er in einer Art Trunkenheit, sich dem See zuwendend, Mutter, so steig' doch wie sonst empor aus den Wellen, und nicke mir zu und sieh, daß ich glücklich bin. Mutter, so höre doch, ich bin nicht mehr einsam, ich werde ein Weib haben, ein treues, junges, schönes Weib!

Ganz überwältigt, ganz sinnlos stürzte er nieder auf seine Knie und weinte und schluchzte laut, und es war, als töne vom See herüber ein leises Flüstern und Klingen, als rauschten die Wellen mit rascherm Drang zum Ufer hin, mit heimlichem Kichern und Seufzen, und Marie neigte sich schaudernd nieder zu dem Geliebten und sagte angstvoll: Was rufst Du die Todten denn an zu Zeugen unseres Glückes! Wir leben, so laß uns des Lebens uns freuen, wir haben ja Nichts zu schaffen mit dem Tod.

Tod! rief leise das Echo ihr nach und Marie ward bleich und schmiegte sich enger an Jacob. Diese Berührung ihres warmen, frischen Lebens weckte ihn auf aus seiner Betäubung, und er drückte das erröthende Mädchen fest, fest an seine Brust, als wollte er sie ersticken in dieser Umarmung des Glückes. Seine Lippen

strömten über in wonnetrunkenen Worten, und diese so lange verborgene, mit stillem Kummer gepflegte Liebe, sie war jetzt plötzlich ihm zu einer goldenen, leuchtenden Sonne des Glückes geworden, sie überstrahlte seine ganze Zukunft und machte ihn jauchzen vor Glück und Lust. —

O, nun werde ich freudigen Muth haben zur Arbeit, sagte er, denn die Arbeit soll mir geheiligt sein durch den Gedanken an Dich.

Und auch ich werde fleißig sein und noch einmal so rasch nähen, sagte Marie mit einem süßen Lächeln. Wir werden Beide immer daran denken, daß unser Fleiß und unsere Arbeit der Priester sein wird, der uns zum Traualtar führen muß. Je fleißiger wir sind, desto eher kann ich Dein Weib sein, desto mehr können wir zurücklegen und sparen.

Wie viel werden wir wohl ersparen müssen, um uns heirathen zu können? fragte Jacob gedankenvoll.

Nun, sagte sie nach kurzem Besinnen, dreißig Thaler mindestens. Denn einmal kostet die Trauung viel Geld, und dann müssen wir uns doch auch eine kleine Aussteuer anschaffen, eine kleine Wohnung für uns einrichten.

Marie, eine kleine Wohnung für Dich und mich, jauchzte Jacob; ach, wenn ich Abends dann von der Arbeit heimkehre, dann wird meine Kammer nicht öde und leer sein, dann wird meine Marie da sein, mich

zu begrüßen, und ich werde ihr helfen, unser Abendbrod zu bereiten, und dabei werden wir uns erzählen von unserer Arbeit und unserem Glück! Ach, Marie, wenn doch diese köstliche Zeit erst gekommen wäre!

Das wird wohl noch lange, lange dauern, seufzte Marie. Und wenn Du noch so fleißig arbeitest, und ich Tag und Nacht nähe, so wird doch ein Jahr vergehen, ehe wir uns dreißig Thaler ersparen können.

Ein ganzes Jahr, seufzte Jacob, und drückte Marie angstvoll an sein Herz, als fürchte er, sie zu verlieren in diesem langen Jahr des Harrens und Hoffens.

Von der Wiese her tönte fröhlicher Gesang, und deutlich unterschied man die Worte des Volksliedes: „Mußt Du noch sieben Jahre wandern, so nehme ich mir keinen Andern. Sieben Jahr' sind bald herum, ja bald herum!"

Hörst Du? fragte Marie lächelnd. Sieben Jahr' sind bald herum, und wir haben doch nur ein Jahr zu warten! Und bis dahin wollen wir fleißig sein, uns lieben und auf Gott vertrauen.

Ja, das wollen wir, rief Jacob, sie fest umarmend, und Gott wird gewiß unsere Arbeit segnen, denn Du, Du bist ein Engel, Marie!

III.

Wochen, Monate vergingen. Jacob und Marie arbeiteten und hofften, liebten und harrten auf die Erfül-

lung ihrer Wünsche. Allabendlich, nach vollbrachtem Tagewerk, trafen sie sich am Ufer des Sees, und der stille Wald hörte ihre Gelübde ewiger Liebe, ewiger Treue. Jacob war ein Anderer geworden seit jenem Tage seines ersten Geständnisses, die trübe Schwermuth war von ihm genommen, er athmete auf in Lust und Frohsinn, seine Augen glänzten in seligem Entzücken, und seine ganze Gestalt schien getragen und stolz aufgerichtet in der Sicherheit seines Glückes. Und wenn er vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Sinken arbeitete, wenn der Schweiß in großen Tropfen von seiner Stirn quoll, und seine Muskeln schwellten von der Anstrengung, dann jauchzte und schrie Alles in ihm: „Ich arbeite für sie, damit sie mein Weib wird.“ Bald war er der gesuchteste Arbeiter des ganzen Ortes, und dem fleißigen, geschickten Jacob Eltester bewilligte man gern ein erhöhtes Tagelohn, denn immer noch war Vortheil dabei, ihn zum Arbeiter zu haben, er arbeitete für Zwei. — So war das erste Vierteljahr vergangen, und wieder war es Sonntag, ein schöner, köstlicher Sommertag, und auf der Wiese tanzten und sangen, schrieen und jubelten die Jünglinge und Mädchen. Am Ufer des Sees aber war es lauschig und still, und dort saß das glückliche Brautpaar, und vor ihnen auf dem Rasen ausgebreitet lagen ihre köstlichen Schätze, lagen die blinkenden Thaler, die sie erspart, und die sie jetzt mit entzückten Blicken betrachteten und zählten, zehn Thaler.

Schon zehn Thaler! rief Jacob außer sich vor Lust. Ach, Marie, wir werden also nicht nöthig haben ein ganzes Jahr zu warten, denn schon haben wir das Drittel der Summe; so, nur noch ein halbes Jahr, und Du wirst mein Weib! O, Du liebes, herziges Mädchen, sechs Monate nur noch, und dann bist Du mein für alle Ewigkeit.

Bin ich es nicht schon jetzt, Jacob, sagte Marie, sich an ihn schmiegend. Gehöre ich Dir nicht jetzt schon für alle Ewigkeit?

Dann aber, Marie, sagte er glühend, dann erst wird mein Glück vollendet sein, denn dann wirst Du mein Weib! Ach, weißt Du, was das sagen will, mein Kind, meine Taube! Weißt Du, daß Du dann mein bist mit Deinem Leibe und Deiner Seele, daß dann jede Deiner Stunden mir gehört, daß dann Nichts mehr uns trennen wird, weder der Untergang, noch der Aufgang der Sonne, daß Du mein bist bei Tag und Nacht?

Marie schmiegte sich fester an ihn, und trank mit entzücktem Ohre die heißen Liebesworte, die ihr Jacob jetzt zuflüsterte, Jacob, der leidenschaftliche, liebeglühende Jüngling. Nur noch in der Ferne tönte der Gesang der Jünglinge und Mägde, die heimwärts zogen nach Ostrau, leiser und leiser ertönte der Gesang und verstummte dann ganz. Noch einen letzten blutrothen Streif zog die Sonne durch den See, dann begann es zu dämmern. Aber die Liebenden saßen noch immer am

Ufer des Sees und flüsterten heiße, glühende Schwüre, und die Bäume rauschten und flüsterten wie leise Wiegenlieder, und der See murmelte und wogte und sang ihnen ein Lied vom süßen Vergessen, und süßes Vergessen, und selige Lust war in ihnen Beiden, den jugendlichen, naturvollen Liebenden! Die Sterne gingen auf und blitzten und flammten wie funkelnde Diamanten am dunkeln Himmel, und fester in einander verschlungen weilten die Liebenden noch immer am Ufer des Sees. Die Bäume rauschten und schüttelten sich im Nachtwind, hier und da hörte man das leise, sehnsüchtige Flöten eines Vogels. Der See rauschte fort und fort, aber nicht mehr sang er, wie einst, für Jacob Sterbelieder und Todesweisen, — heute sang er ihm Lieder des Entzückens und der Lust, und Jacob wollte nichts mehr hören als diese! —

Und wieder waren Wochen und Monde vergangen, ein zweites Vierteljahr, und wieder saßen Jacob und Marie am Ufer des Sees und zählten ihre Ersparnisse.

Siehst Du, schon vierundzwanzig Thaler, sagte Jacob ganz glücklich; nun, mein Mariechen, nur noch wenige Wochen, und dann nenne ich Dich vor Gott und Menschen mein Weib.

Marie seufzte und schwieg.

Freust Du Dich nicht mehr auf diese Zeit? fragte Jacob.

O doch, sagte sie schwermüthig, aber drei Monate sind noch gar so lange!

IV.

Neue Regimenter sollten zur Armee gestellt werden, um dem Schrecken der Könige und Kaiser, dem großen Napoleon, zu folgen, um die Lorbeern jahrelanger Schlachten und Siege auf seinem Haupte durch eine neue Krone zu vergrößern. Der Feldzug nach Rußland begann, und der König von Sachsen, Napoleon's treuer Verbündeter, ließ überall in seinen Staaten die waffenfähige Mannschaft ausheben, um sie zur großen Armee zu senden. Und überall verbreitete sich Schrekken und Entsetzen, überall weinten die Frauen und Mütter, die Bräute und Schwestern um ihre Geliebten, die dahin ziehen sollten, nach Rußlands Schneefeldern, um ihr Blut zu verspritzen für eines Fremden Eroberungslust. Aber es gab noch Ein Mittel dieses Unglück abzuwenden; der Kaiser brauchte nicht nur Soldaten, er brauchte auch Geld, und wer im Stande war, sich von der Kriegspflicht loszukaufen, durfte daheim bleiben bei den Seinen, im Kreise der Geliebten. — Auch nach Ostrau kamen die Werber, und zwanzig kriegesfähige Männer sollte der Ort stellen. Da zogen die Jünglinge hinauf zum Rathhause, um die verhängnißvolle Nummer zu ziehen, die ihnen vielleicht den Tod

auf dem Schlachtfelde, vielleicht die ruhige Sicherheit der Heimath geben sollte. Marie lag auf ihren Knieen und betete heiß und zitternd vor Angst für ihren Jacob, Verzweiflung und Schrecken sprach aus ihrem bleichen Antlitz, und sie rang die Hände in ihres Herzens tiefer Noth. Aber sieh! da kommt Jacob, sein Gesicht strahlt vor Freude und Glück, und auf seinem Hute prangt die schöne, die freiheitgebende Zahl 21. Und Mariechen stürzt ihm entgegen, ganz Glück, ganz Entzücken.

Jacob, Du bist frei?

Ja, mein herziges Mädchen, ich bin frei, und ich bleibe bei Dir. O diesmal war Gott mit dem Armen und hat mich beschützt und bewahrt vor dem Unglück. Der reiche Wirthssohn, Karl Wangerlin, aber hat sich festgeloost, er hat Nummer 20.

Oh, der kann ziehen, sagte Marie lächelnd, der hat keine Braut!

Und heute Abend? fragte Jacob. Du kommst doch zum See?

Ich komme.

Sie reichten sich noch einmal die Hand und nickten sich lächelnd den Abschiedsgruß.

Und während Jacob, der glückliche, freie Jacob hinging, um zu arbeiten und seine schöne, erbarmungsreiche, befreiende Nummer 21 gleich einer Nationalcocarde an seinem Hute trug, ging Karl Wangerlin, der reiche Gast-

wirthssohn, zum Werbehauptmann, der gekommen war, die Mannschaft auszuheben.

Herr Hauptmann, sagte er trotzig, ich habe die letzte Nummer gezogen, und soll zu Felde ziehen, aber ich will nicht und ich kann nicht. Ich muß daheim bleiben.

Was kümmert mich Euer Müssen und Wollen! sagte der Hauptmann barsch. Die Ordre lautet auf zwanzig Mann, und wenn Ihr Numero zwanzig gezogen habt, nun gut, so müßt Ihr mir folgen.

Aber warum denn gerade ich! rief Karl Wangerlin heftig. Warum soll gerade ich unglücklich sein, und der arme Schelm, der mein Hintermann ist, soll frei davon kommen! Pah, ihm kann's gleich sein, ob er sich hier quält um sein Bischen trockenes Brod, oder ob er als Soldat nach Rußland zieht. Er hat hier Nichts zu verlieren und kann dort nur gewinnen. Ich aber, ich bin reich, ich muß daheimbleiben und meinem Vater helfen sein Hab und Gut zu verwalten. Und Ihr, Herr, Ihr solltet nicht grausam sein gegen reiche Leute. Die Reichen sind berufen, glücklich zu sein; so laßt uns doch unser Glück und nehmt Euch die Armen, die dazu da sind, um geschunden zu werden.

Nun freilich, sagte der Hauptmann milde und freundlich, wenn die Sachen so stehen, dann könnt Ihr befreit werden und Euer Hintermann muß füt Euch eintreten.

Pah, sagt nur, wie viel ich bezahlen muß, rief Karl, und sogleich sollt ihr das Geld haben. Ich bin reich,

ich muß frei sein und der arme Teufel, der Jacob Elterster, kann ganz zufrieden sein mit dem Tausche. Ich gebe ihm die beste Gelegenheit die Welt zu sehen; er wird auf meine Kosten eine schöne Reise machen!

Und Karl lachte laut und höhnisch über seine eigenen Worte.

So gebt hundert Thaler, sagte der Hauptmann, dann habt Ihr Euch damit Euren Hintermann als Stellvertreter gekauft.

Hundert Thaler! So vieles Geld um einen armen Teufel, der kaum zwanzig Thaler werth ist! sagte Karl verächtlich. Nun aber, es mag drum sein! Da habt Ihr das Geld! Ich habe es sogleich mitgebracht, denn ich wußte es ja vorher, daß ich glücklich davon kommen würde. Und da habt Ihr auch Eure Nummer 20, damit Ihr sie dem Herrn Jacob geben könnt. Sagt ihm, ich laß ihn grüßen und ihm eine glückliche Reise wünschen!

Ein lustiges Liedchen pfeifend ging Karl von dannen; stolzen Schrittes wanderte er über die Straße dahin, und wer vorüberging, der grüßte respectvoll den Sohn des reichsten Mannes im Ort und er dankte nachlässig und gnädig wie ein großer, stolzer Herr. Sein Weg führte ihn vorüber an einem Hause, vor dessen Thür ein schönes, bleiches Mädchen stand, man wußte nicht, hatte sie ihn erwartet oder war's nur zufällig, daß sie die Straße hinauf sah. Bei ihr blieb

Karl stehen und sagte laut, daß Jedermann es hören konnte: Mein Vater läßt Euch grüßen, Jungfer Else. Er kann die Zeit bis zur Hochzeit kaum mehr erwarten vor Ungeduld. Dann flüsterte er leise: Sei ohne Sorge, Else, ich bleibe hier und nach wie vor bist Du mein herzig Liebchen. Der arme Schlucker, der Jacob, geht für mich in den Krieg. Pah, der kann gehen, er hat nichts zu verlieren!

Mit welchem Schrecken aber erfuhr Jacob, zum Hauptmann beschieden, die furchtbare Nachricht. Bleich und sprachlos mußte er sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken und dann murmelte er vor sich hin: Ich dachte es wohl! Die Armen sind dazu da, um unglücklich zu sein! Und warum muß ich denn fort, schrie er dann laut und verzweiflungsvoll, warum muß ich denn fort, da ich mich doch freigeloost habe!

Weil der reiche Karl Wangerlin, Dein Vordermann, sich losgekauft hat, sagte der Hauptmann.

O freilich, der Reiche ist glücklich, der kann sich befreien! rief Jacob bitter. Aber ich, Herr Hauptmann, ich muß auch frei sein! Ich muß, Herr Hauptmann, denn ich habe eine Braut, die ich nicht verlassen kann.

Guter Freund, sagte der Hauptmann lachend, wenn ich darauf Rücksicht nehmen wollte, würde ich gar keine Soldaten bekommen. Irgend eine Liebste hat Jeder, das versteht sich! Aber das macht Nichts. Sie wird sich schon trösten bei einem anderen Burschen!

Aber ich! schrie Jacob, ich habe ja Nichts auf der Welt als sie allein, ich kann sie nicht aufgeben! O, Herr Hauptmann, habt doch Mitleiden mit unserer Armuth und unserer Noth! Denkt doch, daß die Armen auch Liebe und Schmerz empfinden wie die Reichen, und daß sie ihr ganzes Leben lang einhergehen, gebeugt unter der Last der Entbehrungen und Noth! Ach, ist es denn nicht genug, seine Jugendkraft und seinen Lebensmuth zu zerreiben für diesen armseligen täglichen Bedarf des Lebens? Sollen wir auch noch die Last, die der Reiche von seinen Schultern wirft, auf unsern schon gebeugten Rücken nehmen?

Warum seid Ihr arm? sagte der Hauptmann achselzuckend.

Ja, warum sind wir es! rief Jacob mit bitterem Tone. Ach, wie oft habe ich in meiner öden Kammer mit gerungenen Händen auf meinen Knieen gelegen und zu Gott diese Frage emporgeschrieen: Ach, warum bin ich arm? Was that ich denn, daß ich hinabgeschleudert werden mußte in diesen Abgrund des Entbehrens und Leidens? Warum ward ich geboren mit dem Fluch der Armuth auf meiner Stirn? O, Herr Hauptmann, laßt doch diesen Fluch nicht meine ganze Zukunft vergiften! Aus Mitleid, gebt mich frei!

Das ist unmöglich! sagte der Hauptmann. Es ist wider meine Vorschriften. Aber ich will thun, was ich kann. Kauft Euch einen Stellvertreter! Schafft nur

funfzig Thaler, aus Mitleid will ich gestatten, daß Ihr mit funfzig Thalern Euch loskauft.

Aber ich habe keine funfzig Thaler, schrie Jacob außer sich.

So leiht sie Euch, sagte der Hauptmann.

Niemand wird mir leihen, denn der Arme hat keine Sicherheit zu geben.

Nun dann ist Euch nicht zu helfen, rief der Hauptmann verdrießlich. Seht zu, was Ihr erreichen könnt. Geht zu Euren Freunden und Bekannten und seht zu, ob sie Euch helfen können. Bis morgen Mittag will ich warten, das ist Alles, was ich für Euch thun kann. Bringt Ihr mir dann funfzig Thaler, gut, so seid Ihr frei und Euer Hintermann muß für Euch eintreten. Könnt Ihr das Geld nicht zusammenbringen, so kann ich Euch nicht helfen und Ihr müßt Soldat werden.

Ich kann keine funfzig Thaler zusammen bringen! schrie Jacob.

So müßt Ihr Soldat werden! Uebrigens habe ich weder Zeit noch Lust, Eure Klagen länger anzuhören. Kehrt morgen Mittag wieder und entscheidet Euch! Und jetzt geht!

Jacob stürzte von dannen, Wuth und Verzweiflung im Herzen. Thränen füllten seine Augen, sein Herz war voll bitterer Verwünschungen und Qualen. Mechanisch, kaum wissend, wohin seine Füße ihn trugen, ging er zum See hinab. Da saß seine Marie am Ufer,

schon seiner harrend, und Jacob, als er sie erblickte, seufzte laut vor Qual und Weh.

Und als Marie jetzt aufstand und ihm entgegenkam, als sie in sein bleiches, verstörtes Angesicht schaute, da fühlte sie, daß irgend ein großes Unglück sie bedrohe, und mit einem Schrei der Angst klammerte sie sich fest an seinen Arm.

Ich muß Soldat werden, sagte er ganz ruhig vor übermäßigem Weh. Karl Wangerlin hat sich frei gekauft und darum muß ich für ihn Soldat werden.

Nein, nein! kreischte Marie, Du kannst mich nicht verlassen.

Ich muß! sagte er. Ich könnte mich auch loskaufen, wenn ich funfzig Thaler hätte. O, funfzig Thaler könnten mir meine Freiheit wiedergeben. Aber ich habe sie nicht und wenn ich ein Jahr meines Lebens dafür hingeben wollte, ich würde dennoch dies Geld nicht bekommen!

Du mußt, Du mußt! schrie Marie angstvoll, ganz außer sich. Du mußt Dich loskaufen. Du darfst mich nicht verlassen! Es ist unmöglich. Bin ich nicht vor Gott Dein Weib und muß der Mann nicht bleiben bei seinem Weibe!

Mein Gott, aber ich kann ja nicht das Geld schaffen, rief Jacob bleich und zitternd.

Und ich kann Dich nicht frei lassen, schrie Marie. Höre, Jacob, höre! Ich wollte es Dir nicht sagen,

ich schämte mich! Aber jetzt, Jacob, jetzt mußt Du Alles wissen, jetzt darf ich mich nicht schämen mehr vor Dir! Wisse denn —

Sie schwieg und ihre bleichen Wangen übergoß jetzt eine dunkle Röthe.

Sprich, sprich! rief Jacob athemlos.

Du, sagte Marie feierlich, Du darfst mich nicht verlassen, denn Du mußt dem Kinde, das unter meinem Herzen ruht, den Vater erhalten.

Ein lauter Schrei drang von Jacobs Lippen, dann verhüllte er sein Gesicht mit seinen Händen und ächzte laut. Eine lange schmerzvolle Pause trat ein, nur unterbrochen von dem leisen Murmeln des Sees und dem lauten Aechzen Jacobs. Marie hatte sich ganz zerbrochen, ganz bleich zurückgelehnt an den Stamm des Baumes, unter welchem sie stand, und wie sie so dastand, hätte man sie der Eva vergleichen mögen, die von dem Baume der Erkenntniß genossen und nach dem Genusse zusammensinkt in den Schauern der Furcht. Und waren nicht diese Beiden für immer vertrieben aus dem Paradiese des Glückes, waren sie nicht hinausgestoßen in die mitleidslose Welt, um unter dem Schweiß ihres Angesichtes ihr Brod zu essen, um zu leiden und zu verzweifeln! Ach, jeder Mensch ist sich selber ein Adam und die Welt ist ihm ein Paradies, dessen köstliche Wonnen er schlürft mit trunkener Lippe und taumelnden Sinnen. Aber eines Tages, eines schwarzen, grauenvollen

Tages wird er von dieser bittern Frucht der Erkenntniß genießen und hinter dem zerrissenen goldenen Schleier, der ihm die Nacktheit und Blöße der Welt verhüllte, wird er all den Schmutz und das Elend, die Schmach und Lüge dieser Welt erkennen und mit dieser Erkenntniß hat er sich selber auf ewig vertrieben aus dem Paradiese.

Höre mich an, Jacob, sagte Marie endlich. Wenn Du mich jetzt verläßt, wenn Du mich der Schande preisgiebst und von mir gehst, so ist es um mein Leben geschehen.

O Marie, Marie, wie grausam bist Du! rief Jacob verzweiflungsvoll. Mein Gott, Du weißt es ja, daß ich Dich liebe, Du weißt, daß ich die Hälfte meines Lebens hingeben würde, um Dich glücklich zu machen, daß ich in trostloser Sehnsucht vergehen würde, wenn ich Dich verlassen muß. Aber es ist unmöglich, ich kann diesen Schlag nicht abwenden! Ich habe kein Geld, ich bin ganz arm! Wir besitzen ja Nichts, als die dreiundzwanzig Thaler, die wir in sechs Monaten erspart haben, und das ist noch nicht die Hälfte von dem, was ich haben muß, um frei zu werden!

Aber die Angst, die Verzweiflung hatte Marien schon egoistisch gemacht; sie achtete nicht auf Jacobs Qualen, sie dachte nicht daran, daß sie seine Schmerzen und Leiden nur noch vergrößere.

Nein, sagte sie mit zitternden Lippen, todesbleich. Nein, die Schande ertrage ich nicht. Soll ich meiner

Mutter, meiner alten Mutter bekennen, daß ich ihren Namen geschändet habe, und daß der, dem ich meine Ehre, meinen guten Namen geopfert habe, mich verlassen hat? Sollen die Kinder auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen dürfen, die Weiber und Mädchen erröthend sich abwenden, wenn ich vorübergehe, um mich nicht zu begrüßen in meiner Erniedrigung. Jacob, schrie sie ganz außer sich, Jacob, Du darfst nicht gehen, ich muß vor Gott und Menschen Deine Gattin werden!

Marie, Du marterst mich! jammerte Jacob leise. Nimm mein Leben hin, Gott weiß es, daß ich es willig hingeben würde für Dich, Gott weiß, daß wenn ich mein Blut ausmünzen und es in Gold verwandeln könnte, ich es freudig für Dich vergießen würde! Aber selbst für mein Blut giebt mir Niemand die funfzig Thaler, die ich bedarf.

Du mußt Hülfe schaffen, rief Marie, Du bist der Mann, Du mußt Rath wissen! Denn, das schwöre ich Dir beim allmächtigen Gott, ehe ich die Schande ertrage, springe ich hinunter in den See, wie Deine Mutter es gethan hat.

Marie! rief Jacob sich aufrichtend und sie bleich und angstvoll an sich drückend. Nein, Marie, das sollst Du nicht, das darfst Du nicht!

Mir bleibt keine andere Rettung, wenn Du mich verläßt, schluchzte sie.

Wir müssen Rettung ersinnen, sie komme, woher sie

wolle, sagte Jacob plötzlich ganz ruhig, ganz entschlossen. Du darfst Dir den Tod nicht geben. Wolltest Du zwei Leben hinopfern um der äußeren Schande willen!

Ich stürze mich in den See, wenn Du mich verläßt, sagte sie.

Und ich verlasse Dich nicht! rief er feierlich. Mag es kommen, wie es wolle, ich werde nicht Soldat. Aber jetzt geh, geh heim, Marie, fuhr er dann fort, ganz matt, ganz zerbrochen. Ich muß allein sein, ganz allein, um ein Mittel zu unserer Rettung zu ersinnen. Noch einen Kuß, Marie! So, und nun geh!

Lebe wohl, Jacob! schluchzte sie. Ich baue auf Dich! Du mußt Hülfe schaffen in dieser großen Noth.

Er nickte ihr stumm zu und dann schauete er ihr nach, wie ihre Gestalt allmälig in der Ferne verschwand.

Ich muß! sagte er dann ganz trostlos. Sie sagt, ich muß Hülfe schaffen! Mein Gott, schrie er dann auf in namenloser Qual, o allmächtiger Gott, woher soll ich Hülfe und Geld bekommen!

V.

Diese Nacht kehrte Jacob nicht heim nach Ostrau. Er blieb im Walde am Ufer des Sees. Welche furchtbare, qualenreiche, entsetzliche Nacht war dies! Der Wind heulte und pfiff in den dunklen Tannen, und hoch brausend spritzte der See seine schäumigen Wel-

len ans Ufer; zuweilen zischte das Wasser heran bis zu Jacobs Füßen und spritzte ihm wie wilde Thränen ins Gesicht, dann erwachte Jacob momentan aus seinem dumpfen, verzweiflungsvollen Hinbrüten und mit einem wahnsinnigen, stumpfen Lächeln sagte er: Rufst Du mich schon, meine Mutter? Kommst Du schon, mich zu begrüßen? O, Geduld! Es wird nicht lange dauern und ich bin bei Dir! Und er versank wieder in sein dumpfes Hinbrüten und Starren und flüsterte leise: Ich muß Hülfe schaffen, sagt sie, ich muß! — Wie kann ich? rief er dann plötzlich mit einem wilden Aufschrei. Und wenn ich meine Seele dem Teufel verkaufen wollte, — aber wer lacht da, unterbrach er sich selber und blickte wild umher, ist der Teufel da und will meine Seele kaufen für funfzig Thaler? Da ist sie! Da! Nimm sie hin, meine Seele! Was soll der Arme mit einer Seele, was bedarf er der Seele? Ist es nicht genug, daß er Hände hat, um zu arbeiten, Augen, um die Herrlichkeit und Pracht der Natur zu sehen, nicht genug, daß er die Reichen bewundern kann in ihrer Pracht und ihrem Glück? Aber eine Seele, wozu braucht der Arme eine Seele! — Grausenvoll klang seine laute, verzweiflungsvolle Stimme in der Stille der wilden, sturmbewegten Mondnacht, und als er jetzt schwieg und sich in rasender Pein auf dem feuchten Erdboden wälzte und mit seinen Qualen rang, tönte das Pfeifen und Heulen im Walde wie

rasendes Hohngelächter höllischer Geister. Eine dumpfe Betäubung folgte dann dieser heftigen fieberhaften Erregung Jacobs; er saß da, bewegungslos und wie erstarrt im entsetzlichen Kampf der Schmerzen, sein Haar flatterte wild im heulenden Winde und seine weitgeöffneten Augen stierten glanzlos und trübe hin auf den schwarzen, brausenden See, und in einer Art Hallucination meinte er wieder die Wogen dort in der Mitte sich öffnen zu sehen. Bleich und nebelhaft trübe tauchte seine Mutter hervor mit langem, triefenden Haar, und sie winkte ihm mit blasser, knöcherner Hand, und über den See hin tönte ihr flüsternder, rufender Geistergruß. Dann tauchte sie wieder hinab in die Fluth, mit dumpfem Brausen schlugen die Wellen wieder zusammen, und jetzt war es Jacob, als baue sich über der Stelle, wo sie versunken, hoch und schwarz ein Gerüst empor; gleich einem drohenden, unermeßlichen Grabeshügel stand es da vor Jacobs starrenden Augen und er meinte, ein blinkendes Beil zu sehen und einen rothen Blutstreifen, der über das schwarze Gebälke hinabfloß über den See bis zu Jacobs Füßen hin. Mit einem gräßlichen Schrei sprang er empor, er fühlte sein Haar sich sträuben in wildem Entsetzen und sein Herz pochte in fieberhaften Schlägen in seiner röchelnden Brust. Blut, es ist Blut an meinen Händen! schrie er entsetzt und streckte sie weit vor sich hin, um sie vom Mondstrahl beleuchtet zu sehen, und dann ließ er sie mit einem irren, trüben Lä-

cheln wieder hinab gleiten auf die Erde. Andere Bilder kamen, andere Stimmen flüsterten in seiner Brust, und es waren die Stimmen des sich auflehnenden Trozzes, der sich empörte gegen seine eigene Armuth und Dürftigkeit. Warum bin ich arm, sagte er mit wildem Grolle, was habe ich gethan, daß ich in Niedrigkeit und Knechtschaft meine Tage verbringen muß, während Andere, die nicht besser sind als ich, schwelgen an üppiger Tafel und ihre Tage und Nächte hinbringen in müßiggängerischer Lust! Ist denn der Karl Wangerlin besser als ich? Warum ist er reich und kann mit stolzem Fuß auf meinen Nacken treten, um höher hinauf zu gehen zum Glück, während er mich hinabstürzt in den Abgrund? Und ist nicht sein Nachbar, der Kaufmann Elsholz, auch ein reicher Mann und lebt in Glück und Freude, und hat doch sein Geld durch Betrug zusammengescharrt, und kleben doch der Armen Flüche an seinem Geld! Und ich, der ich niemals ein Kind nur betrogen, ich muß darben, während der Bösewicht schwelgt? Und wenn ich jetzt zu ihm gehe und auf meinen Knieen ihn anflehe, mir funfzig Thaler zu leihen, so wird er mich wie einen Hund von seiner Schwelle stoßen und mich verhöhnen mit meiner Bitte. Er, der Bösewicht, schwelgt im Ueberfluß und ich vergehe in Noth! Aber nein, nein, schrie er nach kurzer Pause, Marie soll nicht sterben, ich kann nicht Soldat werden. Ich muß Hülfe schaffen, sagt sie. —

Nun versank er tiefer in sich selbst und saß lange und unbeweglich da, dann plötzlich sprang er empor mit hochathmender Brust. Ich will und kann Hülfe schaffen, rief er laut und frohlockend, und seine Augen brannten im Feuer des Wahnsinns. Marie darf nicht sterben! Ich muß diese funfzig Thaler haben! Ich muß, und sollte ich selbst zum Mörder werden!

Wie von wilden Dämonen getrieben rannte er durch den Wald und über die Wiese dahin nach Ostrau. Die Straßen waren öde und leer, die Häuser geschlossen, Alles ruhte noch in friedlichem Schlummer und dröhnend schallte der Fußtritt des eilends dahin Fliehenden. Jetzt stand er keuchend still, sein Ziel war erreicht, er stand vor dem Hause des reichen Kaufmanns Elsholz. Drinnen war Alles lautlos und still, Jacob wußte, daß er gestern mit seiner Familie nach Halle gereist und erst morgen zurückkehre.

Niemand wird mich hören, sagte er jetzt hochaufathmend, die Mägde schlafen nach dem Hofe hin und von der Familie ist Niemand daheim.

Er drückte mit leisem Geräusch die Fensterscheibe ein, öffnete dann von innen das Fenster und stieg hinein in das Zimmer. Marie darf nicht sterben! sagte er ganz mechanisch und tappte durch das Zimmer nach der Thür. O, ich weiß gut Bescheid hier, wie oft habe ich nicht gearbeitet im Hause des reichen Mannes, flü-

sterte er, und ich will gehen, mir in der Küche Licht anzuzünden.

Leise schlich er dort hin, leise tappte er nach der Stelle hin, wo das Licht neben dem Feuerzeuge zu stehen pflegte. Jetzt flackerte das Schwefelhölzchen auf mit bläulichem Schein, jetzt brannte das Licht, und Jacob sah scheu umher in der Küche. Da fielen seine irrenden Blicke auf das Beil, das dort auf dem Heerde lag und, vom Lichte beleuchtet, unheimlich hell in der Dunkelheit blitzte.

Das nehme ich mit, sagte Jacob. Der Schrank ist verschlossen, aber mit dem Beil kann ich ihn öffnen. Er nahm das scharfe, schwere Beil und ging dann vorsichtigen Schrittes die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem, wie er wußte, der Geldschrank des Kaufmannes stand. Die Thür war offen, er trat ins Zimmer. Da steht der Schrank!

Marie darf nicht sterben! flüsterte Jacob, als er mit dem Beil den Schrank zu öffnen versuchte. Es gelingt, das Schloß giebt nach, der Schrank ist geöffnet. Mit fliegenden Händen zieht Jacob die Schatulle auf, da, da liegt es blinkend und hell vor ihm, das Geld, und Jacob sagte mit blitzenden Augen: O, meine süße Braut! Nun wirst Du nicht sterben!

Er nahm von dem Gelde und zählte es in seine Hand, und als er funfzig Thaler genommen, schloß er

die Schatulle wieder und sagte triumphirend: Jetzt werde ich nicht Soldat und Marie ist gerettet!

Er wandte sich, um zu gehen, da öffnet sich plötzlich die Thür und mit einem Lichte in der Hand, im leichten Nachtgewand tritt des Hausherrn älteste Tochter herein. Jacob empfand einen wilden Schrecken und zugleich eine unmäßige Wuth.

Diebe! Diebe! kreischte das Mädchen.

Jacob faßte sie mit verzweiflungsvoller Kraft in seine Arme und versuchte, ihr den Mund zu schließen.

Willst Du schweigen! sagte er athemlos. Du darfst mich nicht verrathen, denn Marie darf nicht sterben!

Aber das Mädchen riß sich los und suchte nach der Thür zu fliehen. Diebe! Diebe! schrie sie noch einmal.

Marie darf nicht sterben, murmelte Jacob, und, ohne zu wissen, was er that, sinnlos vor Angst und Schrecken, nahm er das Beil und schlug damit dem Mädchen ins Gesicht.

Schweig, Du mußt schweigen! rief er wild.

Sie taumelte, fiel zusammen und rief: Hülfe! Mörder!

Du sollst schweigen! sagte Jacob wild. Du sollst schweigen, denn Marie darf nicht sterben!

Und noch einmal schlug er mit dem Beil in des Mädchens Antlitz, und das Blut spritzte hoch empor und überfluthete glühend heiß Jacobs Angesicht. Das

Mädchen regte sich nicht mehr, sie war still. Jacobs Händen entsank das Beil und mit zurückkehrendem Bewußtsein starrte er nieder auf das im Todeskampf zitternde Mädchen und ächzte matt: Was habe ich gethan! Und das Blut tropfte gleich heißen Thränen von seinem Gesichte nieder auf seine Hände. Jacob sah sie mit stieren Blicken an. Blut! Es ist Blut an meinen Händen! schrie er dann mit kreischendem Tone und stürzte fort, die Steige hinab, fort aus dem Hause.

Am Morgen fanden die Mägde das erschlagene, schon im Tode erstarrte Mädchen und die Kunde von diesem Morde durchflog blitzesschnell ganz Ostrau, Alles strömte hin, die Leiche zu sehen. Wer aber war der Mörder? Niemand wußte es, Niemand hatte eine Ahnung davon, und die bleichen Lippen der Todten konnten es nicht verrathen.

Wie von Furien getrieben, stürzte Jacob von dannen, immer fort, rastlos fort! Er stieß sich den Kopf an den Stämmen der Bäume, er merkte es nicht, der Sturm hatte schwere Gewitterwolken zusammengetrieben und der strömende Regen durchnäßte seine Kleider, er empfand es nicht. Er stieß sich die Füße wund an spitzem Gestein und er achtete es nicht, aber den rollenden Donner, den hörte er, und zusammenzuckend schrie er: Das ist Gottes Gericht! Fluch über den Mörder! Dann rannte er weiter, immer weiter über Feld und Wiesen, durch Wälder und Sümpfe. Wie

viel Tage, wie viel Stunden, er wußte es nicht, er konnte nicht rasten, nicht inne halten im rasenden Lauf, denn ertönte nicht fort und fort hinter ihm der letzte, angstvolle Todesseufzer der Gemordeten, sah er nicht überall, wohin er schaute, diesen gebrochenen, letzten Blick, der ihn anklagte, ihn, den Mörder! O, diese sterbenden Augen! Wohin er blickte, waren sie da, ihn zu quälen, ihn anzustarren mit diesem klagenden, sterbenden Blick! Und Jacob floh weiter, immer weiter, um nur diesen entsetzlichen Augen zu entgehen, aber sie gingen mit ihm durch Feld und Wald, sie waren immer bei ihm, dicht neben ihm. Endlich sank er zusammen mit blutenden Füßen, todesmatt. Still war es um ihn her. Hier kann er ruhen, hier ist es Einsamkeit und Friede. Friede? O, diese Augen, sie leuchten und funkeln neben ihm, und wie kann es still sein, wenn doch fort und fort das Sterbegeröchel der Gemordeten vor seinen Ohren erklingt, und wie kann er ruhen, da die Gemordete doch überall hin ihn verfolgt, um ihr Blut von ihm zu fordern, ihr Blut, das an seinen Händen, in seinem Antlitz klebt! Und er will dies Blut aus seinem Antlitz waschen, er neigt sich nieder zum silberhellen Waldbach, der zeigt ihm sein grausenvoll bleiches, blutbespritztes Angesicht, und Jacob springt schaudernd auf, ihm graut vor seinem eigenen blutigen Angesicht; laut klagend eilt er weiter,

immer weiter, bis er wieder zusammensinkt vor tödtlicher Ermattung, bis die Furien seines Gewissens ihn wieder auftreiben zu erneueter Flucht. O, diese Einsamkeit, diese Stille um ihn her ist die entsetzlichste Qual! Er schreit sein Verbrechen aus in alle Winde, und nichts antwortet ihm, als das heulende Echo, er ist ganz allein mit sich selber, und sich selber doch will er entfliehen. O, nur Menschen, Menschen, damit er ein anderes Antlitz sieht, als das der Gemordeten, damit er eine andere Stimme hört, als ihre todesröchelnde, sterbende! — Die Schrecken dieser Einsamkeit vermag Jacob nicht mehr zu ertragen, entschlossen sagt er: Ich will nach Ostrau gehen. — Nach drei Tagen und drei Nächten der Qual und ruhelosen Flucht kehrt er heim nach Ostrau, und festen Schrittes geht er gerade zum Rathhaus und tritt in das Gerichtszimmer.

Da bin ich, da bin ich! sagt er fast freudig, und über sein Antlitz breitet sich Zufriedenheit und Ruhe. Da sind meine Hände, das Blut der Gemordeten klebt daran! Wascht es ab mit meinem eigenen Blute, denn ich bin der Mörder.

Niemand wollte an die Möglichkeit dieser That glauben und es bedurfte Jacobs ausführlicher Darlegung der That, um die Richter von seiner Schuld zu überzeugen.

O, sagte Jacob dann aufathmend, jetzt ist mir

wohl, jetzt werde ich Ruhe finden! Denn das Blut, das mich anklagte, wird von meinem Haupte genommen werden!

Man führte ihn ins Gefängniß, Jacob streckte mit einer Art Wohlbehagen sich aus auf der hölzernen Pritsche, und nach wenigen Minuten schon zeigte sein langer, ruhiger Athem, daß er in einen festen, erquicklichen Schlaf versunken.

VI.

Es war der Abend vor Jacobs Hinrichtung und Arm in Arm wandelte der Gastwirth von Ostrau und sein Sohn Karl nach dem Gefängnisse des Verurtheilten, das sich in den unteren Räumen des Schlosses befand. Wildes Jauchzen und fröhliche Lieder tönten ihnen entgegen, und wie sie in die Wachstube traten, durch die man gehen mußte, um zu dem Gefangenen zu gelangen, fanden sie die vier Soldaten, die den Verurtheilten zu bewachen hatten, beim fröhlichen Würfelspiel und weingefüllten Bechern.

Das Alles verdanken wir dem Jacob, sagten sie den erstaunten Männern, Ihr wißt, den Tag vor seinem Tode darf der Verurtheilte wünschen, was er will. Der Jacob aber hatte gar keinen Wunsch und da baten wir, er möchte für uns zwölf Flaschen Wein fordern, und das hat er auch gethan und deshalb sind wir so lustig und guter Dinge.

Wir wollten gern den Jacob sprechen, sagte der Gastwirth. Schließt seine Thür auf!

Ach, die ist gar nicht geschlossen, sagten die Wächter. Der Jacob mag nicht entfliehen. Er will sterben.

So komm, mein Sohn! sagte der Vater, und Beide traten in das anstoßende Gemach. Es war ein kleines Zimmer, trübe und feucht, schmal und hoch wie ein Sarg, dort das vergitterte, schmale Fenster und hier an der jenseitigen Wand die große, altmodische Wanduhr. Langsam und todesmahnend bewegt sich der Pendel laut ächzend hin und her, und jeder Viertelstundenschlag ist wie das Mahnen des Weltgerichts, wie der Abschiedsschrei des Lebens, das für Jacob mit jeder schlagenden Minute sich verkürzt. Und dieser mahnenden Uhr gegenüber sitzt Jacob auf dem hölzernen Stuhl, in sich zusammengesunken, bleich und farblos, bewegungslos und stumm. Das Leben und die Welt mit ihren Täuschungen und Freuden, ihrem Wollen und Entbehren liegt schon weiter hinter ihm; seine Wünsche und seine Gedanken sind alle schon gestorben und nur der Körper wird morgen ihnen nachsterben. Warum kommen diese Männer, um ihn noch einmal zurückzurufen in die Welt, um seine Gedanken wieder aufzurütteln für des Lebens Schmerzen?

Jacob, sagte der alte Wangerlin, sich kraftlos an die Wand lehnend, mein lieber Jacob!

Jacob richtete sein Haupt auf und sagte leise: Wer

ruft mich? O, Ihr! rief er dann zusammenschauernd. Ihr seid es und Ihr kommt, um mir zu fluchen!

Nein, um Dich zu segnen, sagte der alte Mann zitternd.

Segnen, wer kann einen Mörder segnen! rief Jacob. Nein, fluchen wollt Ihr mir, weil ich Eure Braut, die schöne, die freundliche Elsbeth ermordet habe! Ja, ermordet! Ihr Blut klebt an meinen Händen, ihr unschuldiges Blut, und deshalb kommt Ihr, um mir zu fluchen!

Karl Wangerlin war bei dem Namen Elsbeth wie getroffen von einem elektrischen Schlage, zusammengesunken, und lag jetzt, das Haupt auf seine Knie gelehnt, laut ächzend auf dem Boden. Sein Vater aber ging mit langsamem Schritt dicht zu Jacob hin, und seine Arme um ihn legend, sagte er feierlich: Du hast meine Braut getödtet und dennoch segne ich Dich! Und wie könnte es anders sein? Kann denn ein Vater seinem Sohne fluchen!

Ein Vater? fragte Jacob erbebend.

Ja, Du bist mein Sohn, sagte der Alte ernst, und Gott hat es so gewollt, daß durch Deine That der Sohn den Vater strafte. Das Blut Deiner Mutter schrie um Rache, und Du, mein Sohn, hast diese Rache über Deines Vaters Haupt heraufbeschworen! Gott ist gerecht!

Ein Vater! schrie Jacob mit einem freudigen Jauch-

zen, ich habe einen Vater! Ich werde in die Ewigkeit gehen, von einem Vater gesegnet!

Und wirst Du Deinem Vater nicht fluchen? fragte der alte Mann mit strömenden Thränen. O, ich war ein harter und stolzer Mann, und dennoch liebte mich Deine Mutter. Ich hatte ihr ihre Unschuld und ihren guten Namen geraubt und dennoch zürnte sie mir nicht. Ach, Jacob, sie war ein Engel, und als ich sie verstieß und eine reiche Wittwe freite, da fluchte sie mir nicht, Jacob, sie weinte nur und schwieg. Niemand im ganzen Orte wußte, wer ihr Verführer war, denn Margaretha, Deine Mutter, war zu stolz und zu edel, meinen Namen zu nennen.

Sie stürzte sich mit ihrem Geheimniß in den See, sagte Jacob mit einem melancholischen Lächeln, und in dem kühlen Wasser da drunten fand sie Linderung für ihre heißen Schmerzen.

Ja! sagte der Alte, und vierzehn Tage vorher war meine Hochzeit gewesen mit der reichen Wittwe. Die Nacht vorher schlich ich heimlich zu Deiner Mutter hin, ich bat sie, von mir eine Unterstützung anzunehmen und mir zu verzeihen. Das Geld lehnte sie ab und als ich in sie drang, es für ihr Kind zu bewahren, sagte sie: Wenn ich mein Kind geboren habe, dann ist Alles überstanden!

Und sie verzieh Euch? fragte Jacob.

Ja, sie verzieh mir, denn sie wußte, daß ich arm

war, gleich ihr und daß ich die Wittwe nur heirathete, weil sie reich war.

Geld! schrie Jacob, um Geld ist meiner Mutter Leben hingemordet, um Geld hat ihr Sohn seine Seligkeit verkauft! Das ist die Vergeltung des Himmels!

Und Du, verzeihst Du mir? fragte der Alte ganz schüchtern und zagend. Verzeihst Du mir, daß ich nicht den Muth hatte, Dich als meinen Sohn anzuerkennen, daß ich aus Furcht vor meiner eifersüchtigen Frau nicht wagte, ein Geheimniß zu enthüllen, für das Margaretha in den Tod gegangen war? O Du, ich liebte Dich so sehr und durfte es nicht zeigen, ich sah Dich in Armuth und Dürftigkeit und wagte nicht, Dich zu unterstützen!

Vater, Vater! rief Jacob, die Hände ringend in unendlicher Qual, Vater, Eure Sünde hat mich zum Verbrecher gemacht! O, hättet Ihr den Muth gehabt, was Ihr an meiner Mutter verbrachet, an ihrem Kinde wieder gut zu machen, dies Alles wäre nicht geschehen! Vater, hättet Ihr mich nur ahnen lassen, daß Ihr mein Vater seid, o, auf die Hostie hätte ich Euch schwören wollen, es Niemand zu verrathen, Euch nur zu lieben ganz in der Ferne und in der Stille. Aber in meines Lebens größter Noth hätte ich meine Zuflucht nehmen können zu Euch. Vater, Vater! Um funfzig Thaler willen hat Euer Sohn Eure Braut ermordet!

Erbarmen! Hab' Erbarmen mit mir, mein Sohn,

jammerte der Alte. Fluche mir nicht! Verzeihe mir, wie Deine Mutter mir verziehen hat!

Jacob hörte ihn nicht, er war zurückgesunken auf seinen Sessel und weinte und schluchzte laut. Karl Wangerlin aber, des Gastwirths anerkannter Sohn, der bis jetzt in sich zusammengekauert, laut wimmernd an der Erde gesessen, richtete sich jetzt auf und sein bleiches, von Thränen überfluthetes Antlitz zu seinem Vater hinwendend, sagte er feierlich: Ihr habt ein Verbrechen gebeichtet, mein Vater, und auch ich bin gekommen, eines zu beichten! Denn es muß Alles erfüllt und die Sünde der Väter muß gerächt werden bis ins dritte und vierte Glied! Vater, Ihr habt dem Jacob seine Mutter ermordet und er hat Eurem Sohne sein Weib ermordet und sein Kind, das sie unter ihrem Herzen trug. Denn Eure Braut, Vater, die hatte ich verführt, und die Elsbeth, die Ihr freien wolltet, die war mein Weib!

Unseliger, und warum verschwiegst Du mir dies? rief sein Vater bebend.

Ich liebte und verführte sie erst, als sie schon Eure Braut war, und wir schämten uns, dies Verbrechen Euch zu gestehen, und deshalb sollte sie Eure Frau werden, weil wir uns schämten.

Ach, die falsche Scham ist ein böser Teufel, sagte Jacob ganz leise und gedankenvoll, die falsche Scham ist der erste Fluch und wenn die Leidenschaft die ächte

Scham überwunden hat, dann kommt die Reue und legt die falsche Scham als Deckmantel über den zerrissenen Kranz!

Jacob! rief jetzt Karl Wangerlin mit drohendem Tone, und aus seinen Augen blitzte ein wildes, wahnsinniges Feuer, Jacob, Du hast mein Weib und mein Kind ermordet und ich werde Dich dafür anklagen vor Gottes Thron, damit Du kein Erbarmen findest vor seinem Richterstuhl.

Habe doch Mitleid! sagte sein Vater fast unwillig. Glaube mir, Jacob ist der kleinste Sünder unter uns Dreien!

Er hat mein Weib und Kind gemordet! schrie Karl Wangerlin, und rang sich in wilden Zuckungen am Boden.

Allmächtiger! Er verfällt wieder in Raserei! Sein Wahnsinn kehrt zurück, rief sein Vater und wollte zu ihm hinstürzen, als die Thür leise geöffnet ward und ein bleiches, junges Weib mit einem Kinde auf dem Arm herein wankte.

Marie! rief Jacob mit einem Tone des Schreckens und der Freude zugleich.

Ja, Marie, sagte sie, ihn wehmüthig anlächelnd. Dachtest Du, Jacob, ich würde nicht kommen, Dir Lebewohl zu sagen? O Du, mein einzig Geliebter, Du weißt es ja, daß ich krank gewesen bin, krank bis zum Tode, gleich von dem Tage an, da Du ver-

schwunden warst. Und in meines Fiebers Hitze habe ich der Mutter mein Geheimniß verrathen. Da hat sie in ihrer Angst, man möchte mich für die Theilnehmerin Deines Unglücks halten, all unser Bischen Hab und Gut verkauft, und ist mit mir, krank und besinnungslos wie ich war, nach Meißen gefahren zu ihrem Bruder. O, mein Jacob, zürne mir deshalb nicht, daß ich erst jetzt zu Dir komme! Ich habe Monate lang todtkrank im Bette gelegen, aber meine Seele war immer bei Dir, mein Geliebter, und meine Gedanken weilten bei Dir in Deinem armen, trostlosen Gefängniß! Und deshalb, sobald mich meine Füße nur tragen konnten, machte ich mich auf, um zu Dir zu kommen. Ach, ich bin wohl viele Tage lang gewandert, und habe wohl oft geglaubt, zusammen zu sinken vor Mattigkeit und Kummer, aber der Gedanke an Dich und die Sehnsucht, Dich zu sehen, die gaben mir immer wieder Kraft, weiter zu wandern. Und jetzt endlich bin ich da bei Dir, mein Jacob!

Sie lehnte sich sanft an seine Schulter und weinte still und leise. Jacob aber schwieg, er hatte sein Haupt in seinen Händen verborgen und zwischen den Fingern quollen dick und heiß die Thränen hervor. Der alte Wangerlin hatte weinend sein Haupt an die Wand gelehnt, während Karl sich winselnd und ächzend am Boden wälzte.

Jetzt ließ Jacob die Hände von seinem Gesichte

gleiten und einen Blick voll unendlicher Liebe auf Marien werfend, deutete er stumm, keines Wortes mächtig, auf das Kind, das an ihrem Busen schlummerte.

Es ist Dein Kind, Jacob, sagte sie fast stolz, ich habe es Dir geboren und ich bringe es Dir jetzt, damit Du es segnen sollst für das Leben. Ach, mein Jacob, dies Kind ist mein schmerzlich süßes Glück und ich will es hinaustragen in alle Welt und Jedermann soll wissen, daß es Dein Kind ist. Sieh, damals war ich eine Sünderin und ich schämte mich, daß die laute Welt unser still verborgenes Glück kennen lernen sollte, und ich schämte mich, daß sie es sehen sollte, wie ich Dein Weib geworden vor Gott, noch ehe der Priester uns gesegnet. Aber war's nicht Gott, der in dem Kinde da unsere Liebe gesegnet hatte! Ach, Jacob, mein armer, theurer Jacob, meine Verzweiflung, meine falsche Scham, die haben Dich hineingetrieben in den Tod, und für mich ist es, daß Du gesündigt hast. Jetzt aber schäme ich mich nicht mehr und die ganze Welt soll es wissen, daß ich allein die Schuld trage; Du bist unschuldig, ich trieb Dich zur Verzweiflung, ich allein! Wirst Du mir dies verzeihen, fuhr sie fort und knieete mit ihrem Kinde zu seinen Füßen nieder, wirst Du mir verzeihen, mein Geliebter?

Marie, höre auf! sagte er ganz verzweiflungsvoll. Ich ertrage es nicht, dies Glück zerbricht meinen Muth! Ach, ich hätte Dich nicht sehen sollen, um gefaßt sterben

zu können. Marie, meine Marie, Du liebst mich und ich muß Dich doch verlassen! O, mein Gott, mein Gott, ich fühle wieder Lebensmuth und Lebenskraft in meinen Adern und soll sterben, hinsinken in den Tod! Jetzt, jetzt, da ich das Leben wieder lieben könnte! Aber still, sagte er plötzlich zusammensinkend, als die Uhr jetzt in langsamen, schauerlichen Schlägen die Mitternachtsstunde verkündete, still, Marie! Hörst Du, mein letzter Morgen ist angebrochen, der Morgen eines Tages, dessen Abend ich nicht sehen werde! Weine nicht, Marie, nein, weine nicht! Gott ist gerecht und deshalb muß ich sterben! Ach, im Tode ist Ruhe! Ruhe und Frieden! Im Tode werde ich die Augen der Ermordeten nicht mehr vor mir sehen und sie wird mich nicht mehr verfolgen mit ihrem grausenvollen Todesröcheln! O, dies Todesröcheln! In der Stille meines einsamen Kerkers habe ich es gehört Nacht und Tag, und wenn ich laut schrie vor übermäßiger Qual und Angst, so hörte ich es dennoch, dies leise, ächzende Todesröcheln! O, mein Gott, mein Gott, Erbarmen! fuhr er leise fort und faltete seine Hände zum stillen, inbrünstigen Gebet.

Jacob, sagte Marie nach einer Pause, Jacob, segne Dein Kind!

Er schreckte empor wie aus einem Traume erwachend und sah sie still und ruhig an.

Segne Dein Kind, wiederholte Marie, und segne auch mich!

Jacob legte seine Hand auf des schlummernden Kindes Haupt und sagte leise: O, Du armes vaterloses Kind, möge das Leben Dir nicht zu schwer fallen, möge ein gütiges Geschick Dich auf dem harten, steinigen Gange durch die Welt ein Plätzchen finden lassen, wo Du ausruhen und von Glück träumen kannst! — Er nahm das Kind aus Mariens Armen und drückte es innig an seine Brust und heftete seine Lippen fest auf den Mund des Kindes; schmerzvoll war dieser Anblick, dieser lebensvolle, schon dem Tode verfallene Mann, seine Lippen, welche in wenigen Stunden den kalten Kuß des Todes empfangen sollten, drückend auf den Mund des Kindes, das in dämmerndem Dasein dem Leben verfallen war. O Du arme, kleine Blume, flüsterte Jacob dann leise, wie lange und Deine Blüthe wird geknickt sein in dem heißen Kampfe des Lebens! Armes Kind, für Dich giebt es kein Glück, denn die Armen sind nicht da, um glücklich zu sein, sondern um zu leiden und zu entbehren. Und zum Leiden und Entbehren segne ich Dich, mein Kind, möge Dir der Himmel zu Beidem Kraft verleihen und mögest Du in diesem Kampfe nicht wie Dein Vater unterliegen! Und nun gehe hin in die Welt, Du arme Waise, gehe hin, um zu leiden!

Jacob, sagte der alte Wangerlin leise und schluchzend, Jacob, ich verspreche Dir, Dein Kind soll an mir einen Vater gefunden haben und Deine Marie soll meine Tochter sein!

O Vater! rief Jacob freudig, während Marie weinend ihr Haupt an seinen Knieen barg. Vater, Ihr macht mir das Sterben leicht! Da, nehmt das Kind, es ist mein Vermächtniß!

Karl hatte sich seit einiger Zeit wieder aufgerichtet und mit einem irren, wahnsinnigen Lächeln zugehört; jetzt, als der Alte das Kind aus Jacobs Armen nahm, lachte er laut auf und rief: Nun ist Alles gut. Nun können wir sterben, denn es ist schon ein neuer Sohn da! Ja, die beiden Söhne können sterben und das wollen sie! Ich muß zu meiner Elsbeth hin, um ihr zu sagen, daß ihr Mörder morgen bestraft wird!

Mit einem lauten Freudengeschrei stürzte er aus dem Gemache fort.

Haltet ihn, er ist toll! rief der Alte, und eilte ihm nach, mit dem Kinde im Arm.

Marie und Jacob waren allein, sie sanken einander in die Arme, drückten sich fest, fest an's Herz, und lokkende, köstliche Bilder der Vergangenheit traten noch einmal vor Jacobs innere Augen.

Marie, weißt Du noch, wie Du Deine Liebe mir gestandest? Ach, dies war ein schöner, ein himmlischer

Tag, und er ist mit meinem Tode nicht zu theuer erkauft! Und hörst Du, grüße mir die Stelle am See, wo wir so oft zu ruhen pflegten, und von unserer Liebe und unserm Glücke sprachen. Grüße mir die rauschenden Tannen und die murmelnden Wellen. Ach, sie wissen es wohl, wie sehr ich Dich liebte, denn ich habe es ihnen oft geklagt, ehe ich es Dir bekennen durfte! Und grüße mir auch meine bleiche Mutter, wenn sie aus den Wellen empor rauscht, aber, Marie, Du darfst nicht zu ihr hinabsteigen in ihr kühles Grab. Du mußt leben, um unser Kind zu einem braven Manne zu erziehen. Willst Du mir das versprechen?

Ich verspreche Dir, das Leben zu ertragen, sagte sie schluchzend.

Ach! Marie, und sprich unserm Kinde zuweilen von seinem Vater, lehre es, für mich zu beten und mich zu lieben!

Das will ich, das werde ich, sagte Marie. Und wie könnte es anders sein, da ich nie aufhören werde Dich zu lieben! Ach, Jacob, meine Gedanken werden bei Dir sein in Deinem stillen Grabe, und wenn ich einst sterbe, sollen sie mich an Deiner Seite begraben!

Und dies sei unser Abschied, sagte Jacob, sie fester umarmend. Versprich mir, Marie, daß Du mich nicht mehr sehen, mich nicht begleiten willst zum Tode. Ach, wenn ich Dich sähe, würde ich nicht den Muth haben, gefaßt zu sterben! Deine Augen würden mich in's Le-

ben zurück locken und meinen Muth brechen. Ach, es gehört so viel Muth dazu, um zu sterben, ich muß ganz einsam sein, damit ich mich stark fühle.

Ach, Jacob, könnte ich doch mit Dir sterben, schluchzte Marie.

Denke an unser Kind, Marie, Du mußt leben! Und jetzt geh, Du meine Einzige, Geliebte!

Muß ich schon gehen, Jacob?

Du mußt. Müssen wir uns trennen, so sei es schnell! Hörst Du, die Uhr schlägt schon wieder eine abgelaufene Frist! Ich muß mich sammeln und bereiten zum Tode.

Ach, laß mich bei Dir, Jacob!

Ach, willst Du das Sterben mir noch schwerer machen, Marie?

Nein, ich gehe! Lebe wohl, Jacob, dort sehen wir uns wieder!

Ja, dort!

Er sah ihr nach mit einem unaussprechlichen Blick, wie sie jetzt davon stürzte, und dann fiel er nieder auf seine Kniee und weinte und betete laut.

VII.

Jacob erhob sich von seinen Knieen, auf denen er Stunden lang gelegen und gebetet. Jetzt hatte er abgeschlossen mit dem Leben und der Welt; mit dem Abschied von Marien waren die letzten Bande zerrissen,

die ihn an die Erde knüpften, auf das Jenseits allein waren nur noch seine Gedanken gerichtet. Er fühlte sich selber schon ein Gestorbener und seine Seele, in ihrem innersten Wesen schon abgelöst von seiner physischen Natur, erbebte nicht vor den Schrecknissen des kommenden Morgens. O, dieser Morgen, er dämmerte schon herauf, durch sein vergittertes kleines Fenster sah Jacob schon kleine Wölkchen, vom Morgenrothe gesäumt, und er sagte lächelnd: Das sind die fliegenden Boten, die mir meine nahe Todesstunde verkündigen! O, wie klar und schön der Himmel ist, fuhr er fort, sein Haupt dicht an das Eisengitter lehnend, wie erquicklich die Luft sein mag da draußen! Ich möchte sie noch einmal einathmen in langen Zügen, diese schöne frische Morgenluft. Und das soll das Letzte sein, was ich hienieden von den Menschen erbitte. Sie sollen mir erlauben in den Garten zu gehen.

Er klopfte an seine Thür und rief die Wache. Niemand antwortete ihm, dann faßte er an die Klinke, sie gab nach, die Thür flog auf und er trat in das nächste Gemach. Dort lagen die vier zu seiner Bewachung bestellten Männer in festem Schlaf auf dem Boden. Betäubt von dem zu reichlichen Genuß des Weines hatte der Schlummer der Trunkenheit und Ermattung sie übermannt. Sie hörten es nicht, daß Jacob sie rief, sie erwachten nicht, als er sie rüttelte, sie erwachten nicht, als er an ihnen vorüber schritt und durch

die nur angelehnte Thür auf den Corridor trat. Jacob wußte genau Bescheid in den weitläufigen Gängen dieses alten, lange schon nicht mehr bewohnten Schlosses; jener Corridor dort, das wußte er, führte nach jeder Seite des Schlosses, die nach dem Marktplatz hinlag, dieser hier nach der entgegengesetzten Seite, wo das Schloß von einem alten Park begrenzt war, hinter dem das freie Feld sich öffnete. Diesen letzten Corridor ging Jacob jetzt hinab und durch die alte verfallene Gitterthür, über die bemoosten steinernen Stufen ging er hinunter in den Park. Da stand er jetzt, und athmete mit langen Zügen die frische Luft, und horchte mit entzücktem Lauschen dem Winde, der in den uralten Bäumen säuselte und rauschte. Und dann blickte er empor zum Himmel, der sich eben zu röthen begann, und ein köstliches, kindliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Diesen meinen letzten Sonnenaufgang muß ich ganz ungehindert genießen können, flüsterte Jacob. Hier aber hindern mich die Bäume, daß ich nicht sehen kann, wie die Sonne empor steigt in ihrer goldenen Herrlichkeit. Ich will hinaus gehen in's freie Feld!

Und in geschäftiger Schnelle eilte er die Allee hinab und trat durch das kleine Pförtchen. Da lag es vor ihm, das freie Feld, und mit entzückten Blicken schweifte sein Auge in die Ferne und Weite. O wie köstlich ist dieses Grün der Wiesen, wie lieblich zeichnen sich dort

hintten am Horizonte die rothen Dächer des nahen Flek-kens ab, und wie grün ist jener Waldeskranz dort drüben. Gleich dem Meere wogt hier vorn das Kornfeld mit seinen schon reifenden Aehren, und mit welchem lieblichen Gezwitscher steigt aus demselben die Lerche empor, um sich zum Himmel aufzuwirbeln! — Jacob weinte vor Freude und Entzücken, und er sagte: Ach, die Natur, das ist die schönste Offenbarung Gottes, sein herrlichster Tempel! O, du heilige, erhabene Natur, nimm mich wieder auf in deinen Schooß, bette mich sanft unter deinem kühlenden Rasen, laß deine murmelnden Quellen mich in Schlummer wiegen, laß deine Sonne über mir leuchten und mich erwärmen in meiner Grabesruhe zum freudigen Auferstehen! Ach, die Sonne! Wo ist die Sonne!

Und Jacob wandte sein Antlitz nach Osten. In purpurnem Feuer glühte dort der Himmel, mit dunkelrothem Saum schwebten die lichtweißen Wolken heran, stille war es ringsumher, selbst die Lerche verstummte in ihrem fröhlichen Jubellied, die Natur feierte ihre Morgenandacht und wagte nicht zu athmen in heiliger Ehrfurcht vor der Priesterin Sonne. Jetzt schossen einzelne glühende Lichtstrahlen durch die Purpurgluth, und ein Flüstern und Rauschen ging durch die ganze Natur, wie ein Aufathmen des Entzückens, wie ein Seufzer der Freude, und aus dem Purpur hervor, golden und leuchtend steigt sie hervor, die Sonne, und ein Zittern

der Wonne geht durch die ganze Schöpfung, die goldgesäumten Bäume rauschen in stolzer Lust, und in den Blumen und Gräsern blinken diamantene Thautropfen, und Alles flimmt und leuchtet angestrahlt von der Sonne. Jacob sank nieder auf seine Kniee; dieser lang entbehrte, erhabene Anblick hatte ihn ganz überwältigt, er breitete die Arme empor zur Sonne und rief: Das ist Gott, und er kommt sich mir zu zeigen in all' seiner Herrlichkeit. Ach, gnadenvoller, allmächtiger Gott, nimm mich wieder auf in deinen Schooß und erbarme dich deines Kindes! Ausgestoßen aus dem Leben flehe ich zu dir um Gnade, von den Menschen verdammt flüchte ich zu deinen Füßen hin, und wo die Menschen kein Erbarmen kennen und keine Gnade, da hoffe ich auf dich, mein Gott.

Jetzt begann vom Kirchthurm her ein ängstliches, leises Klingen und Läuten, es tönte wie rufend und mahnend an Jacob's Ohr, er erhob sich von seinen Knieen und sagte: Rufst du mich, Armesünderglöckchen? O, nur Geduld, ich komme schon.

Nun schweiften seine Blicke noch einmal hin über die im Sonnenlicht glänzende Gegend, und er sagte den Bäumen und den Blumen, den Wiesen und Bächen, dem Vogelgezwitscher und dem Sonnenglanz Lebewohl, ein inniges, schmerzloses Lebewohl, dann senkte er sein Haupt auf seine Brust und trat zurück in den Park, die kleine Pforte sorgfältig wieder anlehnend. Durch

die Allee eilte er rasch dahin und zurück in's Schloß. Sie mögen mich schon suchen und ängstlich sein über meine Abwesenheit, dachte er, vorwärts schreitend, und als er jetzt das Zimmer öffnete, hörte er drinnen in seinem Gefängniß ein wildes Toben und Schelten, dazwischen rief man mit lauten Verwünschungen seinen Namen, und er eilte rascher vorwärts und stieß die Thür auf.

Da bin ich! sagte er, eintretend; die Männer, die eben beschäftigt waren nachzuspüren, auf welche Weise er entflohen, sahen ihn erstaunt und fragend an.

Jacob, wo wart Ihr? fragten sie endlich.

Draußen im Garten und auf dem Felde, sagte er, ich wollte Euch bitten, mit mir zu gehen, aber Ihr schlieft so fest, daß ich Euch nicht stören mochte.

Und Ihr seid nicht entflohen, Ihr wart draußen auf freiem Felde und seid nicht entflohen?

Kann ich denn meinem innern Richter entfliehen? fragte er leise. Was hülfe es mir denn, dem äußern Richter zu entfliehen!

VIII.

Die Glocken rufen mit dumpfem Ton, — es sind Jacobs Sterbeglocken, auf dem Marktplatz stehen dichtgedrängt Tausende von Menschen, — es sind Jacobs Sterbezeugen, nach jenem schwarzen, hohen Gerüste hin sind Aller Blicke gerichtet — es ist Jacobs Sterbebett,

und als jetzt vom Schlosse her ein Glöckchen ertönt, läuft ein freudiges Gemurmel durch die Menge, und sie flüstern: Sie kommen! Sie kommen!

Langsam bewegt sich der Karren vorwärts, auf dem Jacob an der Seite des Priesters sitzt, langsam macht er sich Bahn durch die sich theilende Menge. Jacob sieht es nicht, er fühlt es nicht, sein Haupt ist auf die Brust gesenkt, kraftlos und matt, sein Herz schlägt nur noch leise, und hält zuweilen ganz inne, Jacob ist fast schon gestorben, und er weiß nicht mehr, was um ihn her vorgeht. Jetzt hält der Karren am Fuße des Schaffotes. Lauter und schmerzvoller tönt das Armesünderglöcklein, lauter betet der Priester, lauter murmelt die vor Erwartung ungeduldige Menge. Jacob hört es nicht, daß man ihm befiehlt, den Karren zu verlassen und das Schaffot zu besteigen, er hört es nicht, denn er hört nur noch die Stimme Gottes, die zu ihm spricht mit himmlischem Erbarmen und gnadenvollem Troste. Man muß ihn die Stufen hinauf tragen, und wie er jetzt dort oben steht, und wie ihn die Menge sieht, so jung und so bleich, das Antlitz wie in einer Art Verzückung gen Himmel gekehrt, da weint und schluchzt die Menge; mit dem duftenden Taschentuch bedeckt sich manch schönes Fräulein die überfließenden Augen, und Tausende von Weibern seufzen und schluchzen: Der arme junge Mensch! — Sie Alle sind gerührt und von Mitleid durchglüht. Von nah und fern sind sie gekom-

men, diesem Schauspiele zuzuschauen, und sie sind ganz befriedigt, denn es ist so schauerlich und so rührend!

Ach, Clotilde, flüsterte das schöne Fräulein Bertha von Windeck weinend ihrer Nachbarin zu, wie jung er ist und wie hübsch!

Ja, sagte Clotilde schluchzend, es ist ein herzzerreißender Anblick!

So jung und soll schon sterben, weinte Bertha, ich hoffe, daß er noch begnadigt wird.

Er wird doch nicht, sagte die schluchzende Clotilde erschrocken, das wäre doch Schade! Denn da entginge uns ja das Beste!

In diesem Augenblicke rief eine gellende Stimme: Jacob, ich gehe Dir voran, um Dich anzuklagen vor Gottes Throne. Du hast mein Weib und Kind ermordet!

Ein dumpfer Laut, ein Schlag, ein Fall folgte. Dann ein entsetzlicher Angstschrei. — Jacob hatte Nichts gehört, — er kniecte auf dem Schaffot und betete.

Was ist's? Wer schreit da? Wer jammert so laut? fragte man in der Menge. Und von Mund zu Mund ging dann die Kunde: Der Karl Wangerlin, des reichen Gastwirths Sohn, hat sich dort drüben aus der Dachluke hinuntergestürzt auf die Straße und sich das Genick gebrochen. Sein Vater trägt den Todten eben in's Haus. Ach, hört Ihr, wie der Alte laut schreit und weint? Ach, der arme Mann! Der Karl war

sein einziges Kind! Aber schaut, jetzt hat man dem Jacob das Haar abgeschnitten! Ach, das schöne Haar! Und jetzt, seht, jetzt legt er den Kopf auf den Block!

Eine tiefe Stille der Erwartung, der athemlosen Spannung trat ein. Nun sauset das Beil durch die Luft mit blitzendem Schein, — nun ein dumpfer Fall, hoch in die Luft spritzt das rothe dampfende Blut, der Kopf rollt zur Erde.

Ein donnerndes Beifallsgeschrei ertönt ringsumher, die Menge applaudirt dem geschickten Scharfrichter und dieser verneigt sich, bescheiden erröthend. . .

Wirklich, das war herrlich! sagte Einer zum Andern.

Wie der Kopf davon rollte! Welch eine Geschicklichkeit!

Wahrlich, es lohnte sich schon der Mühe, weit her zu kommen! Es war ein sehr interessantes Schauspiel.

Und eben so interessant, als rührend, sagte die empfindsame Clotilde, die unverwandt hingeschaut hatte nach dem Blutgerüst. Jetzt zog sie den Schleier über ihr Antlitz und sagte: Ich habe nicht den Muth gehabt hinzusehen! Der arme junge Mann, ich wollte, er wäre begnadigt worden!

Die zufriedene Menge zerstreute sich, bald war der Platz leer, und der Scharfrichter ging, um Marien, wie er ihr versprochen, Jacobs abgeschnittenes Haar zu brin-

gen. Und Marie küßte dies Haar und legte es weinend auf ihres Kindes Brust. Es ist Deines Vaters einziges Vermächtniß, Du arme Waise, sagte sie. Ach, Du sollst ihn lieben, Deinen guten Vater! Die Menschen nannten ihn einen Mörder und straften ihn, aber er war gut und edel und Du sollst ihn lieben, mein Sohn!

Das Gletscherglühen.

Von Chillon bis Vevay ist nur eine Stunde, und in dem schönen und prächtigen Hotel Aux trois couronnes in Vevay erwartet Dich süße Ruhe und köstliches Behagen. Dies Hotel, das schönste und glänzendste, welches ich kenne, liegt unmittelbar am See und bietet die wundervollste Aussicht dar. Vevay ist überhaupt der schönste Punkt am Genfer See, das Klima am schönsten, die Gegend am lieblichsten und zugleich am grandiosesten. Gegen Abend standen wir auf der Terrasse unseres Hotels. Der See schlug mit dunkelblauen Wogen, murmelnd und schäumend zu unseren Füßen an, kleine, leicht bewimpelte Boote flatterten wie Vögel an uns vorüber, die gewaltigen Berge des jenseitigen Ufers standen im violetten Duft, und so blau wie ein Himmel, der sich auf die Erde gelegt, streckte der See sich weit, unabsehbar hinein in die Ferne. Und über den Bergen drüben schauten in flammender Schönheit die Gletscher herüber, leuchtend und strahlend und umspielt von dem durchsichtigen violetten Duft der Berge. Die Sonne begann zu sinken; schon hauchte sie die Berge mit dunkelrothen Gluthen an; die Gletscher begannen zu erröthen wie göttliche Jungfrauen,

wie leicht angehauchte, weiße Rosen, die ganze Gegend schien aufzuathmen in einem rosigen Lächeln der Freude, der See spielte in blauen und goldenen, in rosenrothen und violetten Lichtern. Jetzt flammen die Gletscher auf in tiefdunkler, purpurner Gluth, ein unermeßliches, strahlendes Leuchten strömt von ihnen aus und überstrahlt die Berge und den See, es ist wie ein entzückendes Aufjauchzen der ganzen Schöpfung, so still, so feierlich ist Alles ringsum, die Natur selbst scheint den Athem anzuhalten, um diese Apotheose der Gletscher durch keinen Windhauch zu stören, die Wellen des See's stehen still, aber schon werden die Spitzen der Gletscher matter und farbloser, schon beginnt ihre Gluth zu erbleichen. Der Purpur verwandelt sich in Goldgelb, wird matter und matter, noch ruhen einzelne Purpurstreifen auf den Bergen, auch diese verschwinden, und kalt und weiß, wie gigantische Riesengespenster, stehen sie jetzt da, die weißen, glanzlosen Gletscher! —

Was soll ich Dir nun noch weiter erzählen? O, ich hatte noch so Vieles, was ich Dir sagen wollte, aber ich sehe jetzt, daß es immer nur eine Wiederholung des schon Gesagten sein würde. Ich habe Dir das Größte zu schildern versucht, was es in der Schweiz giebt, wozu Dir das Kleinere, wenn auch nicht minder Schöne beschreiben wollen? Die Natur hat sich hier in tändelndem Spiel zuweilen wiederholt, der Montblanc und der Genfer See, die Thäler und Höhen

ringsum waren die Vorbilder, nach denen sie sich conterfeiete. Das liebliche Thal von Grindelwald mit seinem Ober- und Untergletscher ist nur eine Copie, aber en miniature, von dem Chamouny-Thal mit dem Eismeer und dem Bosson, die Jungfrau erinnert an den Montblanc, nur daß sie dreitausend Fuß weniger Eis hat, der Staubbach erreicht weder die Pissevache noch den Chêde, und weder das Thal von Lauterbrunn noch Meyringen erreichen das göttliche Thal von Martigny. Aber lieblicher, ansprechender, als die Regionen des Montblanc, ist das Berner Oberland, und dabei fehlt ihm weder das Großartige, noch das Imposante. Und dann diese schönen Seen, sie sind eben so großartig als lieblich, der kleine Thuner See, ein wahres Juwel, nach dem Genfer See vielleicht der schönste, eben so anmuthig der Vierwaldstädter See und der Züricher. O, mein Gott, ich könnte Dir noch Tagelang erzählen, aber nichts Neues mehr, und also — schweige ich.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Oberme
eufahrnerstr. 8 - Tel. 087
8303 Rottenbur

Obermer
eufahrnerst. 8 · Tel. 0878
8303 Rottenburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Federzeichnungen auf der Reise Novellen und Bilder von L. Mühlbach

Berlin 1846

P.o.germ. 1936 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127240-0